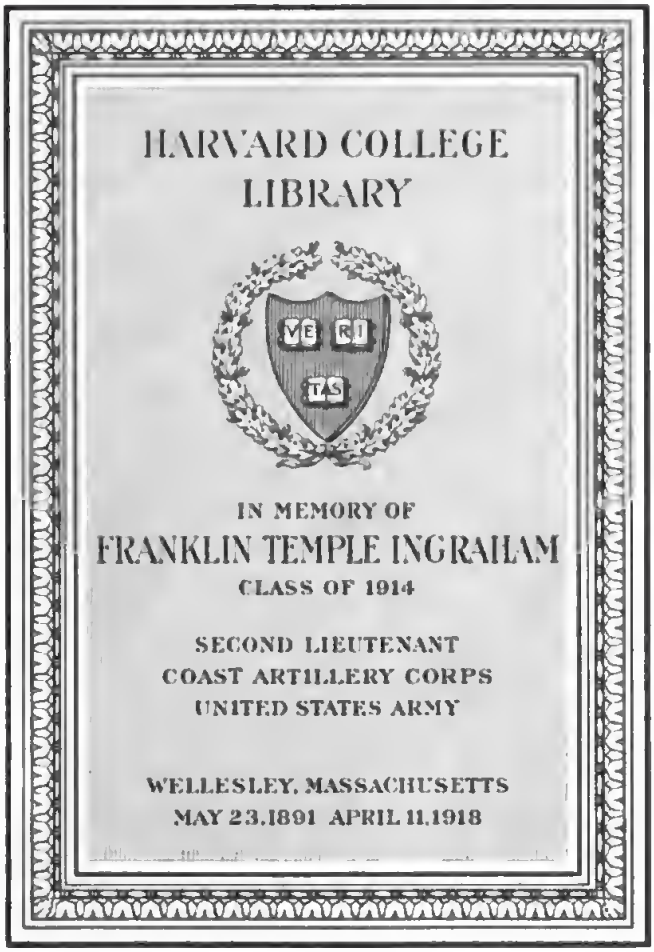
Die Heimat

Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck

Ger 45.1.30


HARVARD COLLEGE
LIBRARY
VE RI
TAS
IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914
SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY
WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23.1891 APRIL 11.1918
TIFFANY & CO

Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

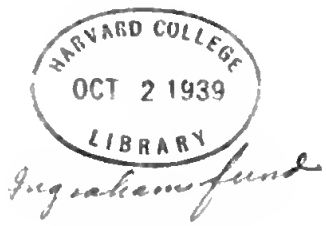
und dem

Fürstentum Lübeck.

VIII. Jahrgang.

Kiel, 1898.
Druck von A. F. Jensen.

Ger 45.1.30
1



Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.

Altertumskunde.

Kunau, C., Taufstein bei Poppholz. 47.
Mestorf, J., *Aus alten und ältesten Zeiten. 1. 157. 177.

Biographieen.

Hansen, P. Chr., *Oberbürgermeister Toosbuy. 216.
Stange, H., *Johannes Brahms in seinen Beziehungen zu unserer engeren Heimat. 193.

Erzählungen.

Fehrs, J. H., Johanni-Storm. 19. 41.

Gedichte.

Bartels, A., Alte Heimat. 75.
Jr, Op'e Strat. 25.
Groth, K., Erhebung. 49.
Gloy, A., Der sterbende König. 188.
Lobsien, W., Auf Gassen der Heimat. 115.
Peper, W., Klaus Groth. 135.

Geschichte.

Bartels, A., Die Schlacht bei Hemmingstedt. 97.
Gloy, Dr. A., Auf dem Schlachtfelde von Idstedt. 50. — *Die Erhebung Schleswig-Holsteins. 56.
Lund, H., Vor 50 Jahren. 50.
v. Osten, H. H, Die Zeit der provisorischen Regierung. 128.
Rohwer, J., Kleinigkeiten von der Eroberung Rendsburgs. 69.
Strohmeyer, E., Die Schlacht bei Bau und die Kieler Freischaren. 85.
Voß, J., *Die Ruine Glambek auf Fehmarn. 213.

Kirchengeschichte.

Piper, K., Der Charakter des niederdeutschen Christentums in dessen Anfängen. 209. 225.

Kulturgeschichte.

Aus vergangenen Tagen. 24. 114.
Ankert, H., Marterkreuz. 76. 115.
Barfod, H., Die Mistel. 29. 78. vgl. 115. 208.
Callsen, J. J., Fahrendes Volk. 24. — Roland. 94. — Session. 114. — Beim Schlittenfahren. 244.
Dannmeyer, C. H., Nutt, butt, jiepstert. 94.
Devens, F. C., Ringreiten. 48. — Pferdeaberglauben. 76. 115.
Eschenburg, H., Was sich das Volk erzählt. 47. 192. — Sprichwörter, volkstümliche Ausdrücke und Redensarten, Volksreime, alter Volksglaube. 203. 221. 240.
Hinz, A., Eine Plünderung im Jahre 1813. 170.
Kauffmann, Die Mistel. 115. — Pferdeaberglaube. 115.
Lorentzen, F., *Die Eckernförder Fischerei. 8. 34. 105. — Der Dingstock. 94 (vgl. 208).
Maaß, J., Das Dassowfahren. 133.
Meyer, G. F., Wenn se kamt, so kamt se. 191.
Peters, W., Jugend- und Volksspiele: Das Kipseln. 173. 189.
Plett, M., Grüttbüdel und Tambour. 243.
Provinzialberichte, Rechtsgebräuche im Amte Kiel. 172.
Rickers, Dingstock. 208 (vgl. 94).
Stickel, C., Zunft und Handwerk zu Ende des vorigen Jahrhunderts. 171.
Vor hundert Jahren. 171.
Voß, M., Die Entstehung der Dörfer und die landwirtschaftlich-geschichtlichen Verhältnisse im südwestlichen Schleswig. 117. 137.
Was sich das Volk erzählt. 27. 47. 191. 207.
Wieck, C., Kinderfeste einst und jetzt. XXXIX.
Winkelmann, H., Die Inschriften an der Burgstubenthür. 27.

Kunst.

Bau- und Kunstdenkmäler von R. Haupt (Kreisausgaben). 224.
Friedel, E., Abtreten der Leichensteine. 156.
Haupt, Dr. G., Zur 50. Gedenkfeier der Erhebung. 71.
Lund, H., Zur Weckung des Verständnisses für heimische Kunst. 28.

Landeskunde.

Callsen, J. J., *Die Schlei. 124. 144.
Franzen, P., *Auf historischem Boden. 198 (vgl. XLII).

Digitized by Google

Lorentzen, F., * Die Eckernförder Fischerei. 8. 34. 105.
Voß, J., * Die Ruine Glambek auf Fehmarn. 213.

Litteratur.

Aufruf, betr. die Hebbelstiftung. XLVI.
Krumm, H., Zwei wertvolle Bereicherungen der heimischen Litteratur. 72. 90.
Kröger, T., Weshalb ist Detlev v. Liliencron noch nicht volkstümlich? 230.

Musik.

Stange, H., * Johannes Brahms in seinen Beziehungen zu unserer engeren Heimat. 193.

Naturkunde.

Ankert, H., Nordlicht. 224 (vgl. 208).
Aufruf zur Erforschung der schleswig-holsteinischen Flora. XXVII.
Barfod, H., * Die Mistel. 29. 78 (vgl. 115. 208). — Das Vorkommen der Mistel in Schleswig-Holstein. 208. — Wachstum des Torfes. 224.
Berg, A., Erforschung unserer heimatlichen Seeen. 95.
Butenschön, J., Aus dem Leben des Storches. 243.
Dethleffsen, D., Über den Marschmergel. 148.
Erichsen, F., Unsere Knicke und ihre Pflanzenwelt. 163. 180.
Eschenburg, H., Die Spätzin als Pflegemutter. 94 — Nordlicht. 208 (vgl. 224). — Eine Schlafstätte unserer Vögel. 238.
Frahm, L., Frühlingsboten im Januar. 75.
Hansen, Dr, Ankunft der Störche. 116.
Hinkelmann, A., Das Übernachten der Vögel an Bord eines Schiffes. 95.
Lorentzen, F., Fang einer Ringelnatter im Meerwasser. 208.
Mestorf, J., Aus dem Leben des Storches. 192.
Nerong, O. C., Eine eigenartige Lichterscheinung am Himmel. 47.
Rohweder, J., Aus dem Leben des Storches. 152 (vgl. 192. 244).
Specht, E., Schlupfwespe und Spinne. 224.
St., Aus dem Leben des Storches. 244.

Plattdeutsches.

Ar, Op'e Strat. 25.
Eschenburg, H., He bleev 'r æwer. 47. — De harte Klütjn. 47. — De Mund in 'n Püntj. 192. — Reels, kam ræwer. 192. — Sprichwörter, volkstümliche Ausdrücke und Redensarten, Volksreime, alter Volksglaube. 203. 221.
Fehrs, J. H., Johanni-Storm. 19. 41.
Jungclaus, K., Verbandstag des allgemeinen plattdeutschen Verbandes. XXXVII. XLIII.
Maaß, J., Klas Warre. 207.
Was sich das Volk erzählt. 27. 47. 191. 207.

Sagen.

Carstens, H., Stapelholmer Sagen. 26. 113. 202. 219. 236.
Plett, M., Grüttbüdel und Tambour. 243.

Vereinsangelegenheiten.

Barfod, H., Bericht über die Generalversammlung. XXIX. XXXIII.
Mitglieder-Verzeichnisse: II. V. XIV. XVIII XXII. XXXVIII. XLIII.
Mitteilungen. V. IX. X. XIII. XVII. XXI. XXV.
Satzungen. III.

Verschiedenes.

An die Leser. I. XLV.
Anfragen: Ringreiten. 48. — Pferdeaberglaube. 76. — Marterkreuz. 76. 115. — Erforschung heimatlicher Seeen. 95. Pflanzen, welche die Buttergewinnung verhindern. 116.
Aufruf zu Beiträgen zum Bau der Idstedtkirche. XXIII.
Aufruf zur Erforschung der heimischen Flora. XXVII.
Bau- und Kunstdenkmäler von R. Haupt. 224.
Briefkasten. III. XIV. XVIII (betr. Jahresübersichten). XXII. XXVI. XXXV. XXXIX. XLVI.
Bücherschau: Alberti. 136. — Arp. XXXV — Bartels. 72. — Behrens. XLVII. — Fack. 116. — Freudenthal. 48. — Haupt. 135. — Hellwald. XXVII. — Jessen. XXXV. — v. Jessen. XLVII. — Kröger. 90. XXXV. — Kock. 176. — Liliencron. 116. — Naumann. XXVI. — Nerong. XXXV. — Peters, H. XIX. — Peters, W. 192. — Provinzialbibliothek. XXXIX. — Sach. 76. — Samwer. 95. — Schleswig-Holsteinerin. 116. — Voß. 175. — Witt. XLI.
Eingegangene Bücher. III.
Erinnerungen an Fritz Reuter. XXIII.
Groth, K., Doppeleichen. 75.
Jessen, W., Bitte, betreffend die Gedenkfeier am 5. April 1899. XLIII.
Kleine Nachrichten. 48. 76. 95.
Knuth, P., Phänologische Beobachtungen. XLII.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 1. Januar 1898.

Aus alten und ältesten Zeiten.[1])

Von J. Mestorf in Kiel.

IV.

Bronzealter.

Das erste Metall, welches den Bewohnern unserer Heimath zu Gesichte kam, war die Bronze. Die älteste Bronze besteht aus einer Legirung von Kupfer und Zinn.

Auf welche Weise unsere Vorfahren in den Besitz der ersten Metallgeräthe gelangten, ob durch fahrende Händler oder durch fremde Einwanderer, die, von jenseits der Elbe ins Land kommend, mit kostbaren Waffen und Schmuck von Bronze ausgerüstet waren, wovon sie für Nahrungsmittel, Wohnplätze, oder was Fremdlingen sonst noth thut, willig abgaben: das wird schwerlich jemals entschieden werden und ist für das Verständniß unserer Vorzeit auch nicht besonders wichtig. Daß die neuen Metallgeräthe gleich in so großen Massen eingeführt wurden, daß ein jeder sich damit versorgen konnte und in der That nichts eiligeres zu thun hatte, als die alten Steinwaffen und Werkzeuge fortzuwerfen — das wird heutzutage wohl niemand mehr annehmen wollen. Wir müssen vielmehr damit rechnen, daß die Bronzeindustrie dazumal noch nicht auf der Höhe ihrer Entwicklung stand, daß ihre älteren Producte (Dolche, Nadeln, Ringe u. dgl.) sehr kostbar und in Folge dessen sehr spärlich waren, und daß erst allmälig, als die Händler oder die neuen Ansiedler merkten, daß hier ein gutes Absatzgebiet für die fremdartigen Dinge gefunden sei, der Verkehr mit den fernen Kauf- und Fabrikstätten lebhafter wurde, bis dann die Zeit kam, wo nicht länger ausschließlich fertige Waare, sondern auch das Metall als Rohproduct bezogen und hier, anfänglich nach fremden Mustern, verarbeitet wurde. Man hat den nordischen Barbaren die Fähigkeit dazu absprechen wollen; allein, Leuten, die eine so große Meisterschaft in der Bearbeitung der Gesteine erlangt hatten, die sich als so kunstfertige Töpfer präsentiren, wie unsere Steinalterbevölkerung, denen kann man wohl zutrauen, daß sie alsbald die Kunst des Metallgusses und die Anfertigung

[1]) Vgl. „Heimat," Jahrgang 1897, S. 1. 69. 109.

der Gußformen erlernten. Fahrende Metallarbeiter mögen ihre Lehrmeister gewesen sein.

Für die Ansicht, daß nicht nur die ärmeren Classen sich noch ferner der alten Steingeräthe bedienten, sondern daß auch die reicher Begüterten neben dem kostbaren Metallgeräth Steinwaffen und Werkzeuge in Gebrauch behielten, zeugen gewisse Gräberfunde, die neben Bronzen auch Steingeräthe enthielten. Freilich ist in Beurtheilung solcher größte Vorsicht geboten. Man findet nicht selten in Museen und Privatsammlungen Bronze- und Steingeräthe beisammen liegen, von denen es heißt, sie seien beisammen gefunden. Das ist indessen nur glaubwürdig, wenn sie von sachkundiger Hand gehoben sind. Es kommt vor, daß in einem Hügel, neben oder unter Bronzegräbern, ältere Steinaltergräber liegen; auch haben bisweilen in älteren Steinkammern Nachbestattungen der Bronzezeit stattgefunden. Wird nun ein solcher Grabhügel von Arbeitern abgefahren und der Knecht bringt seinem Herrn gewissenhaft alles, was beim abräumen der Steine gefunden ist, da spricht er in gutem Glauben, wenn er die Objecte als „zusammen gefunden" abliefert. Solche Funde haben für die Forschung keine Bedeutung. Wo aber bei methodischer Untersuchung solche Fälle zu Tage treten, werden sie als besonders werthvoll begrüßt. Vor einigen Jahren wurde bei Schülp (Nortorf) ein Frauengrab aufgedeckt. Die Leiche selbst war spurlos vergangen, aber an der Lage der Beigaben ließ sich erkennen, wie sie geschmückt gewesen. Im Haar war ein Bronzeschmuck befestigt; um den Hals trug sie Bernsteinperlen, das Gewand war auf der Brust durch eine Bronzenadel zusammengehalten; zu Füßen stand ein irdenes Töpfchen, in welchem ein bronzener Pfriemen lag, und auf Gürtelhöhe (also wohl im Gürtel getragen) lag ein kleiner Flintdolch. — Bei Hohenaspe wurden kürzlich in einem Männergrabe neben einem Kurzschwert von Bronze, ein schöner Flintdolch und einige Flintspäne gefunden. Bei dem unweit davon gelegenen Dorfe Ridders fand man in einem Steingrabe, außer einem Flintdolch zu Häupten und sechs zierlichen Pfeilspitzen desselben Materials am Fußende, einen Bronzedrahtring, der nach der Lage zu schließen, am Finger getragen war. Diese Beispiele mögen als Belege für die oben ausgesprochene Ansicht genügen. Manche Steingeräthe verrathen durch ihre Formen, daß sie metallenem Geräth nachgebildet sind. Daß aber die durch Formenschönheit und Feinheit der Ornamente noch heute bewunderten Bronzen nicht nur hier im Lande gegossen werden konnten, sondern wirklich hier gegossen worden sind, bezeugen die Funde von Gußformen von Stein und Thon, von mißlungenen und unfertigen Gußproducten, von sogenanntem „Sammelerz" (d. i. eine Anzahl zerbrochener und zerstückelter Objecte, die offenbar zum einschmelzen bestimmt waren) und anderen ähnlichen Dingen.

Die alte edle Bronze besteht, wie gesagt, aus Kupfer und Zinn. Der Procentsatz des Zinns ist schwankend und richtet sich theils nach dem

Digitized by Google

mehr oder minder reichen Vorrath an diesem kostbaren Material, der dem Gießer zur Verfügung stand, theils nach der inneren Beschaffenheit des Kupfers und großentheils auch nach dem Zweck, dem die Geräthe dienen sollten.[1])

Man ist in letzter Zeit mehrerseits für die Existenz einer „Kupferperiode" eingetreten, die der eigentlichen Bronzezeit vorausgegangen sein soll. Daß in Ländern, wo das Kupfer zu den Naturproducten gehört, manche Geräthe aus nicht absichtlich legirtem Kupfer gegossen sind, ist höchst wahrscheinlich. Bei uns, wo beide Metalle importirt werden mußten, ist es bisher nicht gelungen, eine Kupferperiode zu constatiren. Wir kennen wohl zinnarme Bronzen, meistens einfache, compacte Formen, aber keine Geräthe von reinem Kupfer.

Die Ausstattung der durch Reichthum bevorzugten Geschlechter mit Kleidern, Waffen und Schmuck muß in der Zeit, wo die Bronzecultur in höchster Blüthe stand, eine überaus prächtige gewesen sein. Wir müssen in Betracht ziehen, daß die Bronzen, die, wenn sie aus dem Erdboden zu Tage kommen, mit grünem Rost überzogen sind oder, wenn sie aus Wasser oder Moor gehoben werden, eine braune Farbe zeigen, ursprünglich an Farbe und Glanz dem Golde glichen. Vergegenwärtigen wir uns einen Mann in vollem Kleider- und Waffenschmuck. Gerüstet mit goldglänzendem Schwert, Dolch, Speer und Beil, eine Goldspange am zottigen Mantel, am Arm einen Ring — in der That eine stattliche Erscheinung. Nicht minder prächtig angethan war die Frau: Geschmeide im Haar, um den Hals, auf der Brust, am Gürtel, an Arm und Hand, bisweilen sogar am Fußgelenk (in einem Frauengrab bei Drage), oftmals auch einen Dolch im Gürtel, und alles dies im hellen Goldglanz. Die Kleidung, bestehend in einem Rock, der durch einen Gürtel gehalten wurde, einem Jäckchen, einem kunstvoll geknüpften Häubchen auf dem Blondhaar[2]) — da läßt sich denken, daß eine so reich geschmückte Frau den Aermeren der Genossenschaft wie ein höheres Wesen an Glanz und Schönheit erschien. Ein in der Nähe von Bornhöved seßhaftes Geschlecht trug sogar mit Gold durchwirkte Gewänder, von welchen freilich nur wenige Ueberreste erhalten sind.

Die Gewebe verdienen nähere Aufmerksamkeit. Sie sind von Wolle

[1]) Herrn Dr. Otto Kröhnke verdanken wir eine chemische Analyse einer Anzahl alter Bronzen des Kieler Museums. Er bestätigt den schwankenden Zinngehalt und zwar aus oben genannten Gründen. Ein beachtenswerthes Ergebniß seiner Untersuchungen ist ferner, daß die zur Herstellung der schleswig-holsteinischen Bronzen verwandten Kupfererze aus Schlesien, Ungarn und Siebenbürgen stammen dürften. Das wäre ein Hinweis auf die Richtung eines Handelsweges, für den übrigens schon andere Anzeichen da waren. Auf einem zweiten, weiter westlich liegenden Wege scheinen namentlich die älteren fertigen Bronzegeräthe nach Norden gekommen zu sein.

[2]) Dänischen Untersuchungen verdanken wir die Kenntniß, daß die Bronzealtermenschen eine blonde Rasse repräsentiren.

Digitized by Google

und zwar, wie die Untersuchungen dänischer Archäologen uns lehren, einem Gemisch von Schafwolle und dem Winterhaar des Edelhirsches. Abgesehen von den ripsartig gewebten Gürteln und einem künstlich hergestellten Krimmer ähnlichen Stoff, der zu Kopfbedeckungen für Männer verarbeitet wurde, bestehen die Gewebe aus einfacher Kreuzung der Fäden wie in unserer Leinewand. Bei einem dickeren Stoff bilden die Fäden an der unteren Seite Zotteln oder Schlupfen. Beachtenswerth ist bei den Geweben der Bronzezeit, daß die Fäden der Kette nach anderer Richtung gedreht sind, wie die des Einschlages: Das mußte einen practischen Zweck haben. Als ich diese Eigenthümlichkeit vor Jahren zuerst bemerkte, erkundigte ich mich bei verständigen älteren Bauerfrauen, die selbst spannen, und da hörte ich, daß sparsame Frauen bisweilen das Rad nach links drehten, was einen härteren aber auch haltbareren Faden gab. Ich trage kein Bedenken anzunehmen, daß der verschiedenen Drehung der Fäden in den Bronzealtergeweben derselbe practische Zweck zu Grunde lag.

Die Frauen spannen, webten und nähten. Sie kannten und übten die Ueberwandnaht, den Saum und den Festonstich. Unter dem Kleingeräth, welches sie am Gürtel trugen, finden wir Nähnadel, Pfriemen, Messerchen, Pincette u. a. m. Die Scheere kannten sie noch nicht. — So mannigfach begabt, so reich ausgestattet mit Kleidern und Schmuck, öfters gar mit einem Dolch im Gürtel, tritt uns die Frau der Bronzezeit nicht als Dienerin oder Hörige, sondern als die ebenbürtige, würdige Genossin des Mannes entgegen. Unter dem Hausgeräth finden wir neben irdenen Gefäßen auch hölzerne Schalen, die mit Bronze- und Zinnstiften reich verziert sind, Bronzegefäße verschiedener Art, alle von edler Form und mit schönen Ornamenten. Seltener sind Gefäße und Schmuck von feinem ächten Gold. In der schönsten Blüthezeit der Culturperiode war nämlich außer Kupfer und Zinn auch das Gold bekannt. Dänische Gräberfunde berechtigen zu der Vermuthung, daß der Hausstand mit mannigfachem Holzgeräth versorgt war.

Jagd, Viehzucht, Ackerbau, Handel und wohl auch Schifffahrt bildeten die Beschäftigung der Männer. Eine Bronzeschale aus einem Grabe bei Löptien (Preetz) lehrt uns, daß dazumal schon Weizen oder Spelz hier gebaut wurde. Unter dem Boden fanden sich nämlich von Rost durchzogene Reste von zerschnittenem Stroh, das auf dem hiesigen Botanischen Institut als Weizenstroh (oder Spelz) erkannt wurde.

Müssen wir der Bronzekultur eine Dauer von mindestens 1000 Jahren zusprechen, da ist es selbstverständlich, daß sich innerhalb derselben mancherlei Wandelungen vollzogen haben. Wir erkennen dies nicht nur an der Veränderung der Geräthe und der größeren Mannigfaltigkeit der Bestände, sondern vor allem auch an den Begräbnißgebräuchen. Anfangs erhielt sich der alte Brauch der Todtenbestattung und zwar scheint, wie neuere methodische Untersuchungen lehren, die Leiche in einen Holzsarg gelegt zu

Digitized by Google

sein, wohl auch in eine Steinkiste; darüber wurde ein Steinhaufen aufgebaut und über diesen schließlich ein Erdhügel errichtet. Das sporadische Vorkommen sogenannter „Baumsärge" war längst bekannt. Neuerdings haben Dr. Splieth und Professor Montelius, der eine hier, der andere in Schweden und absolut unabhängig von einander, erkannt, daß nahezu in allen Skeletgräbern der Bronzezeit die Spuren eines Holzsarges vorhanden sind. Diese Spuren sind indessen so minimal, daß das erfahrene Auge eines Archäologen dazu gehört, um sie wahrzunehmen. Bisweilen sind die Umrisse noch so deutlich, daß das Bild durch Zeichnung oder photographische Aufnahme fixirt werden kann; auch sind die Holzfasern öfters noch wohl zu erkennen. In dem obenerwähnten Grabe bei Löptien scheint der Todte auf ein Lager von zerschnittenem Stroh gebettet zu sein. Nehmen

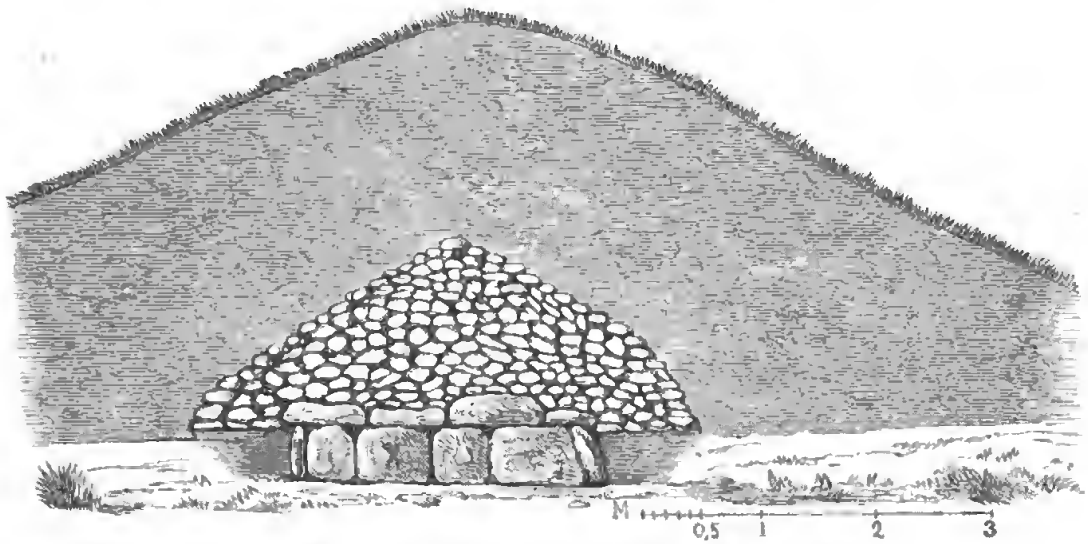


Fig. 1. Grabhügel mit Skeletgrab. Sylt.

wir an, daß ursprünglich eine Decke darüber gebreitet war, so ließe sich darin ein Hinweis finden, wie man damals das Nachtlager für die Lebenden zu bereiten pflegte.

Der Uebergang von der Leichenbestattung zur Leichenverbrennung läßt auf eine Wandelung in den religiösen Anschauungen schließen. Auch diese wird, wie alle neuen Culturelemente und Anregungen, aus fremden südlicheren Ländern zu uns herauf gedrungen sein. Nach und nach wurden die Begräbnißformen mannigfaltiger. Anfangs wurden die wohlgesäuberten Rückstände vom Leichenbrand noch in einem Holzsarge oder in einer Steinkiste beigesetzt; dann wurde die Kiste kleiner und später wurden die verbrannten Gebeine in ein Thongefäß geschüttet und dieses mit Steinen umstellt. Immer aber wurde ein Hügel darüber aufgerichtet, der jedoch mehrere Urnengräber zu umschließen pflegt. Erst seit dem letzten Jahrzehnt kennen wir Flachgräber aus der Bronzezeit, d. h. Urnen,

die in einer Steinschüttung im flachen Erdboden stehen und nur bisweilen durch eine geringe Bodenanschwellung sich von dem umliegenden Erdreich abheben. Diese Gräber gehören dem Ende der Bronzecultur an. Die Gefäße sind einfach, von alterthümlicher Form, die Beigaben bestehen in ärmlichem Kleingeräth: Messer, Pincette, Pfriemen, Nadel u. dgl.

Der Uebergang von der Leichenbestattung zur Leichenverbrennung deutet auf einen totalen Religionswechsel oder auf Aenderungen in der Glaubenslehre. Gegen ersteren spricht, daß gewisse culturelle Gebräuche sich von der Steinzeit, durch die ganze Bronzezeit und das vorhistorische Eisenalter, bis an das Ende des heidnischen Zeitalters verfolgen lassen.

Zu diesen gehören die sogenannten Depotfunde. Außer den Gräberfunden, und den zufälligen Funden, d. h. Funden solcher Dinge, die zufällig in den Erdboden hineingerathen sind, kennen wir andere, die

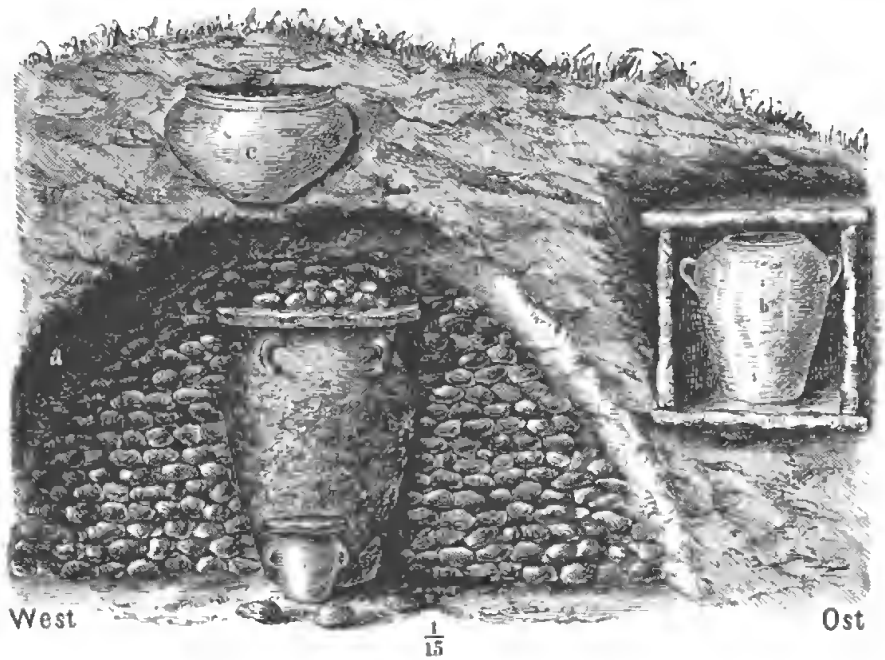


Fig. 2. Grabhügel mit Urnengräbern. Sylt.

unverkennbar absichtlich vergraben wurden. Dies sind die sogen. Depotfunde, die sich wiederum in 2 Classen sondern lassen. Etliche repräsentiren die Habe eines Bronzegießers, bisweilen auch eine Gußstätte. In solchen pflegen nur eine oder wenige Geräthformen vertreten zu sein. Der Guß war vollzogen, aber die Gußnähte waren noch zu entfernen, bei Schneide- und Stechwerkzeugen war die Schärfe anzuschleifen, kurz, man erkennt in den Fundstücken die z. Th. unfertigen Werke eines für den Handel arbeitenden Metallgießers. Andere Depots, sog. Votivfunde, enthalten verschiedene, z. Th. sehr schöne Geräthe, die oftmals in gleichartiger Zusammenstellung auftreten. Z. B. ein Hängegefäß, Hals- und Armringe, Spangen, wohl auch ein Celt, ein Speer ꝛc. Auch kostbare Gefäße und

Schmuck von feinem Golde sind bisweilen absichtlich vergraben worden. Die Sachen sind mit Sorgfalt verpackt und niedergelegt, bisweilen unter oder neben einen großen Stein, in Sumpf oder Moor. Nichts deutet auf ein Begräbniß. Man hat in den letztbeschriebenen Depots einen Cultusact erblickt und sie als Weihgeschenke für die Götter aufgefaßt. Ich werde später Gelegenheit haben, auf diese eigenartigen Funde zurückzukommen, und begnüge mich hier damit, als Stütze obiger Erklärung das Wort eines altisländischen Geschichtsschreibers, des Snorre Sturleson anzuführen, welcher Odin den Ausspruch in den Mund legt: „Was der Mensch bei seinen Lebzeiten vergräbt, des soll er bei mir genießen." Wer würde sich so kostbarer Dinge entäußert haben, wäre er nicht des sicheren Glaubens gewesen, durch solche Weihgeschenke das Wohlgefallen der Götter und ihren besonderen Schutz zu gewinnen und obendrein der Hoffnung, beim Einzug ins Jenseits die vergrabenen Schätze zu eigenem Nutzen und Frommen wiederzufinden; denn man wußte, daß es nicht gut sei, arm und ungeschmückt ins Todtenreich einzutreten.

Die Zeitdauer der Bronzealtercultur läßt sich nur annähernd feststellen. Den Beginn müssen wir in die erste Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. setzen, sagen wir um 2000—1500. Da nun um 400 v. Chr. das Eisen bei uns auftritt, dürfen wir das Ende der Bronzecultur nicht später setzen.

Der Ursprung der Bronzecultur war von jeher ein schwieriges Problem, an dessen Lösung viele Gelehrte des In- und Auslandes sich versucht haben. Einer der schwierigsten Puncte war, daß das sachliche Studienmaterial nicht in ausreichender Fülle vorhanden und nicht kritisch bearbeitet war. Man hatte in Folge dessen nicht die verschiedenen Stadien in der Entwicklung der Bronzecultur wahrgenommen und war in dem Irrthum befangen, daß sie gleich in ihrer voll entfalteten Blüthe in Mittel- und Nordeuropa aufgetreten sei. Einige Forscher schrieben sie den Phöniciern zu und meinten gar, sie selbst hätten sie hierher gebracht. Andere erklärten sie für etruskisch und groß war die Zahl der Anhänger der Theorie, daß die herrlichen Sachen alle aus großen Factoreien jenseits der Alpen den Nordländern zugeführt seien. Dem Einwand, daß sich dann die localen Stileigenthümlichkeiten nicht verstehen ließen, traten sie mit der schwachen Erklärung entgegen, man habe den Geschmack der verschiedenen Länder in den Factoreien jenseits der Alpen wohl gekannt und, denselben berücksichtigend, für Hannover, Mecklenburg, Holstein, Dänemark, Schweden u. s. w. die bei jedem beliebten Formen angefertigt.

Es ist möglich, daß die fortschreitende Forschung die gegenwärtige Auffassung damaliger Verhältnisse in manchen Puncten ändern und berichtigen wird. Als sicher dürfen wir indessen betrachten, daß der Ursprung der Bronzecultur im Südosten des Mittelmeerbeckens liegt, daß

Digitized by Google

von dort die Bronzewaaren auf dem Wege des Handels und z. Th. wohl auch durch Völkerbewegungen nach Mittel- und Nordeuropa gebracht sind. Anfangs mag darüber längere Zeit vergangen sein. Als jedoch, um den Bedarf zu decken, größere Zufuhren an fertiger Waare und besonders an unverarbeitetem Metall erforderlich wurden, dürfte auch der Transport beschleunigt sein. Ferner dürfen wir als sicher annehmen, daß die Zufuhren aus dem Süden sich nicht auf fertige Geräthe und Rohmaterial beschränkten, sondern, daß im Gefolge der Handelswaare mancherlei andere Culturelemente zu uns heraufgedrungen sind.

Fig. 3. Griffe von Bronzeschwertern.

Die Eckernförder Fischerei.

Von **F. Lorentzen** in Kiel.

I.

Am Sockel des in Kiel errichteten Provinzialdenkmals Kaiser Wilhelms I. trägt die eine der das eng zusammengehörige Schleswig-Holstein darstellenden Frauengestalten die Symbole der Fischerei, ein Hinweis, daß dieses Gewerbe zu den bedeutendsten Beschäftigungen und Erwerbszweigen der Bewohner unserer Heimat zählt. Die Küsten unseres meerumschlungenen Landes bieten zum Fischen die beste Gelegenheit, und besonders die tief ins Land einschneidenden Buchten der Ostsee

lockten allzeit die Anwohner zum Fange auf ihre Fluten hinaus. Heute wird am schleswig-holsteinischen Gestade der Ostsee der Fischfang von mehr als 100 Orten aus betrieben; unter diesen ist die Stadt Eckernförde die bedeutendste Station, da an Zahl der beteiligten Personen, an Zahl und Größe der verwendeten Fahrzeuge und Geräte, wie an Ausdehnung des Fanggebietes die Eckernförder Fischerei die Betriebe an den übrigen Orten bei weitem übertrifft.

Die Fischerei, welche bei den jetzigen Verhältnissen eine große Bedeutung für die Wohlfahrt und das Gedeihen der Stadt Eckernförde hat, ist schon mit der ältesten Geschichte des Ortes aufs engste verknüpft; denn eben diesem Gewerbe verdankt die Stadt ihre Entstehung. Unter dem Schutze der „Eckernborg," welche auf den Anhöhen des Schwansener Ufers im Gebiete des heutigen Dorfes Borby erbaut war, sollen sich Fischer am Nordufer eines Sandriffs, eben auf jener flachen Landzunge, angesiedelt haben, welche noch heute das Hauptgebiet des Städtchens bildet. Damals wird sich diese Fläche wenig über den gewöhnlichen Stand der dieselbe umspülenden Fluten erhoben haben, da auch heute noch, nachdem der bebaute Untergrund beim Wiedererrichten der Stadt nach schweren Brandschatzungen, unter welchen dieselbe im 15. und 17. Jahrhundert zu leiden hatte, mehrfach erhöht worden ist, die höheren Punkte nur etwa 4 m über dem Meeresspiegel liegen. Diese kleine Halbinsel, die sich von Süden nach Norden vorstreckt, war als Ausgangspunkt für den Betrieb der Fischerei aufs beste geeignet, konnte doch bald an ihrer Ost-, bald an ihrer Westküste oder auch unter dem hohen Schwansener Ufer, je nachdem es geboten schien, im Schutze des Landes das Netz ausgeworfen werden. Wann die Fischer an dieser ihrem Berufe so günstigen Stätte ihre Hütten errichteten, ist nicht bestimmt anzugeben. Man verlegt den Anfang der Stadt ins 13. Jahrhundert. Zu ihrer weiteren Entwicklung haben vor allem Schiffahrt und Handel beigetragen; neben denselben hat die Fischerei sich in sehr engen Grenzen gehalten und keine besondere Bedeutung erlangt; dennoch findet sie in den der Stadt erteilten Privilegien mehrfach Berücksichtigung. So sah sich Herzog Adolf im Jahre 1545 veranlaßt, unter anderen Rechten den Einwohnern Eckernfördes auch jenes zu bestätigen, daß sie die freie Fischerei auf dem „Solten Haf" haben sollten. Über dieses Recht scheint aber der umwohnende Adel, dessen große Güter fast das ganze Strandgebiet umfaßten, das für die damalige Fischerei in Betracht kam, mit den Städtern sehr bald wieder in Fehde gelegen zu haben. Schon im Jahre 1554 mußte derselbe Herzog einen Vergleich bestätigen, welcher zwischen der Stadt und den benachbarten Adligen, Klaus von der Wisch von Grünholz, Otto Sehestedt zu Kohhövede (Ludwigsburg), Asmus von Ahlefeldt zu Noer, Joachim Brockdorff zu Windeby und Sievert von Ahlefeldt zu Aschau, geschlossen worden war und dahin lautete, „daß die Eckernförder Ein-

wohner und Fischer beständig und zu ewigen Zeiten auf dem adligen Vorstrande die freie Fischerei haben sollten und ihre Netze, Waden und Garne aussetzen, zu Lande gehen, ihre Netze trocknen, Feuer anlegen und Sprock auflesen dürften."

Die Bezeichnung „Solten Haf" lenkt den Blick auf das Gebiet, auf welchem die Einwohner Eckernfördes früher die Fischerei betrieben und die Eckernförder Fischer heute ihrem Gewerbe nachgehen. Die Stadt liegt am Ende des 17 km tief von Osten nach Westen ins Land einschneidenden Eckernförder Meerbusens, der dieselbe im Osten und Norden bespült, und im Westen breitet sich die 4,16 qkm große Wasserfläche des Windebyer Noors aus. In der Dankwerthschen Chronik wird ersterem der Name „Eckernförder Wyck," letzterem die Bezeichnung „Eckelenförder Nor" und „Snaper Noer" beigelegt. Beide Gewässer standen bis in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts durch einen jetzt den Hafen der Stadt bildenden und dieselbe im Norden umflutenden schmalen Teil des Meeres, auf einem alten Bilde Tractus Oceani genannt, in ungehinderter Verbindung. An diesem Meeresarme ließen sich die ersten Fischer nieder und hatten so in der nächsten Nähe ihrer Wohnungen das zu befischende Gebiet. Hier fand der Durchzug der Fische vom Meere nach dem Noor und zurück statt, und daher konnte es an gutem Ertrag der Arbeit nicht fehlen. Daneben wird besonders auch das Noor selbst das Fanggebiet gebildet haben, wurde dasselbe doch wegen seines Reichtums an Fischen und wegen der Güte derselben lange gerühmt. Das Wasser im Noor war zwar salzig, doch entsprach der Salzgehalt nicht dem der Föhrde, da die Verbindung der beiden Gewässer nur eine sehr schmale war und dem Noor durch zahlreiche Quellen und mehrere Auen Süßwasser zugeführt wurde. Daher bildete es lange Zeit hindurch ein von den Meerfischen vielleicht zum Laichen gern aufgesuchtes Gewässer. Durch Erbauung eines festen Dammes wurden im Jahre 1856 diese der Fischerei günstigen Verhältnisse beseitigt; Noor und Hafen waren von einander fast völlig abgesperrt. Aber 1872 wurde der Damm von der Sturmflut durchbrochen, und die alte ungehinderte Verbindung war wiederhergestellt. Das Bestreben der Fischer ging nun darauf hin, diese bei Errichtung eines neuen Fahrdammes möglichst umfangreich zu erhalten, aber diese Bemühungen blieben ohne Erfolg. Es wurde ein fester Steindamm mit nur kleinem Durchlaß erbaut, aus welchem bei niedrigem Wasserstande des Hafens das Noorwasser herausströmt, und in neuerer Zeit sind nahe daran noch zwei Dämme für die Überführung der Eisenbahnen nach Flensburg und nach Kappeln hindurchgelegt, sodaß nunmehr an eine den Wünschen der Fischer entsprechende Wiederherstellung der alten Verbindung schwerlich jemals wird gedacht werden können. Das Noor ist jetzt vollkommen als Binnengewässer zu betrachten und seit 1876 vom Eckernförder Fischereigebiet getrennt. Nach der Absperrung verminderte sich beständig der durch die Sturmflut und

seit derselben wieder erhöhte Salzgehalt, und das Wasser wandelte sich mehr und mehr in Brackwasser um. Es wurden daher Versuche angestellt, das Noor mit Süßwasserfischen zu besetzen, und da diese günstig ausfielen, wurde Edelfischbrut in größeren Mengen eingesetzt. Nachdem das Gewässer dann 4 Jahre lang nicht befischt worden war, wurde es im Sommer 1880 von der Stadtverwaltung auf 10 Jahre für eine jährliche Pacht von 1255 M. einer einheimischen, zu diesem Zweck gebildeten Fischereigenossenschaft überwiesen. Die Fischerei, die nun dort sofort betrieben wurde, war eine überaus lohnende. Besonders wurden bedeutende Mengen Aal gefangen, auch das erneute Besetzen mit Brutfischen, besonders Karpfen, Brassen, Schleien, Barschen, lieferte die besten Resultate. 1890 begann die zweite Pachtperiode, aber die jährliche Abgabe ist auf 5750 M. gesteigert worden.

Das eigentliche Gebiet der heutigen Fischerei ist der ca. 70 qkm große Eckernförder Meerbusen, an dessen Küsten, welche von dem Gefilde der Stadt an sich immermehr von einander entfernen, Fangplatz an Fangplatz sich reiht, und dessen weite zwischen seinen Gestaden sich ausbreitende Fläche großen Raum zum Ausstellen der Netze gewährt. Aber noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts dachte der Eckernförder Fischer nicht daran, dieses ganze Gebiet zu befahren, sondern lag dem Fange in nächster Nähe der Stadt ob. Im Gebiet des heutigen Hafens, selbst im innersten Teil desselben und höchstens auf der Binnenföhrde betrieb er sein Gewerbe, das ihm dabei genügenden Lohn eintrug, waren die Fischgründe damals doch noch ergiebiger und andererseits die Ansprüche ans Leben so viel geringer. Es trieb durchaus nichts dazu, die Erträge möglichst zu erhöhen, war es doch fraglich, ob sich genügender Absatz für die erbeutete Ware finden würde. Erst die neue Zeit mit der großartigen Umgestaltung des Verkehrswesens, mit den zahlreichen Erfindungen auf dem Gebiete der Maschine hat auch dem Fischereibetriebe neue Ziele gesetzt und zu seinem Aufblühen Großes beigetragen. In den letzten Jahrzehnten hat die Fischerei in Eckernförde einen gewaltigen Aufschwung genommen, und die Grenzen ihres Gebietes decken sich nicht mehr mit denen der Eckernförder Bucht. Zunächst ist zwar die ganze Fläche dieses Meeresteiles ins Fanggebiet hineingezogen, und ziemlich unbehindert steht dieses Gebiet der Fischerei zu Gebote, da trotz eines tiefen Hafens, der selbst großen Schiffen das Anlegen ans Bollwerk gestattet, und trotz der Gunst der Föhrde, die bis nahe an die Küsten und an den Hafen heran Tiefen von 20—27 m, unmittelbar vor dem Hafen noch eine solche von 13—15 m aufweist, die Eckernförder Schiffahrt sehr zurückgegangen und gegen frühere Zeit fast bedeutungslos geworden ist. Infolgedessen bleibt auch der Fischerflotte das für die Schiffahrt hergerichtete Hafengebiet und Bollwerk meistens zur Verfügung, und dicht gedrängt liegen dort die Fahrzeuge beisammen. Ist die Fischerei im vollen Betriebe, so gewährt die Bucht oft einen prächtigen

Digitized by Google

Anblick, kann man doch dann zuweilen mehr als hundert Fahrzeuge bei der Ein- oder Ausfahrt gleichzeitig auf den blauen Fluten derselben dahinstreichen sehen. Solches Bild zeigen vor allem Herbst und Frühjahr. Der Sommer lockt die Fischer in die Ferne, und die einen suchen hier, die anderen dort, oft verhältnismäßig weit vom Heimatsorte entfernt ihren Beruf auszuüben. Kühn steuern sie dann aus der Bucht hinaus und lenken ihre Fahrzeuge nach der holsteinischen Küste und bis nach Fehmarn hin, nach den Gestaden Angelns hinaus und bis nach Alsen und nach

Teilansicht des Eckernförder Hafens zur Zeit der Heringsfischerei.
(Nach einer Original-Aufnahme des Photographen G. Haltermann in Eckernförde)

den dänischen Inseln Arrö und Langeland hinüber, um von dort des Meeres Schätze heimwärtszubringen.

Bei der Eckernförder Fischerei sind ca. 350 Fischer beschäftigt. Seit vielen Jahrzehnten hat dieses Gewerbe sich in manchen Familien fortgeerbt, aber auch von auswärts sind die Reihen gefüllt worden. Mancher, der schon auf den Fluten des Ozeans und an den Küsten fremder Erdteile Jahre lang auf großen Schiffen seine Dienste leistete, hat die Fremde wieder mit der Vaterstadt vertauscht, um am Heimatsstrande die Fischerei zu betreiben. Mancher ist auch von benachbarten Küsten nach Eckernförde gekommen, hat am dortigen freien und zuweilen recht einträglichen Gewerbe der Fischerei Gefallen und in Eckernförde eine zweite Heimat gefunden. Großen Zuzug hat die Fischerbevölkerung auch aus solchen Kreisen erhalten, welchen bisher die Wasserfluten und die auf denselben betriebenen Beschäftigungen fremd waren. Vom Acker auf die See, vom Wagen ins Boot, statt Spaten, Sense und Pflug nun Riemen, Kescher und Steuerruder zur Hand, so lautete der Wechsel. Aber auch solche Leute haben sich hinein-

gelebt, und viele sind recht tüchtige, berufsfreudige Fischer geworden. Unter den Fischern findet man alt und jung; Leute von mehr als siebzig Jahren sieht man noch mit den Netzen beschäftigt und auf den Fang hinausfahren, und der kaum der Schule entwachsene Jüngling steht selbständig in ihren Reihen. Markige, kraftvolle Gestalten sind in großer Zahl vertreten, manch wetterhartes Gesicht zeigt sich in ihrem Kreise. Trotz der Mühen und Beschwerden im Beruf, besonders zur Winterzeit, steht den meisten Fischern doch eine feste Gesundheit zur Seite, und eine zähe Arbeitskraft wohnt ihnen inne. Mit wenigen Ausnahmen haben die jungen Fischer alle bei der Marine gedient, und dadurch sind sie einmal weiter über das Heimatsgebiet hinausgekommen, das sie sonst schwerlich würden verlassen haben. Ist aber die Zeit des Militärdienstes, in welchen manch einer schon frühzeitig freiwillig eintritt, beendet, so kehren die Jünglinge wieder zum Beruf der Väter heim. Da ist Freiheit, da läßt sich schnell Selbständigkeit erringen; doch führt die letztere auch dazu, daß oftmals allzufrüh der eigene Herd gegründet wird.

Eckernförder Fischertypen.
(Nach einer Original-Aufnahme des Photographen G. Haltermann in Eckernförde.)

Die Fischer sind von dem größten Interesse für ihren Beruf erfüllt; dies führt sie auch zu solchen Tagesstunden an den Hafen, wenn die Arbeit sie nicht dorthin ruft. Zu kleinerer oder größerer Schar vereinigt, stehen sie oft stundenlang, selbst bei Sturm und Regen, an der Schiffbrücke zusammen in eifrigem Gespräch über Altes und Neues aus ihrem Berufsleben. Mancher Scherz wird zum besten gegeben, manch launiges, auch drastisches Wort führt zum schallenden Gelächter; die kernige Rede trifft meistens den Nagel auf den Kopf. In den Erzählungen und Bemerkungen über ihresgleichen bedienen auch die Eckernförder Fischer sich besonderer Spitznamen, die allen Beteiligten wohlbekannt sind, wenn auch von diesen Benennungen wohl kaum so ausschließlich Gebrauch gemacht wird, wie dies bei den Mitgliedern der kleinen Fischergemeinde auf dem Holm zu Schleswig und bei der Einwohnerschaft des Fischerortes Maasholm an der Schlei der Fall ist.

Bezüglich der Sorge um Boote und Gerät gilt insbesondere der Grundsatz: Hilf dir selbst! Nachlässigkeit und Unachtsamkeit werden selten von unbeteiligter Seite eine Hand zur Hülfe bereit finden. Wenn aber Arbeit vorliegt, bei welcher sowohl der eine, wie der andere der Hülfe der Genossen nicht entbehren kann, z. B. beim Aufziehen der Boote, beim Aufeisen des Hafens, so vereinigt man sich zu gemeinsamem Werke. Wo aber die Not einmal Thaten heischte, da haben auch die Fischer sich nicht lange rufen lassen. So fuhren sie am 5. April 1849 an das von den schleswig-holsteinischen Batterien in Brand geschossene und dem völligen Verderben nahe dänische Linienschiff „Christian VIII." hinan, um auch mit ihren Booten die Besatzung an das sichere Ufer zu retten. Gleiche Opferwilligkeit haben sie gezeigt, als es galt, am 13. November 1872, als die Wogen der Sturmflut fast die ganze Stadt bedeckten, die Leute aus den Häusern an der Ostseite der Stadt zu retten, bevor der Einsturz erfolgte, von welchem mehr als 90 Gebäude damals betroffen wurden. Wenn einmal ein Fischer bei der Ausübung seines Berufes den Tod erlitt, da haben die übrigen stets, falls es nötig war, sich zusammengeschlossen, um nach ihren Kräften den Hinterbliebenen zu helfen, und wenn ein Notruf aus der Ferne herüberdrang, sei es von den überschwemmten Gestaden der Theiß oder der Weichsel, sei es von der preußischen oder der dänischen Küste, so verhallte er nicht unbeachtet in den Reihen der Eckernförder Fischer, die eben mit Dank der Hülfe gedenken, die ihnen aus dem weiten deutschen Reiche, wie aus den Nachbarländern zu teil geworden ist, als durch die erwähnte Sturmflut den meisten durch die Zerstörung des Hausrats, der Boote und Geräte ein so großer Schaden zugefügt worden war, und die der Fürsorge sich erinnern, die einzelnen unter ihnen zu teil geworden ist, als Sturm und Wasserflut sie an fremde Gestade verschlug.

Zur gegenseitigen Unterstützung haben die Fischer zwei Kassen errichtet, eine Krankenkasse, welche bereits im Jahre 1853 durch Zusammenschluß von 45 Fischern gegründet wurde, und eine Witwenkasse, welche seit 1876 besteht.

Wie an anderer Stelle weiter ausgeführt werden wird, entstanden unter den Fischern noch andere Vereinigungen, von welchen hier die eine genannt werden mag, die insbesondere der Geselligkeit dienen soll, der „Verein junger Fischer." Bei den Sommerfesten desselben, auch bei festlichen Aufzügen, wie solche früher am Sedantage stattfanden, tragen die jungen Fischer nach alter Sitte ein dunkles Beinkleid, ein weißes Manschettenhemd und einen flotten Strohhut oder in den letzten Jahren einen schwarzen Filzhut und sind mit einer roten oder blauen Schärpe umgürtet, die mit silbernen Tressen und Fransen besetzt ist. So festlich geschmückt, paradierten die jungen Leute auf ihren bunt beflaggten Booten im Hafen, als Kaiser Friedrich als Kronprinz bei seiner Rückkehr aus Norwegen 1873 in Eckernförde landete; so brachten sie in ähnlicher Weise

Digitized by Google

unserer Kaiserin bei der ersten Durchreise nach Grünholz vom inneren Hafen aus ihren Huldigungsgruß dar. Der Verein hat seine besondere Fahne, außer welcher sich im Besitze der Fischervereine noch drei Fahnen befinden, die bei Festen und Aufzügen entfaltet werden, von welchen die eine oder die andere auch bei dem Hochzeitsfeste eines Mitgliedes an der Thür des Hauses prangt, gleichwie sein Boot alsdann Flaggenschmuck trägt.

Sieht man von zwei unbedeutenden Betriebsweisen ab, für welche Sonntagsruhe angeordnet ist, so giebt es für die Küstenfischerei keine Schonzeit, und daher im Fischereigewerbe dort keine festgesetzte Ruhezeit. Tag für Tag, wenn nur, wie man sagt, „Gelegenheit" ist, liegt der Fischer seiner Alltagsarbeit ob, es sei denn, daß ihn eine in seinem Gewerbe begründete Arbeit am Lande von der Ausübung seiner Berufsthätigkeit abhielte. Von alters her dürften freilich einige Tage allzeit als arbeitsfreie Tage anerkannt und gehalten worden sein. So enthalten die ersten Bestimmungen des Fischervereins vom Jahre 1836 die Vorschrift, daß „am 1. Weihnachtstage, am Karfreitage und am 1. Ostertage kein Fischer zum Fischen sich auf dem Wasser sehen lassen dürfe," und dieser alten Sitte wird noch heute im allgemeinen entsprochen. Auch der Neujahrstag reiht sich diesen Feiertagen an, und daneben ist es Brauch aus alter Zeit, auch an den Haupttagen der Jahrmärkte nicht auf den Fang hinauszufahren. Andererseits bringen besonders Herbst und Frühjahr mit ihren Stürmen aus Ost und West manchmal kleine Ruhepausen herbei, denen der strebsame Fischer sich aber erst beim Zwange der größten Notwendigkeit unterwirft. Eine längere Unterbrechung des Fischereibetriebes veranlaßt zuweilen der starke Frost. Jedoch sind unter den letzten 20 Jahren manche zu verzeichnen, in welchen die Fischerei keine oder doch keine nennenswerte Stockung erfahren hat. Als ungünstig mögen folgende Jahre genannt werden: **1881**, in welchem eine feste Eisdecke vom 13. Januar bis 24. März lag; **1886**, in welchem die Fischerei vom 11. Februar bis 28. März verhindert wurde; **1888**, in welchem vom 25. Februar bis 11. April das Eis den Betrieb aufhob, stellenweise in der Außenföhrde auf den Grund hinabreichte und bis zu 18 m Stärke zusammengeschoben war; **1893**, in welchem das Eis Hafen und Föhrde vom 15. Januar bis 2. März bedeckte. Freilich bedarf es nicht immer erst einer festen Eisdecke, um das Fischen im Winter unmöglich zu machen, auch Schlamm- und Treibeis zwingen den Fischer zuweilen dazu, von der Ausübung des Berufes abzusehen, wie andererseits das feste Eis nicht ohne weiteres der Fischerei Stillstand gebietet. Wenn der Hafen vom Eise blockiert ist, da führt der Fischer rechtzeitig seine Fahrzeuge an die Eisgrenze hinaus, und je weiter die Eisdecke hinausrückt, je weiter werden die Boote am Ufer hinausgebracht. Jedesmal nach vollendeter Ausfahrt werden dieselben zur Sicherung aufs Land gezogen, während man den Fang, oft auch das Gerät auf Wagen nach der Stadt zurückbringt. Wenn der Fang lohnend ist, so harrt man aus, so

Digitized by Google

lange es irgend geht. Trägt aber erst die Eisdecke, so beginnt auf derselben ein reges Treiben; denn dann versucht man, und zwar oftmals mit gutem Erfolg, die Fischerei unter dem Eise. Große Schlitten von 2 m Länge werden mit Netzen, Leinen und anderen Fanggeräten, vor allem auch mit langen Eisäxten bepackt, die Fischer selbst spannen sich vor, und so geht es auf die weite Fläche hinaus. Wenn die Last nicht allzugroß und die Bahn günstig ist, dann steht auch wohl einer hinten auf dem Gefährt, der Bootshaken dient ihm als Pike, und mit kräftigen Stößen „peekt" er zur Fangstätte hinaus. Bei günstigem Winde aber wird in dem vorn am Schlitten errichteten Bock ein Bootssegel aufgestellt, und dann geht es um so schneller über die verdeckte Tiefe dahin. Zuweilen hat die Fischerei unter dem Eise ganz bedeutende Erträge geliefert. Lieber aber ist dem Fischer der Wogentanz seines Fahrzeugs auf freier Flut, und wenn im Vorfrühling Regen und Sturm aus Südwest dem Froste die Herrschaft rauben und seine Fesseln brechen wollen, dann stellt auch er seine Kräfte in den Dienst zur Befreiung von winterlichem Drucke. Eisbrechen! lautet die Parole. Mit Bootshaken und Eisäxten bewaffnet und mit hohen Stiefeln, die bis weit über die Kniee hinaufgezogen sind, versehen, findet sich eine große Schar zur festgesetzten Zeit und am bestimmten Orte ein. Eins der großen Boote wird hinten so sehr mit Ballasteisen und Steinen belastet, daß der starke Kiel vorne emporsteht, 20 bis 30 Mann verteilen sich in langer Kette an einem am Vordersteven befestigten Ankertau, 10 bis 15 andere heben und ziehen an den Seiten des Bootes, halten es aufrecht und suchen es geeigneten Falls, indem sie sich an den Borden festklammern, noch mehr zu belasten. Nun erschallen ermunternde Rufe, und das Boot wird hoch aufs Eis hinaufgezogen, sinkt aber alsbald unter dem Gekrach der Schollen wieder hinab; doch immer wieder geht es vorwärts, und so lange, bis Rinnen kreuz und quer gezogen sind, so daß der abstehende Wind die Eismassen aus der freien Bucht hinausführen kann. Freilich bei starker Eisdecke erweist sich diese Selbsthülfe als vergebliche Mühe. Nach strenger und langer Winterzeit sind geeignete Dampfschiffe der Kieler Reedereien zum Eisbrechen gechartert worden, vermochten aber oftmals kaum die schwere Arbeit zu leisten. Die hohen Kosten wurden aus Vereinsmitteln und aus Beihülfen der Stadtkasse bestritten. Dankenswerter Weise hat in früherer Zeit zu wiederholten Malen auch das Stationskommando der Kaiserlichen Marine in Kiel sich der bedrängten Lage der Fischer annehmen und ein passendes Marinefahrzeug zur Aufeisung der Föhrde beordern können.

Ruhepausen im Betriebe bilden für den strebsamen Fischer freilich nicht zugleich auch Feierzeit. Mancherlei Arbeit harrt seiner auch an den Tagen, an welchen er nicht auf den Fang hinausfahren kann. Vor allem gilt es, Fahrzeuge und Geräte für jede Zeit in dem gebührenden Stand zu erhalten, sei es gerade für den gegenwärtigen Betrieb, sei es als Vor-

Digitized by Google

bereitung für die in nächster Fangperiode kommende, zu anderem Zweck und in anderer Art betriebene Fischerei. Beständig hat der Fischer auch Ausbesserungen an den Netzen vorzunehmen. „Böten" nennt er es und bezeichnet mit diesem plattdeutschen Wort eine Thätigkeit, welche dem Filieren der Damen ähnelt und mit einer großen hölzernen Filiernadel (Bötnadel) ausgeführt wird, die der Arbeitende oft mit großer Geschicklichkeit handhabt. Einst war die Fertigkeit im Gebrauch dieser Nadeln freilich eine weit größere; tagein, tagaus waren dieselben in freien Stunden des Fischers Handwerkzeug, mit welchem er nicht nur die beschädigten Netze ausbesserte, sondern auch die neuen von einem Ende zum andern herstellte. Wie in jeder Bauernstube einst das Spinnrad seinen Platz hatte, so fand sich in jeder Fischerstube früher der „Knüttwock," eine aus dem Zaune geschnittene Holzgabel von etwa 1 m Höhe, welche auf einem breiten Fuße ruhte. Vor dieser Vorrichtung arbeiteten alt und jung, Mann, Frau und Kind, knoteten aus den Fäden, die mancher auch noch erst aus dem selbst gekauften Hanf sich spinnen lassen mußte, die vielen Maschen, deren Größe je nach dem Zwecke des Netzes verschieden war, mit der erwähnten Holznadel zusammen und stellten die einzelnen langen Stücke, welche „Tücher" genannt werden, für das Netz fertig. So schuf sich meistens jeder Fischer mit seiner Familie selbst sein Gerät, und wahrlich, hatte er ein solch großes Netz vollendet, wie es gerade in Eckernförde im Herbste verwendet wird, so hatte er keine kleine Arbeit geleistet. Freilich mit der Vollendung dieses einen Gerätes hörte die Arbeit nicht auf, waren doch verschiedene Netzarten je nach der Zeit im Gebrauch, und es galt zugleich, zur rechten Zeit Ersatztücher für beschädigte oder abgenutzte Stücke herzustellen. Daher war der „Knüttwock" Winter und Sommer im Gebrauch; er fand seinen Platz in der Stube, wie auf dem Boden, er wanderte mit in den Garten oder auf den Hof, auch wohl hinaus vor die Hausthür, wenn es galt, dort am Abend auf der Bank ein Plauderstündchen mit den Nachbarsleuten zu halten, ja der Fährmann nahm ihn mit ins Boot, um in der Wartezeit fleißig an demselben zu arbeiten. Noch vor 20 Jahren konnte man vereinzelt Frauen und Mädchen mit dem Knoten der Netze an diesem Geräte beschäftigt sehen; doch seit der Zeit ist es vollends beiseite gesetzt und unbekannt geworden. Auch auf diesem Gebiete menschlicher Thätigkeit hat die Maschine den Sieg davongetragen, und was einst Hausfleiß und Händearbeit vieler einzelner in vielen Werkstunden vollführte, das wird heute in großen industriellen Etablissements mit größter Leichtigkeit, Genauigkeit und Schnelligkeit von Maschinen hergestellt. Heute braucht der Fischer nur die entsprechenden Angaben zu machen, und aus der Netzfabrik empfängt er nicht nur die zu verwendenden „Tücher", sondern er erhält, wenn er es wünscht, das Netz so vollständig hergerichtet, daß er es ins Fahrzeug bringen und sogleich auf den Fang hinausfahren kann.

Die ersten Maschinennetze wurden in Eckernförde im Jahre 1862

aus der Netzfabrik zu Musselburgh in Schottland eingeführt. Aber der am Alten hängende Fischer stand der Fabrikware mit Mißtrauen gegenüber, und nur sehr langsam fand dieselbe Eingang. Im Jahre 1873 wurde die „Mechanische Netzfabrik" als erste Fabrik dieses Industriezweiges auf dem europäischen Festlande in der Stadt Itzehoe errichtet. Die Fabrikation begann in bescheidenstem Maße mit zwei englischen Maschinen, und in der ersten Zeit erwuchsen dem Unternehmen mancherlei Schwierigkeiten, fehlte es doch an geschulten Arbeitern, an passendem Rohmaterial, an genügenden Absatzstellen u. a., und das Mißtrauen der älteren Fischer war noch nicht gehoben. Den unermüdlichen Anstrengungen einer umsichtigen Verwaltung der Fabrik gelang es, alle Hindernisse zu beseitigen, vor allem als verbesserte Netzknotmaschinen beschafft werden konnten. Im Laufe weniger Jahre ist dann aus der kleinen Fabrik, deren Devise lautet: „Vor allen Dingen gut," ein Weltetablissement geworden, das seine Netze und Garne nach allen Ländern der Erde ausführt. An den bedeutendsten Fischereiorten hat die Fabrik Vertreter ernannt, welche den Verkehr mit den Fischern vermitteln. Seit 1873 wurden die Netze der Itzehoer Fabrik in Eckernförde eingeführt und gebraucht. Die Einfuhr schottischer Netze hörte auf, und die Handarbeit mußte auch alsbald der Maschinenarbeit gänzlich weichen. In späterer Zeit sind auch an anderen Orten Deutschlands Netzfabriken, von welchen einige sich ebenfalls eines Weltrufes erfreuen, errichtet worden, so besonders in Landsberg a. d. Warthe, auch in Berlin, wie in unserer Heimatsprovinz in Sonderburg auf Alsen. Auch dortige Fabrikate sind in Eckernförde eingeführt und seitdem verwendet worden. Während die mit den Händen geknoteten Netze und ebenfalls die ersten Maschinennetze aus Hanfgarnen angefertigt wurden, ging die fortschreitende Netzfabrikation auch dazu über, statt des Hanfes Baumwolle zu verwerten. Im Jahre 1871 ließ ein Eckernförder Bürger, der die Fischerei mit großen Geräten durch Berufsfischer betreiben ließ, ein großes Heringsnetz, wie es im Winter zur Verwendung kommt, aus baumwollenen „Tüchern" herstellen; aber dieses Abweichen vom Althergebrachten schien den Fischern etwas höchst Unbedachtes und Verwerfliches. Spottend sprachen sie die Ansicht aus, daß dieses Netz, nachdem es im Herbst in Gebrauch genommen worden war, mindestens schon zu Weihnachten in Fetzen im Seetang am Strande liegen würde, wurden aber nur zu bald eines Besseren belehrt. Das neue Gerät bewährte sich aufs beste und ist lange Jahre in Betrieb gewesen, trug aber stets in den Gesprächen der Fischer die Bezeichnung „de Bomwulln." Nachdem man die Haltbarkeit dieses neuen Gerätes hatte anerkennen müssen und die leichtere Bearbeitung desselben bekannt geworden war, ging man mehr und mehr zu dieser Neuerung über, und heute findet man unter den in Eckernförde verwendeten Netzen kaum eins, das nicht aus baumwollenen Garnen geknotet ist.

Digitized by Google

Johanni-Storm.

En Vertelln von J. H. Fehrs.

I.

Is nu wol enige dörtig Jahr her, do beſöch ik mal wedder Ilenbeck un weer natürlich bi min oln Jehann-Ohm un Trina-Mæſch[1]) inquarteert. — De Ol un ik harrn eu betjn lang ſlapen; as wi togang keem'n, weer de Döns[2]) torecht, de Kaffi röſter an't Für un Trina-Mæſch ſeet al bi ęr Rad un ſpunn. „Nu man gau ran," ſä ſe blid, „ſünſt ſtat wi vör Middag garnich op von'n Diſch!" — De Döns weer ſo ſmuck un hæglich! Fotborrn mit witten Sand beſtreit, de oln Möbeln ſo blink un blank, un op'e Finſterbank blöhn Balſaminen witt un roſenrot, en Freud för't Og, wenn buten allens ſwart un gries un grau is. Darbi de lütt Rum ſo mollig warm un de Kaffikętel ſo vergnögt, dat he lieſen ſung, Brod un Botter un Diſchdok un allens ſo friſch un ſauber — hier regeer en goden Geiſt un de ſeet mit an'n Diſch un ſchenk in mit en bęwerige Hand, awer mit en Og ſo fründlich as en Vörjahrsblom.

Do töffelt dar buten en lütten Fot ünner't Finſter, en Pudelmütz un denn en rundes Kinnergeſicht mit en roſenrode Nęs kikt in de ünnerſte Rut: „Hopper,[3]) Hopper, he is ganz dod!"

„Wat ſeggſt Du, Jung?"

„He is dod — verdunken! kik dar an Bęk — Vader ok dar!"

„Gott, wat is dat!" reep Trina-Mæſch un drück de Hand op't Hart.

Ik ſprung op un leep an't Finſter. Nerrn ünner de Wicheln an'n Bęk ſtunn en Kluſter von Lüd, lütt un grot, üm wat rüm — ik kunn't nich ſehn, wat dat weer. Nu handſlog min Vetter Hans un greep ſülben mit an, un wat ſe drogen, weer en jungen Mann, den ſe wol ut de Au fiſcht harrn.

De Ol reet dat Finſter apen. „Is he dod?"

„Ja!"

„Wonęm wüllt Ji mit em hin?"

„Na de Schün, Vader."

„Dat geit dech nich, wat meenſt Du, Kathrin — ſchull he hier nich op'e Dęl . . .?"

„As Du wullt — in de Schün kann nüms bi em waken, dat is jo to kold."

Ik gung rut un ſtür de Lüd na Dęl, op en paar Klapp Stroh war de Lik eerſtmal dalleggt.

Kinner un ol Lüd leepen toſam un wulln in't Hus rin, awer de Ol ſlot de Dærn un ſä to Haus: „Hier hett nüms wat verlarn — Dode ward beſehn, wenn ſe inkleedt ſünd! Un dat Gærnvolk will ich hier garnich hebbn, dörchut nich!"

En unruhigen Dag för de Kath. Eerſt keem de Moder, en arme Wętfru, dodenbleek, as weer ſe ęben ut't Sarg opſtan, üm na ęr Kind to ſehn. Trina-Mæſch ſtütt ęr[4]) un ſprok ęr to, ſo god ęr warmes Hart dat verſtunn. Denn nehmen Dokter un Kaſpelvagt, de rauhalt waru, en Protokoll op, un nu kunn' en paar Fruns em inkleeden. Eerſt abends lat funn de Dode ſin Lager op en ol Lad, de an de Dęl ſtunn; en Leilaken war ęwer em leggt un twe Lichter bi em hinſtellt.

De Moder wull de Nacht waken, leet ſik awer tolętz bedüden, dat ſe to ſowat to ſlau weer — ſe harr en kranke Boß un kunn ſik knapp op'e Been holn. Ik gung mit ęr na ęr Kath un ſeet wol en Stunnstid bi ęr; ik dach, ſe ſchull ſik mal utſpręken, un dat de ſe denn ok. — Ęr Sæhn weer nu al Jahrn lang bi Henn Mehrens in Kellnhuſen as Bruerknecht un harr ęr Utſicht makt, he wull

[1]) Tante. [2]) Stube. [3]) Großvater. [4]) ęr, ſpr. ähr = ihr und ſie.

ęr to sik nęhm, wenn he en Posten darna harr. He weer æwerhaupt ümmer en heel goden Jung west, sä se, flitig un truhartig un sparsam. Wat he verdeen, bröch he sin Moder, un den Sünndag seet he meisttid bi ęr, grav ęr den Gaarn un gung ęr sünst to Hand. Mit de Frunslüd harr he sik nich afgęwen, un wenn em mal en jung Deern ansprok un tolach, wüß he keen Antwort, weer benaut un verlęgen. To Danz gung he nich, weer awer sünst ümmer still vergnögt, ja kunn ganz spaßig węn. — Do keem dar von Kiel her en nien Brunmeister, de en junge smucke Fru mitbröch. De Mann weer all Dag dick un dun un mak Fru un Kind vęl Not. In'n Anfang weer't sach Mitliden, wat em darop stür, de Fru to Sit to stan, wenn de Mann Husar spęl; awer dat dur nich lang, do war dat anners. „Wat schall ik dat all optelln," klag de arme Moder, „wat nu passeer! He geev allens hin an de Person, war pewerig[1]) utsehn, lodderig in Tüch, murrsch un opsternatsch gegen mi un alle Welt. Dar holp keen Będeln un Będen, rein as weer he behęxt, so gung he sin Weg — un nu düsse schreckliche Utgang! Gott, wat is't en Kummer!" Se wüß sik nich to faten un to laten.

Sök dar mal en Trostwort, wat würklich een is! Ganz slukohrig gung ik na Hus. —

Jehann-Ohm weer ümmer noch nich to Rau kam. Denn stunn he hier, denn dar rüm un leep vęl ut un in. Trina-Mæsch lä em en Bok hin, wat ik mitbröcht harr, un sin Brill darop, — de Ol lees vęl un god! — awer he kunn nich op'n Stohl durn.

„Vader schull man in Lock bliebn, dat is kold, wenn't ok Dauwędęr is," meen Hans, as de Ol mal wedder rutgan weer.

„Lat em man," sä Trina-Mæsch; „stellst doch nix mit em op — ik hev em den warmen Kuller ansnackt, de hollt wat af."

He keem wedder riu. „Siso! de Fruns sünd aflohnt." He trock den Kuller ut un sett sik möd in sin Stohl.

„Betalt He dat?" frog Hans.

„Natürlich, ok dat Sarg."

„Dat schenkt He de Armkaß, Vader!"

„Hm! meenst dat?" sä de Ol un schnl sin Sæhn mal lurig an; denn stopp he sik en Pip Toback — de eerste an den Dag. „Wokeen hett em funn?" frog he.

„Ik sülben," sä Hans. „De Wicheln ward mi dar to wild, se mæt pöllt warrn. Ok wull ik mal sehn, ob dar nich en paar Schüffelstæln ruttosöken weern. As ik an de Eck bi de Ellernkuhl keem, seeg ik dat bleeke Gesicht — hu! grędig!" En Schudder schütt em. „Is doch häßlich un gräßlich, wenn en Minsch sin Lęben wegsmitt un . . ."

„Segg nich to vęl, de Dode steit vör Gott den Herrn!" sä de Ol drang. „Ok is he vör düsse Nacht min Gast, ik mutt darför opkam, dat he sin Rau hett un nüms hier in Hus wat seggt un deit, wat em weh don müß, wenn he noch hörn kunn."

„He will doch unmæglich ok noch . . .?"

„Wi wüllt bi em waken — wokeen schull dat sünst don?"

Trina-Mæsch plink Hans to un sä sachmödig: „Wakt mutt warrn, Hans; Du hest en sur Dagwark hatt un mußt morgen wedder in't Geschirr, un fremde Lüd wullu wi hier nich geern in Hus hebbn, warn ok keen krigen, se sünd jo all grulich. Du wakst doch mit?" frog se mi.

„Gewiß, geern, Trina-Mæsch!"

„Nu denn man to — ik hev ok an den Schreck nog!" meen min Vetter. He gung bald ræwer na sin Hus, verdreetlich, dat de beiden Oln sik de Last opsackt harrn.

[1]) bläßlich, leidend.

As wi naher en betjn still un nadenkern üm den Disch seeten, sä de Ol mit'n mal to mi: „Du denkst sach ebenso as Hans, wi harrn uns de Unruh sparn kunnt."

„Ja, Johann-Ohm, so ganz unrecht hett he nich, dünkt mi. Ik gönn den Doden gewiß allens, wat He üm em dan hett, awer dat harrn ok junge Lüd æwernehm kunnt."

„Jawol, harrn't kunnt, awer ok dan? Min egen Sœhn mak jo nich mal Anstalt."

„Hans hett de lütten Kinner, un sin Fru, weetst Du . . ."

„Man still, Moder, ik verdenk em dat ok nich, dat nich. Ik mag't man nich hörn, wenn Lüd so hard sünd gegen son armen Minschen. Beduru, man nich bisit stöten, as hör he nich mehr to uns! Wovel lopt noch bi un mit uns rüm, de den Weg ganz god kennt, den he toletz gan is! Se sünd wedder to rechte Tid ümkehrt, en Arm, en warme Hand, en Og, en Tosall hett er trüggholn. Dat is er Glück, is Gnad von Gott — een Schritt wider un se weern lang dar, wo allens in'n Grund sackt, wat de Sünn beschient. Mi hett den ganzen Dag son Geschicht op'e Seel legen — wat meenst Du, Kathrin, wenn ik de mal vertell? Du kennst er."

„Do dat, Jehann," sä Trina-Mœsch un seeg em warm an, „Du meenst sach de Geschichte mit Margot?"

De Ol nück un stell de Pip an't Sit.

„Ik weer in min jungen Jahrn," fung he an, „en weligen Bengel un mak allerlei krumme Sprüngn. Na! egentlich geit jo keen Minsch en ganz graden Strich, ok wenn he nüchtern is. Is he awer dun, denn haut he sunnerbar æwern Tœhn un tallfött op en Art, dat de Gœrn em nagrœhlt un utlacht un de Oln den Kopp schütt. Un wenn sik denn nich en goden Fründ finn deit, de em mit'n starken Arm na Hus stürt, wo he sik vermünnern kann, so is de Utgang för em en Truerspill mit greſige Koppweh un gruliche Nagedanken. — To de Tid, von de ik vertell — so de eersten twintiger Jahrn — trock hier bi den Wewer Rav an't Olndiksholt en Frunsminsch in, de wi de „Dümmerjansch" nöm'n, wol verdreiht ut ern Tonam Thymian. Wo se egentlich to Hus hör, wüß nüms, se weer von Hamborg dal kam, as man sä. Gott weet, wat se op'n Dörpen söch; vellicht wull se sik en Tidlang verstecken. — Man wull mit den Nökelnam [1]) gewiß nich seggn, dat se dumm weer. Dat dur keen veer Weken, so leepen er al de Lüd na, üm sik de Karten leggn to laten, oder se reepen er in't Hus, wenn se von Bellerros, Hillding, Reimertissen, Riten in Kopp un Behn plagt un pisackt warn, denn se weer en halwen Dokter un kunn basig raden un böten. Dar gung se still bi her, sä wenig, harr awer de gnterswarten Ogen allerwegen un seeg vel al wid von feern, wat de meisten Minschen eerst wies ward, wenn er dat op'e Nes sitten deit. En staatsch Frunsminsch, grot, völlig un ümmer sunck antrocken, ja, mitto opsliert in Samtjack un bunte Döker; darbi drog se sik, as weer se en Herodias un harr æwer König un Rik to kommandeern. Opfalln weer't, dat se mehrmal ropreis na Hamborg un wekenlang wegbleev; keem se wedder, gung't in de Welverkath hoch her mit Kaken un Braden, ok keem sach en nies Kleed, wat hier garnich herpaß, ton Vörschien. Mal bröch se gar en Ap mit, de awer bald storv — de Lüd säu, se harr em vergift, wil dat Gœrnvolk to vel ünner er Finster rümstunn un kunkelur, üm dat lütt Deert to sehn.

Awer se harr wat in Hus, wat uns jung Bengels ranlock as de Balderjan de Katten; dat weer en jung Mäden von en Jahrer achtein — er Dochter, as

[1]) Neckname.

man sä. So lang ik lęv, hev ik nich son smucke Deern sehn! Smętsch un slank, mit swartblanke Ogen, brune Haar mit fine Ringellocken un lange swarte Flechten, Föt un Handn as 'n Kind, lütte Kuln in de Backen, wenn se lach, un Tęhn in den lütten roden Mund so blank as Perlmutter — nę nę dat is nix, dat sünd luter Stücken un Lappen, sett Di allus tosam, so hest Du nich dat Bild, wat noch vör mi steit! Wo se gung un stunn, wat se ok don much — ümmer smuck, ümmer leevlich, un darbi klok un rasch in Don un Denken — de ęr verkehrt kam de, kreeg en Antwort as en Pitschenslag, hoch un platt, as ęr dat grad infull, awer rasch as 'n Blitz. Se muß al wat von de Welt sehn hebbn, denn wi weern all dumme Jungs gegen ęr, oder harr se en gode Schol besöcht? Se lees vęl, lehn mi ok Romanböker, domals en raren Artikel.

Dat weer en sunnerbaren Tostand in Dörp ünner uns jungen Lüd. Allens leep ęr na, un wo se sik mal sehn leet, harr se en Swarm üm sik, de bi ęr rümhummel as de Imm üm den Linnbohm in'e Blöt. Ik weer natürlich dar merrn mank, un dat Unglück wull, dat se sik mit mi mehr afgęben de as mit de annern. Se spaß un lach un nück mi to, schenk mi ok wol mal en smucke Blom för't Knoplock, de ik wahrn de as en groten Schatz, un mennich Abend hev ik mit ęr in Gaarn un vör Dær rümstan un mit ęr spaßt un dwallert un klænt. De Moder sä nix darto, harr uns awer ümmer in't Og, un wenn de Tid dar weer, reep se ęr Margot rin; un rasch op Hand, Arm oder Gesicht dreep mi ęr lütt Patschhand, un weg weer se as en Katt, lies un gau. Mal kreeg ik ęr darbi fat un heel ęr fast, awer se keek sik mit son grote verwunnerte Ogen üm, dat ik mi verschrak: „Du wullt doch nich...!" sä se mit en Ton, as harr ik mit en Spitzbowenhand na en gülden Kęd utlangt. Ik war hitt un kold, leet ęr los un hev dat nich wedder versöcht. Awer narrsch mak se mi, rein ümdreit un nüsselig darto, un ik de allens in de Weertschaft in Dæs un mit halwe Gedanken.

Min lütt gode Moder weer dat Jahr vörher storben, harr se noch de Ogen apen hatt, harr se mi lang wahrschu't. Vader leet mi vęl frien Willn, verlang blot, dat ik min Arbeit wahr un op'n Kram paß. Jung Lüd mæt Rum hebbn un sik utdaben, much he denken. Nu awer harr he vęl to makeln, he schien opmarksam to warrn un sä mal so blangbi: „Wat hest Du dar mit de Deern in de Węwerkath, Jehann? Is dat blot en Spill, so verleer den Kopp nich, hörst Du? Din Ernst kann't unmæglich węn. En Bur hollt sik en gode Hęhn; de sammelt dat Korn, wat op Dęl un Hofstęd spillt is, un leggt em Eier för sin Pannkoken — wat schall he mit en Pagelun?![1]) wo de rümschrigt, giv't Unwęder." De Wink weer jo düdlich nog, keem awer vęl to lat, ik weer to wid weg. — „Dat weer so üm de Tid, Moder, as Du mal op'n Sünndag-Namiddag bi Elsbe Focken to Besök weerst, weetst noch?"

„Wat schull ik nich? — De Dag hett mi vęl Thran'n un slaplose Nachten inbröcht," sä Trina-Mæsch to mi. „Ik harr em al lang in't Og" — se nück mal ræwer na den Olu — „un bill mi in, he wull mi wat. Nu seeg ik, dat he garnich an mi dach — du leewe Gott, wat weer't en Not!" kümmer se un weeg den Kopp.

„Jawol, dat is so, un ward ok wol nich anners," sä de Ol nadenkern. „Son węligen Bengel, as ik domals weer, bedenkt nich, wat he mit sin Dwallern, Spaßen un föten Snack anrichten deit. Em hört de ganze Welt to, un sin Ogen springt as en paar junge Hundn ræwer jeden Tun, ræwer Knick un Wall, un wat ęr gefallt, dar is he achter her un gript dat op, wenn he kann. Un wenn em wat anners anlockt, denn störmt he wider, un Sorg, em kunn en Og naween' un

[1]) Pfau.

nalengn, quält em nich. — Na, Moder, as allens æwerstan weer, sungn de Vagels noch mal so schön — meenst Du nich ok?"

O düt ol prächtige Kinnerog, wat na em opseeg! „Mi dünkt, se singt noch, Vader, wenn ok op'n anner Art."

De Ol strakel ęr mal æwer de krükelige Hand, denn sett he wedder an. „An düssen Dag weer Vader nich dar, he besöch min Broder Timm; de harr in Elmshorn en Posten in en grot Korngeschäft — naher heirat he de Dochter von den Kornkopmann un seet warm in 'e Woll. — Wenn de Katt nich to Hus is, spęlt de Müs op'n Disch. Ik wüß, dat Margot geern in en groten Swarm weer, trummel also dat Jungvolk tosam. Domals weer de Appelhof noch jung, un daran leeg de Bleekplatz, wo nu min Immhagen steit. Hier weer en prächtig Flach to danzen un to daben, un vellicht hett de Appelhof son węlige, lude un lustige Gesellschaft nich wedder sehn as an den schönen Sommerdag.

As wi en Ogenblick opholt un jeder en Bom söcht ton Anlæhn oder sik lingelang in't Gras leggt, üm to verpusten, hüppt op'n mal Margot in den Krink[1]) un sangt dar op egen Hand an to danzen, un dat seeg denn doch so nüdlich un leevlich ut, dat wi all in de Handn klatschen un lud wunnerwarken."

„Stopp, stopp, Jehann!" reep Trina-Mæsch, „wi Deerns maken dat nich mit, wi verstunn' de Saak doch en betjn anners. Jawol, nüdlich seeg dat ut, garto nüdlich! Denn dat blitz un funkel allens, wat üm un an ęr weer, von't swartblanke Haar un de groten Ogen an bet hindal op de lütten Föt. Dat wull se awer ok węten! Se drog ümmer allens butenop, wat se harr, awer nu wull se dat mal spęln un von alle Kanten besehn laten. Se sung lies mit en leevliche Stimm, hüpp darbi na'n Takt, dreih un weeg un bög sik, hęv den schönen runden Arm æwern Kopp, as wull se uns en ripen Appel oder en blanke Windruv wiesen, un darbi angeln de Ogen op en Art — nę nę dat weer keen Danz, den de Freud erfunn hett, dat weer en leeg Spill un hör op't Theater! Neidisch weern wi natürlich ok, se weer uns garto wid æwer."

„Na Kathrin, as man't ansüht — en Pagelun, as Vader sä, allens butenop! Son Minschenkind mutt nich old un schrumpelig warrn; denn hett se allens utgęben, wat se mal harr, denn is't en heel trurig Gestell in'n Wiwerrock. Awer lat mi wider vertelln! — Op 'n mal röppt en scharpe Stimm: Margot! Margot! De Arm sack dal un se trock de Klör — dat weer de Moder, de sach nich wull, dat se uns düsse Künst wiesen de. Margot nück na alle Siten un hüpp davon. — „Wat is se doch eenmal smuck!" reep ik so recht ut vollen Harten. „Ja!" lach Elsbe fühnsch un mit en roden Kopp, „as en bunte Slang! Dar spęl man mit, Du scha'st di verfehrn!" nück se mi to. „Komm, Kathrin, un kamt man alltosam, wi sünd hier rein æwerflödig!" Un se gungn, de Spaß weer twei, ut un all.

Abends frog mi Margot ęr Moder, wat de annern von den Danz seggt harrn, un as ik ęr dat vertell, drau se ęr Dochter mit de Ogen, sä awer nix as: „Na sühst Du wol, ol Goos?" Margot weer benaut,[2]) blot as ik von de Deerns ęrn Arger vertell, hęv se den Kopp un ęr Ogen lüchten op.

Mit de Moder kunn ik mi prächtig verstan, de awer ok allens, üm ęr man to gefalln. Ęten un Drinken weer ęr Best, kunn ik marken, un so slęp ik denn vęl rœwer na de Węwerkath. Geld weer æwerall knapp, ok bi mi, un Vader heel mi noch schrager hin as fröher. Awer ik steek mi achter de Grootdeern, de dat Kommando æwer Kæk un Spieskamer harr, un wat Gaarn un Höhnerstall hergęben wulln, dat war Moder un Dochter tostęken. Allens war mit Dank annahm, ahn to fragen, wo dat herkam de. (Schluß folgt.)

[1]) Kreis. [2]) kleinmütig.

Aus vergangenen Tagen.

Von J. J. Callsen in Flensburg.

1. Fahrendes Volk.

Viel Abwechselung bot vor etwa 60 Jahren uns Kindern das Leben auf der Dorfstraße und den Plätzen in und bei dem Dorfe. Da kam allerlei Volk, das unser Interesse in Anspruch nahm. In ganzen Scharen kamen aus der Stadt die Bettler in den verschiedensten Lebensaltern, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen. Mit Körben und Säcken zogen sie Haus aus und ein, und selten vergebens. Dann und wann machte der Bettelvogt (Prackervogt) eine Jagd auf sie, doch selten mit einigem Erfolg. Kam aber der „Landreuter" einmal, dann gab's ein Laufen und Rennen in alle möglichen Verstecke, und war der Gefürchtete zum Dorf hinaus, krochen — zum Gaudium der Jugend — die Geflüchteten ans Tageslicht und setzten ruhig ihren Rundgang fort. Selten wurde einer abgefaßt.

Dann kamen mit Hand- und Hundewagen Siebmacher und Kesselflicker, die auf irgend einem Platze Lager und Werkstatt aufschlugen, die Arbeiten aus dem Dorfe zusammenholten und hier ausführten.

Alljährlich erschien auch der Wagen von der Kupfermühle, hochaufgestapelt von Kesseln aller Art, auf denen in der Regel ein wachhabender Pudel uns viel Spaß machte.

Ebenso besuchte uns der Topfmann (Pottkerl) mit seiner in Heide verpackten hohen Ladung schwarzer jütscher Töpfe. Oben auf lag das Tüdergeschirr, mit dem er abends seine Pferde an der Seite des Weges befestigte, während er selbst sein Lager nahm, wo es ihm am passendsten schien: bei Mutter Grün, oder in einer Scheune, je nach der Witterung. Die Tracht des Mannes, Holzschuhe an den Füßen und eine isländische Jacke unter der Weste, ohne Rock, namentlich aber sein weitschallender Ruf: „Pott! Pott!" und sein radebrechendes Deutsch interessierte uns Kinder.

Ähnlich ging es dem ebenfalls dänisch-deutsch redenden Knopfmacher (Knopkerl), der mit seinem Korbe von Haus zu Haus ging, rufend: „Knapp! Knapp!" oder: „Wil J har Knapper idau?" (Wollt Ihr heute Knöpfe haben?) Freundlich wurde er aufgenommen, denn sein Artikel war immer zu gebrauchen, und wir Kinder guckten gerne nach den hübschen blanken Dingern! Nur ein armer Weber wies ihn einst kurz ab mit den Worten: „Was sagst Du? Soll ich es noch knapper haben? Schere Dich gleich hinaus!"

Fahrende Musiker, mit Violine oder Drehorgel (polnischer Orgel) fanden ein aufmerksames Publikum, besonders der Orgeldreher. So gerne die Musik gehört wurde, so standen beide Instrumente, namentlich die Violine, als für Bettelei und Tanz bestimmt, doch in niedrigem Kurs, und es wäre z. B. keinem Lehrer zu raten gewesen, dies Instrument in die Schule zu bringen und frohe Lieder dazu singen zu lassen. Beileibe nicht!

Um die Weihnachtszeit, vor und nach dem Feste, machten die Leute mit dem Stern, Erwachsene und Kinder, letztere oft mit einem weißen Hemde über den Kleidern, gern gesehene Besuche. Der große papierne Stern auf hoher Stange wurde gedreht und klingelte mit mehreren Glöckchen zum Gesange der Träger. Leider ist mir der Text dieser Lieder entfallen. Ich erinnere nur folgende Strophen:

Ach Stern, du mußt nicht stille stehen,
Du mußt mit mir nach Bethlehem gehen,
Nach Bethlehem in Davids Stadt,
Wo Maria das Kindlein geboren hat.

Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch,
Auf allen vier Ecken gebratenen Fisch

nebſt weiteren Wünſchen für Frau und Kinder. Nach Beendigung ſeines Liedes heimſte der Sänger ſeine Gaben ein.

Ein ſolcher Mann zog das ganze Jahr mit dem Stern von Dorf zu Dorf. Der hatte für dieſen ſeinen ausſchließlichen Beruf zwei Lieder, eins für die gewöhnliche Gabe, und ein anderes — beſſeres! — das „Wurſtlied," wofür ihm eine gute Mettwurſt gebührte. Der Mann wurde Hans Leſias genannt, ob er wirklich ſo hieß, kann ich nicht ſagen; die Freude aber, wenn er erſchien, kann ich mir noch aus meinen erſten Lebensjahren vorſtellen. Er ging bis an ſein Lebensende mit dem Stern und ſoll ſchließlich neben demſelben erfroren gefunden worden ſein.

Außer dieſem eigentümlichen Manne zogen damals einige andere Originale von Dorf zu Dorf. So erinnere ich mich eines ältlichen Mädchens, „Gret Erdel" (wahrſcheinlich Margaretha Ellma getauft), die immer mit Blumen und Bändern geſchmückt und fröhlich lachend zu ihrer bevorſtehenden Hochzeit einlud und Gaben dafür erbat und erhielt.

Zwei andere Originale, Habbes und Taas (Asmus und Klaus, weil aber der Letztere ſtammelte und die Namen wie vorſtehend ausſprach, ſo genannt), waren zwei unzertrennliche Brüder. Sie hatten in jungen Jahren als Knechte gedient, auch ſelbſtändig verſchiedene Arbeiten übernommen, immer aber gemeinſchaftlich. Das Zuſammenleben war beiden notwendige Bedingung des Lebens, und die Vorſtellung ſolchen Lebens erſchien ihnen ſo ſelbſtverſtändlich, daß beide ſogar einmal die Abſicht hatten, auch gemeinſchaftlich eine Frau zu haben, nachdem ſie eine dazu willige Perſon gefunden zu haben meinten. Als aber der Paſtor ihnen bedeutete, daß dies gegen die Schrift ſei, ſo ſtanden ſie ſofort davon ab, denn „man muß ſich nach der Schrift richten." In ihren alten Tagen mieteten ſie ſich ein Stübchen und ſammelten ſich ihren Unterhalt. Dabei richteten ſie ſich nach der Jahreszeit. Im Frühjahr, zur Zeit der Schafſchur, erſchienen ſie mit einem Netze und erbaten Wolle zu Strümpfen. Im Herbſt, wenn der Flachs gebrochen war, wünſchten ſie davon ein wenig zu Leinen, in der Schlachtzeit baten ſie um ein wenig Speck und Fleiſch und im Winter um Grütze u. ſ. w. Wolle und Flachs ließen ſie ſich verarbeiten, und von den Lebensmitteln zehrten ſie, bis der Vorrat alle war, und wieder ein Gang gemacht werden mußte. So führten ſie ein ſtilles, ſorgloſes Leben, bis an ihr Ende. Taas ſtarb zuerſt, Habbes ſetzte nur kurze Zeit ſein einſames Leben in alter Weiſe fort, wurde immer ſchwächer und wunderte ſich ſchließlich, daß er nicht ordentlich mehr ſein Vaterunſer beten könne; damit verſchied er.

Op 'e Strat.

Dat is nu de Dörpplatz, un dit is de Strat,
un hier ut den Buſch kiekt min Vader ſin Kat.

De Gębel, de Schoſteen, dat Dack un de Wänn,
ſe winkt mi un fragt mi, wat ik ſe noch kenn.

Ik kenn ſe ſo got noch un hev ſe ſo leev —
Un Gott weet am beſten, wa geern ik hier bleev!

De Hänn ſat von fülben de Klink an de Port.
Wa geern wulln ſe drücken — un ik riet ſe fort.

Üm Harbarg to będen in Vader ſin Kat:
dat bring ik ni farig — denn bliv'k op 'e Strat.

3r.

Stapelholmer Sagen.*)

Gesammelt von **Heinr. Carstens.**

I.

Woher Stapel, Seth und Drage den Namen haben.

Süder- und Norderstapel haben den Namen von Holzstapeln, die einst dort gelegen haben; und die Leute haben dann gesagt: Seht, wat se dar mit Holt draget. Davon haben denn auch die Dörfer Seth und Drage den Namen. Die ersten Bewohner von Drage sind Fischer gewesen. Mündlich aus Drage.

Woher Scheppern den Namen hat.

Das Dorf Scheppern hat den Namen von Scheeper, Scheeperi (Schäfer, Schäferei). Als nämlich die Pahlhorner Burg noch stand, da hatte der Besitzer dieser Burg seine Schäferei dort, wo jetzt das Dorf Scheppern liegt.

Mitgeteilt von Frau Thiemann auf Pahlhorn.

Ein weißes Pferd weist die Stätte, wo die Süderstapler Kirche stehen soll.

Als man in der Gegend von Stapel, Seth und Drage eine Kirche bauen wollte, ließ man ein weißes Pferd laufen, und da, wo dieses sich am andern Morgen befände, wollte man die Kirche erbauen. Die Süderstapler wendeten aber eine List an, sonst wäre die Kirche nach Seth und Drage zu stehen gekommen. Nun aber lockte man das Pferd dahin, wo die Kirche jetzt steht.

Mündlich aus Drage.

Die Unterirdischen im Braßberge.

Im Braßberge, südöstlich von Drage, wohnten früher die Unterirdischen. Einst kam ein Mann an diesem Berge vorbeigeritten, als die Unterirdischen gerade eine Hochzeit feierten. Da trat einer von ihnen mit einem goldenen Becher voll Wein zu dem Reiter hin und bot ihm zu trinken. Der Reiter nahm den Becher, nippte ein wenig von dem Wein und goß das Übrige den umstehenden Unterirdischen in die Augen. Dann ritt er sporenstreichs mit dem Becher davon. Der Becher war von ausgezeichneter Arbeit, und stets, wenn Besuch da war, zeigte der Mann den Becher. Einstmal nun war gerade große Gesellschaft bei ihm, in der er auch den goldenen Becher herumzeigte, und noch stand der Becher auf dem Tisch, als ganz heftig gegen die Stubenthür gestoßen ward. Der Hauswirt ging hinaus, und alle Gäste folgten ihm. Aber auf der großen Diele war nichts zu sehen und zu finden. Als man aber wieder in die Stube trat, da war der Becher vom Tisch verschwunden. Die Unterirdischen hatten ihn wieder geholt.

Mündlich aus Drage.

Niß Puk.

In vielen Häusern in Stapelholm befand sich früher auch der Nißpuk. Dieser war sehr klein, nur zwei bis drittehalb Fuß hoch und hatte einen roten dreieckigen Hut auf dem Kopfe. Dennoch, wenn er über den Hausboden ging, trat er so schwer auf, daß es dröhnte und die Bretter sich bogen, gleichsam als ginge der schwerste Mann darüber hinweg. Wer ihn zum Freunde hatte, dem half er allerlei Arbeiten verrichten.

*) Aus meiner Sammlung dithmarscher Sagen habe ich die der ehemaligen Landschaft Stapelholm ausgeschieden, und übergebe sie hiermit der Öffentlichkeit. Es sind nur wenige, und ohne Zweifel giebt es dort noch viele, die mir bisher nicht bekannt geworden. Mögen sie eine freundliche Aufnahme bei den geneigten Lesern finden.

Niß Puk und der Kornabladen.

Einst waren zwei Leute mit Kornabladen beschäftigt. Sie stritten sich — ich meine über Niß Puk — und der eine sprach: „Stände Niß Puck hier vor mir, ich würde ihn dreist mit der Forke durchstechen.“ Kaum aber hatte er das gesagt, so stand Niß Puk auch schon vor ihm. Der Abforker erschrak so sehr, daß er sofort wegging.

Niß Puk beim Düngeraufladen.

Ein anderes Mal war ein Knecht beim Düngeraufladen. Niß Puk stellte sich unvermerkt hinter ihn und faßte immer den Forkenstiel an. Der Knecht wußte wohl, wer den Stiel anfaßte, und sprach: „Nun ja, Niß, denn lade du auf!“ Und Niß Puk lud für ihn allen Dünger auf den Wagen.

Niß Puk beim Häckselschneiden.

War der Knecht beim Häckselschneiden, so stand Niß wieder hinter ihm und hielt immer das Häckselmesser an. Als der Knecht merkte, wer das war, sprach er: „Nun, Niß, willst du Häcksel schneiden, so thue das nur.“ Und Niß schnitt für ihn den Häcksel.

Niß Puk beim Mähen.

Ein Knecht ward einst von seinem Bauer ausgeschickt zum Mähen. Der Knecht mähte nur beim „Heck“ ein wenig ab und legte sich nieder in das Gras zu schlafen. Mittags bringt das Mädchen ihm Essen nach. „Na, wie viel hat der Knecht schon ab?“ fragte der Bauer das Mädchen. „Ach,“ sprach das Mädchen, „er hat nur wenig abgemäht.“ Sprach der Bauer: „Nun ja, wenn er denn nur jeden Tag sein Tagewerk (1 Demat) abmäht, so ist es auch genug.“ Der Knecht aber faullenzte 2 bis 3 Tage. Da dachte er, nun wird es wohl Zeit, ging in die Mitte der Fenne und mähte sich da einen Kreis heraus, und in diesem Kreise mähte er nun immer rund herum. Niß Puk aber mußte rund um die Fenne herum mähen und nahm auch doppelt so große Schwaden als der Knecht. So brachte er die große Fenne doch leicht zur bestimmten Zeit ab. Mündlich aus Drage.

Was sich das Volk erzählt.

Unter obigem Titel hat Heinrich Merkens 1892 den ersten und 1895 den zweiten Teil einer Sammlung von humoristischen Erzeugnissen aus älterer Zeit, die im Munde des deutschen Volkes noch leben, erscheinen lassen, um sie vor dem gänzlichen Untergange, womit unsere vielbewegte und raschlebige Zeit sie bedroht, zu retten. „Alle diejenigen, die das Volksleben wirklich kennen und noch einigen Sinn für Volkstümlichkeit besitzen,“ — so begründet er die Berechtigung einer solchen Sammlung — „werden eine so köstliche Fülle von Humor finden in dem, was sich das Volk erzählt, daß sie seiner nicht entbehren möchten, so sehr man geistreicherseits die Nase darüber rümpfen möge.“ — Müllenhoffs Sammlung hat aus unserm Lande vieles gerettet; manches ist auch sonst aufgezeichnet worden, aber an zerstreuten Stellen. Der Schriftleitung sind im letzten Jahre viele derartige Blättchen zugegangen; vielleicht findet sich hier und dort noch mancherlei, was durch die hiermit beginnende Veröffentlichung hervorgelockt werden könnte.

Die Inschriften an der Burgstubenthür. Vor zweihundert Jahren war Seegalendorf bei Oldenburg i. H. im Besitze eines Ranzau. Eines Morgens fand man zu dessen Zeit in Kreideschrift an der Burgstubenthür folgendes:

Sures Beer, verschimmelt Brod,
de Düvel schlag Hans Ranzau dod
und gev uns beter Beer und beter Brod.

Darauf seitens des Besitzers und seiner Beamten größtes Staunen und Erregung. Man wußte, daß keiner der leibeigenen Gutsuntergehörigen des Schreibens und Lesens kundig sei. Dazu blieben alle Nachforschungen ergebnislos. Kurz, man gab dem Bösen die Schuld und beschloß, an derselben Stelle als Antwort zu schreiben: „Büst du en goden Mann, so nenn di“; worauf nach Verlauf einiger Nächte an der Thür zu lesen war: „Dat lat

ik sin, Hans Ranzau, ik kenn di." Erst später stellte sich heraus, daß ein zugelaufener und wieder entlaufener fremder Dienstjunge der Thäter gewesen sei, von dem die Gutsleute erzählten, er habe zu Zeiten ihnen unverständliche Kritzeleien mit Kreide gemacht.[1])

(Mitgeteilt von H. Winckelmann in Langdeel bei Augustenburg.)

Wer hat die Polizei? Einst machte ein dänischer Minister einen Besuch in einer kleinen schleswig-holsteinischen Stadt und besah an der Seite des Bürgermeisters die öffentlichen Anstalten. Auf der Straße vollführte die liebe Jugend des Städtchens einen solchen Lärm, daß der Minister sich veranlaßt fand, den Herrn Bürgermeister zu fragen, wer denn hier die Polizei habe. „De Polizei?" erwiderte dieser verdutzt, „dat weet ik ni; awer de söftig Mark heff ich darvær." (Vgl. Volksbuch 1847.)

De Krüzverband. Der ländliche Bauunternehmer Twisselmann hat die Holzkonstruktion eines Gebäudes aufgestellt. Sein Freund und Kollege Behrens kommt des Weges und mustert den Bau. „Segg mal, Twisselmann, schull sik dat wull holen?" — „Worüm nich, Behrens; süh mal' düsse Verband hölt denn, un de Verband hölt düssen; dat's op en Art en Krüzverband. — — Minsch, wahr di weg, dat kummt!" (Mitgeteilt.)

Anregung.

Zur Weckung des Verständnisses für heimische Kunst. Es regt sich überall das Streben, weitere Kreise „genußfähig" zu machen für die Werke der Kunst. Dazu giebt es vielerlei Mittel; das wirksamste wird doch immer das oftmalige und eingehende Betrachten wirklicher Kunstwerke sein. Größere Städte bieten dazu in Sammlungen Gelegenheit; auf dem Lande kann man dergleichen nicht haben. Und doch finden sich auch hier an manchen Orten Fundgruben für die Kenntnis der Kunst, zumal der heimischen, um welche die größten Museen oftmals ein weltabgelegenes Bauerndorf beneiden. Wie viele bedeutende Kunstwerke sind doch in den Kirchen unseres Landes zerstreut! Herr Professor Haupt in Schleswig hat sich das nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst erworben, in seinem Werke über die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Schleswig-Holstein die Augen der Fachgelehrten für die verborgenen Schätze unseres Landes geöffnet zu haben; das eigentliche Volk aber weiß davon immer noch wenig genug. Es hat ja auch kaum Gelegenheit, sich eine genauere Kenntnis zu erwerben. Am Sonntag während der Kirchzeit stehen die Sachen zu fern, und zu anderen Zeiten sind die protestantischen Kirchen auch in unserem Lande ja leider fest verschlossen. Auch Durchreisenden, die von den vorhandenen Kunstschätzen gehört haben, wird die Besichtigung sehr erschwert, da es immer erst besonderer Erkundigungen und meistens mancherlei Weitläufigkeiten bedarf, um des Mannes habhaft zu werden, der über den Kirchenschlüssel verfügt. Sollte es nicht auch bei uns möglich sein, was in katholischen Landen allenthalben geht, daß die Kirchen wenigstens an einigen Tagesstunden offen gehalten würden? Es ist hier nicht von dem Werte dieser Einrichtung für die Einkehr und Erbauung, für die in unserer aufgeregten Zeit das Bedürfnis groß genug sein sollte, zu reden; hier soll auf die Förderung hingewiesen werden, die Kunstsinn und Kunstverständnis dadurch erfahren würden. Es wäre dann doch jedermann Gelegenheit geboten, die Kunstschätze der Kirche zu betrachten und sich in den Genuß derselben zu vertiefen. Wenn auch anfangs nicht viele Gebrauch davon machen würden, so brauchte man sich dadurch nicht abschrecken lassen; es wäre doch schon ein Gewinn, wenn auch nur ein Einziger geweckt würde. Und daß das geschehen kann, auch ohne Anleitung, dafür liegen ja Beweise vor: man denke nur an Asmus Carstens im Dom zu Schleswig. Besser natürlich wäre es und dringend erwünscht, wenn die Lehrer die Kinder je und dann am Alltag in die Kirche führten und sie zur Betrachtung des Einzelnen anleiteten. Das könnte doch auch den Erfolg haben, daß fernerhin nicht mehr so viele Kunstwerke durch Unverstand zerstört würden. Ein zweckmäßiges Hilfsmittel dazu bietet u. a. das Werk von Haupt, das, wie neulich in der Tagespresse mitgeteilt wurde, jetzt auch in Sonderausgaben für jeden Kreis zu haben ist. Ld.

[1]) Ob der Herr Graf Ranzau im übrigen ein strenger und karger Herr gewesen sei, darüber wußte der Erzähler, ein hochbetagter Feldvogt auf Seegalendorf, Namens Kruse, nichts. Zu der Zeit meines Dortseins, in den vierziger Jahren, war im Gutsarchiv ein von ihm herrührendes, dem 17. Jahrhundert entstammendes Schriftstück vorhanden, eine Vereinbarung zwischen ihm und dem damaligen Hauptpastor zu Oldenburg Paul Lackmann, in dem letzterer sich verpflichtete, alle Monat an einem Sonntage auf Seegalendorf zu predigen, gegen eine summarische Vergütung von 12 Tonnen Weizen jährlich. Der Weizen wurde noch vollzählig damals geliefert, wogegen die Predigten seit Menschengedenken aufgehört hatten und somit der Verjährung anheimgefallen waren. Der Einsender.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 2. Februar 1898.

Die Mistel.

Von **H. Barfod** in Kiel.

(Vortrag, gehalten auf der 7. Generalversammlung unseres Vereins zu Meldorf am 8. Juni 1897.)

I.

Wenn die Erde in Winters Banden liegt und sich eine weiße Decke, gleich einem Leichentuche, über Wald und Flur lagert, wenn die Bäume des Waldes ihres Schmuckes beraubt sind und tiefes, einförmiges Schweigen die Natur gefangen hält: dann sind es bei uns zu Lande nur die ernsten Tannen, welche uns in ihrem dunkelgrünen Schmucke an die geschwundene Pracht des Sommers erinnern, zugleich aber auch die Hoffnung auf die Wiederkehr der Maienpracht und Maienfreude erhalten. Durchwanderst Du aber in Süd- oder Mitteldeutschland, in der Mark oder im Preußenlande den Wald in seinem Winterkleide, so wirst Du bald, wenn Du Deinen Blick zeitweilig auch nach oben richtest, durch eine andere Pflanze an die „Wiederbelebung der erloschenen Sonnenkraft" erinnert. Wenn alles schläft und ruht bis zum Auferstehungstage im Frühling, dann scheint allein die Mistel in ihrem glänzenden Grün gegen den Frost des Winters gefeit zu sein. Unwillkürlich bleibt Dein Auge auf dem sonderbaren Strauch mit seinen goldgrün gerindeten Ästen haften, und Du erkennst, wie die Sonne hier sichtbar wirkt und schafft auch inmitten des kalten Winters. Wie ist die Mistel dorthin gekommen? Wie kann sie dort oben in den schwankenden Kronen mächtiger Baumriesen gedeihen, grünen, ja, schon blühen, wenn alles um sie her noch im Winterschlaf gefangen liegt?

Daß wir es in der Mistel mit einem Schmarotzer zu thun haben, ist wohl klar. Bevor ich ihrem Schmarotzerleben nähere Beachtung schenke, lassen Sie mich des Verhältnisses der Mistel zu unserer engeren Heimat gedenken. Die Mistel zählt zu den seltensten, fast gänzlich verschollenen Kindern der lieblichen Flora unseres meerumschlungenen Heimatlandes. Es ist ein Scheidegruß, den ich ihr heute bringe. Wie lange mag es noch dauern, und auch der letzte Mistelbusch

in unserem Lande ist dahin! In früheren Zeiten muß die Mistel im Norden Europas weit verbreitet gewesen sein; das beweist allein schon ihr Auftreten in der nordischen Götterlehre. Gegenwärtig wird die Mistel in Skandinavien bis zu 50½° n. Br. gefunden; ob sie auch hier zur Seltenheit geworden ist, konnte ich nicht erfahren.[1]) Von dem ehemals häufigen Vorkommen der Mistel in Schleswig-Holstein zeugen die Funde, welche Professor v. Fischer-Benzon bei seinen Untersuchungen über unsere Moore gemacht hat. So legte derselbe in der Juni-Sitzung (1896) des „Naturw. Ver. f. Schl.-Holst." außer wohlerhaltenen Resten von Eichenblättern und Eicheln (mächtige Eichenstämme wurden gleichfalls gefunden), von Haselnüssen und Blättern nebst Zweigen des Haselstrauches auch Blätter und Stengelstücke der Mistel vor, welche gelegentlich des Abstechens eines kleinen Torfmoores auf dem Grundstück der Gebr. Howaldt in Dietrichsdorf bei Kiel gehoben wurden. Das massenhafte Auftreten der Mistel war geradezu auffallend; die wohlerhaltenen, noch lebhaft grün gefärbten Blätter und Zweige bildeten eine förmliche Schicht, nach der die Moorstücke auseinander brachen. Viele der Blätter waren von einem Parasiten, einem Pilze, befallen.[2]) Bei dieser Gelegenheit erwähnte Prof. v. Fischer-Benzon, daß er früher schon einmal in einem ähnlichen Moore am Winterbeker Wege bei Kiel neben Resten der Stieleiche ebenfalls die Mistel gefunden habe, und sprach die Vermutung aus, daß nicht nur der heute so selten gewordene Baumschmarotzer bei uns häufiger gewesen sein muß, sondern daß zugleich die Eiche wohl Hauptträgerin desselben gewesen ist. Letzterer Umstand verdient um so mehr Beachtung, als die in Rede stehende Mistel (Viscum album L.) sonst sehr selten auf Eichen beobachtet wird, selten freilich auch auf Walnußbäumen, Linden, Ulmen, Robinien, Weiden, Eschen, Weißdorn-, Birn-, Mispel-, Zwetschen- und Mandelbäumen und Ebereschen, Ahornen und älteren Weinstöcken. Als Kuriosum erwähnt Kerner von Marilaun, daß in der Gegend von Verona einmal die Mistel auf den schmarotzenden Gebüschen der Riemenblume (Loranthus europaeus), einer auf Eichen und Edelkastanien häufig vorkommenden nahen Verwandten der Mistel in Süd-Europa, beobachtet worden ist. So wählerisch in der Wahl ihres Wirtes, wie die Riemenblume, ist die Mistel jedoch nicht; es sind etwa 50 verschiedene in Deutschland heimische Bäume und Sträucher bekannt geworden, auf denen dieselbe Wohnung und Ackerfeld findet. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Mistel besonders Bäume befällt, deren Äste mit einer weichen, saftreichen Rinde bekleidet sind. Weißtannen, Apfelbäume, vor

[1]) Als wesentlichste Quelle über die Naturgeschichte der Mistel ist benutzt: Anton Kerner von Marilaun, Pflanzenleben. 2 Bde. Leipzig, Verlag d. Bibliogr. Instituts, 1887, ein wahrhaft klassisches Werk über Pflanzenbiologie, das allen Lehrerbibliotheken zur Anschaffung empfohlen sei. Über die „Mistel" vergl. Bd. I, S. 189—197.

[2]) Schriften d. Naturw. Ver. f. Schl.-Holst., Bd. XI (1896), S. 34 u. 35.

allem Pappeln sind darum erkorene Lieblingsbäume der Mistel. Immerhin bemerkenswert bleibt es, daß die Mistel in bestimmten Gegenden gewissen Bäumen den Vorzug zu geben scheint. In der Rheinprovinz und im Tiroler Innthale vergnügt sie sich auf fruchttragenden Apfelbäumen (freilich zum Verdruß der Obstzüchter), in Brandenburg, „des heiligen römischen Reiches Erzstreusandbüchse," muß sie sich mit der Kiefer begnügen, im Preußenlande paktiert sie mit der stolzen Pappel. In unserm Lande war sie vielleicht ein treuer Gast der knorrigen Eiche und sank mit dieser ins Grab. Prof. Knuth giebt in seiner „Flora der Provinz Schleswig-Holstein" [1]) das Vorkommen der „sehr seltenen" Mistel für die Gegenden bei Segeberg, Arnis, bei Sonderburg, früher auf einem Birnbaume bei Husum an, alles Angaben, die zumeist älteren Datums sind und heute keine Giltigkeit haben. Mit Sicherheit nachgewiesen ist das Vorkommen der Mistel gegenwärtig wohl nur noch für das mittlere Holstein, und auch hier nur für eine einzige Stelle, nämlich in Hegebüchenbusch bei Heidmühlen (zwischen Neumünster und Segeberg), daselbst in einer Wiese auf Birken schmarotzend. [2]) Dieser Fall ist um so mehr beachtenswert, da Kerner von Marilaun ausdrücklich betont, daß „Birken, Buchen und Platanen von der Mistel gemieden werden," wohl infolge der zähen, glatten Rinde dieser Bäume. — Unsere Gelehrten mögen den Ursachen des Verschwindens der Mistel in unserm Lande nachforschen; mir steht es nicht zu.

Wie kam es, daß unsere Mistel schon seit den ältesten Zeiten nicht nur die Aufmerksamkeit der verschiedensten Völker auf sich lenkte, sondern in der Götterlehre bei Griechen und Römern, Kelten und Germanen eine hervorragende Rolle spielte? Die Antwort giebt uns ein näheres Eingehen auf die Naturgeschichte dieser Pflanze. Im Winter, wenn unsere Laubbäume blattlos dastehen und mit ihnen alle andern Pflanzen in Todesschlaf gesunken sind, dann grünt, ja, blüht die Mistel, als ob alle Lebenskräfte der Natur sich in ihr vereinigt hätten: so erschien die Mistel den Germanen als die Siegerin über den zur Zeit in tiefster Ohnmacht liegenden Sonnengott, als die Eisrute, „die in Schlaf die Völker schlägt"; den keltischen Druiden aber als die allmähliche Eröffnerin des neuen Lebens, mit der man alle Fesseln sprengen, alle Krankheiten heilen könne. Eine andere Absonderlichkeit ist in dem Bau der Mistel ausgeprägt. Sie ist vollkommen zweiteilig, d. h. aus jedem Knospenpunkt wachsen zwei gabelförmige Zweige oder zwei Blätter hervor, entsprießen zwei unscheinbare Blüten, die in zwei weiße, klebrige Beeren ausreifen. Die Folge dieses eigentümlichen Wuchses ist das wirre Auseinandergehen der Zweige, weshalb die Mistel vielfach mit den „Donner- oder Hexenbesen" der Birke

[1]) Vergl. S. 358.

[2]) Vergl. J. Schmidt, Die Schmarotzer unter den heimischen Blütenpflanzen. „Heimat," Bd. I, S. 110.

verwechselt wird. Schließlich mußte ein so sonderbarer Pflanzenbürger, wie die Mistel es ist, die Aufmerksamkeit der mit dem Naturleben innig vertrauten Völker des Altertums um so mehr auf sich lenken, je geisterhafter, gespenstiger er die hohen, grünen Paläste bewohnte. Niemals gedeiht die Mistel zur ebenen Erde; das gilt von der ganzen Familie der Loranthaceae, zu der auch die Mistel gehört, und deren Vertreter nur auf Bäumen Wurzel schlagen, mit einer einzigen, bisher bekannten Ausnahme, nämlich des seltsamen Psittacanthus terrestris in den tropischen Wäldern Süd-Amerikas. — Schon den alten Griechen war das wunderbare Dasein der Mistel nicht unbekannt geblieben Und da der Mensch, früher mehr als heute, alles, was ihm wunderbar erschien, in den Kreis des Wunderthätigen zog, in dem Unbegreiflichen das Dasein höherer Mächte ahnend, so darf es uns nicht wundern, wenn schon Hippokrates, der weise Arzt des Altertums, den seltsamen Schmarotzer zu Ehren brachte, ihn als heilkräftig verwertete und dazu beitrug, ihm diese Ehre bis in unser Jahrhundert hinein zu erhalten. Namentlich war die Mistel als heilkräftiges Mittel gegen Fallsucht (Epilepsie) hochberühmt. Die Sache ist begreiflich. Wie der Mensch überall Ursache und Wirkung mit einander verwechselte, ferner Ähnliches durch Ähnliches zu heilen suchte und dabei oft genug die Bahn vom Erhabenen zum Lächerlichen durchschritt, so auch hier. Der Kranke fiel zur Erde, wie die Mistel ihre Blätter, Zweige und Beeren zu Boden warf. Das thaten nun zwar mit ihr auch recht viele andere Pflanzen; allein die Mistel stand nun einmal infolge ihres wunderbaren Daseins in dem Rufe des Geisterhaften, Geheimnisvollen, folglich, schloß der geheimnisgläubige Mensch, muß in dem Thun der Mistel ein höherer Wink liegen.

Fig. 1. Mistelpflanzen auf Pappeläſten.[*]
(Nach Kerner von Marilaun, Pflanzenleben, I, S. 124; verkleinerte Wiedergabe.

[*]) Die Klischees zu den Abbildungen verdanken wir dem freundlichen Entgegenkommen des „Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien.“ Dem verehrlichen Vorstande, der uns die Platten gratis zur Verfügung gestellt hat, beehren wir uns unsern freundlichsten Dank auszusprechen. Der geschäftsführende Ausschuß.

Das Ähnliche entschied für das scheinbar Ähnliche, und die Mistel stand Jahrhunderte hindurch als Universalmittel gegen Fallsucht in den Listen Äskulaps. Bedingung für die Heilkraft der Mistel war, daß sie niemals den Boden berührt habe. Die Druiden, Lehrer und Priester der Kelten, glaubten, die Mistel wäre vom Himmel auf die Zweige der Bäume gefallen, und sprachen ihr belebende und allheilende Kräfte gegen allerlei Übel zu. Am sechsten Tage nach dem Neumonde (Anfang des druidischen Monats) wurde die Eichenmistel mit goldener Sichel, dem Sinnbilde des Reinsten, durch Druidenhand unter feierlichem Ceremoniell im Beisein einer andächtig harrenden Menge von der Eiche geschnitten, danach in ein weißes Tuch gehüllt, die beim Schneiden herabfallenden Zweige wurden mit weißem Tuche aufgefangen, damit sie, die himmlisch über der Erde Erzeugte, nicht den Staub der niederen Erde berühre, dadurch verunreinigt werde und ihrer Wunderkraft verlustig gehe. Die Druiden glaubten, daß die Mistel gegen Fallsucht helfe, die Hoffnung der Frauen befördere und in gekautem Zustande Geschwüre aller Art wirksam heile. Wegen dieser Wunderkraft nannten sie die Mistel „Heiland aller Schmerzen," in ihrer Sprache olhiach (nach Jak. Grimm). Da in früherer (aber schon christlicher) Zeit die Fallsucht als teuflische Besessenheit galt, begnügte man sich anfangs damit, in Silber gefaßte Stücke des heiligen Mistelholzes oder aus diesem gefertigte Rosenkränze zu tragen; Kindern hing man dieselben als Amulett um den Hals vor die Brust, um sie gegen Fallsucht und sonstige Anfechtungen zu schützen. Einer späteren Zeit war diese Art der Verwendung nicht wirksam genug, als man nämlich die Ursache der Fallsucht in mehr natürlichen Dingen und nicht mehr in teuflischer Besessenheit erblickte. Man empfahl den innerlichen Gebrauch der gepulverten Eichenmistel, welche noch bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein in den Apotheken vorrätig war. Als dann in der Medizin das ehemals so gefeierte Mistelholz in Vergessenheit geriet, hatte die moderne Kultur im Volke leise Spuren vom einstigen Wunderglauben nicht zu beseitigen vermocht. So kann in Österreich auch heute noch der Kurpfuscher, hier „Wender" genannt, der Mistel nicht entbehren, wenn es sich z. B. darum handelt, kinderlosen Eheleuten zum Kindersegen zu verhelfen. Palmbüsche mit geweihten Mistelzweigen steckt man am Palmsonntage in Wiesen und Getreidefelder. Ein Mistelzweig, in der Weihnacht an die Obstbäume gebunden, soll gegen Obstverderb durch Raupenfraß und Hagelschlag schützen und eine reiche Obsternte sichern; ein Mistelzweig im Kuhstall erleichtert das Kalben der Kühe und verscheucht die Stallhexe. Armer Mistelzweig, wie sehr ist heute dein Ansehen gesunken! Die neue unpoetische Zeit verwendet dich nur mehr als milchgebendes Futter unseres lieben Hornviehs und zum — Leimsieden.

(Schluß folgt.)

Die Eckernförder Fischerei.

Von F. Lorentzen in Kiel.

II.

Je mehr die Bedeutung der Eckernförder Fischerei sich steigerte, je vielseitiger sich der Betrieb gestaltete, und je mehr die Zahl der bei diesem Gewerbe Beschäftigten zunahm, desto mehr erwies es sich als notwendig, die Verhältnisse zu regeln und Rechte und Pflichten der Beteiligten festzusetzen. Die in Eckernförde wohnenden Fischer bildeten früher eine Zunft, deren Mitgliederzahl jedoch wohl lange Zeit keine große gewesen ist. Es finden sich in einer Beschreibung [1]) der Stadt vom Jahre 1768 nur 15 Fischer verzeichnet, und auch noch zu Anfang dieses Jahrhunderts dürfte sich die Zahl wohl höchstens auf 20 bis 30 erhöht haben. Wenn also auch der Betrieb der Fischerei damals noch kein großer gewesen ist, so scheint doch nicht immer Friede und Eintracht zwischen den Beteiligten geherrscht zu haben. Im Jahre 1833 kam man daher überein, genaue Vereinbarungen zu treffen, auf welche sich die einzelnen Fischer alle verpflichten mußten. Die damals aufgestellten „Vereinbarungs-Regeln" werden, wie folgt, eingeleitet: „Die hiesige Fischerzunft hat, um allen Streitigkeiten für die Zukunft vorzubeugen, folgende Vereinbarungen und Regeln unter sich getroffen, welche am 23. Februar 1833 vom hiesigen Hochzuverehrenden Magistrat approbirt und als Regel festzusetzen bewilligt seyn." Die getroffenen Bestimmungen sind in 13 Paragraphen zusammengefaßt, welche sich auf die dortige Fischerei im allgemeinen und auf die mit Waden betriebene Heringsfischerei, Wadenfischerei, im besonderen beziehen, waren also für den Zusammenschluß aller Fischer berechnet, welche in § 1 als „Wadenfischer" und als „die übrigen nahrungtreibenden Fischer" unterschieden werden. Die letzteren führten später die Bezeichnung „Kleinfischer." Je zwei Mitglieder dieser beiden Gruppen wurden zu Vorstehern oder Wortführern erwählt; dieselben sollten „nach Recht und Ordnung sehen und alle Streitigkeiten auf das thunlichste in der Güte schlichten." Die Vorsteher hatten ferner die Versammlungen zu berufen, in welchen die allein bindenden Beschlüsse gefaßt wurden. Das Ausbleiben der Mitglieder bei den angesetzten Versammlungen wurde mit kleinen Geldstrafen belegt. Der Schlußparagraph lautete: „Ein jeder der sämtlichen Fischer ohne Ausnahme hat sich nach vorstehenden Regeln zu richten und hat sich in streitigen Fällen an die Vorsteher zu wenden und deren Ausspruch über die Sache, wodurch der Streit entstanden, zu gewärtigen; sollte aber jemand mit deren Ausspruch oder Entscheidung nicht zufrieden sein, der hat sich binnen acht Tagen an die hiesige hochzuverehrende Gerichtsbarkeit zu wenden, und ist verpflichtet, mit deren Urteil zufrieden zu sein." Auf diese Regeln hin verpflichteten sich durch Namensunterschrift alle 37 Fischer und gründeten dadurch den „Fischer-Verein," später „Fischerei-Verein" genannt, welcher bis zum Jahre 1887 bestanden hat, bis dahin die Interessen der gesamten Fischerei zu vertreten und den Betrieb derselben, besonders den der Wadenfischerei, zu regeln hatte.

Als jeder der beiden Zweige der Fischerei an sich bedeutungsvoller geworden war, schien der „Fischerei-Verein" nicht mehr geeignet zu sein, die Interessen der Gesamtheit zu vertreten, und wurde daher in den „Verein der Wadenfischer" umgewandelt. Dieser Verein, dessen Satzungen am 1. Juni 1887 in Kraft traten, bezweckt, „die ordnungsmäßige Ausübung der Wadenfischerei zu sichern, sowie die allgemeinen Interessen derselben zu fördern." Jeder Besitzer oder Teilhaber einer Heringswade in Eckernförde oder in dem benachbarten Borby kann Mitglied werden. Der Vorstand besteht aus 3 Mitgliedern und 6 Beisitzern. An der Spitze des

[1]) Schlesw.-Holst.-Lauenb. Provinzial-Berichte. 1818.

Vereins steht ein Amtspatron, bisher der jedesmalige Bürgermeister der Stadt. Die Mitgliederzahl betrug bei der Gründung 98. Neben diesem Vereine wurde am 14. Mai 1887 auch ein „Verein der Kleinfischer" gegründet. Viele Fischer gehören beiden Vereinen an, so daß der letztere die größere Mitgliederzahl aufzuweisen hat. Dieselbe betrug zu Anfang 150, 1896 dagegen 226. Da die Fischerei ein freies Gewerbe ist, so steht es jedem Einwohner der Stadt und jedem Bewohner des Strandes frei, dasselbe zu betreiben, so daß also die Mitgliedschaft eines der genannten Vereine nicht die Vorbedingung dafür ist. Jedoch dürften die den Vereinen verliehenen Rechte nicht von anderen Fischern verletzt werden, und auch würden diese nicht die aus Vereinsmitteln hergestellten günstigen Einrichtungen auf den Fangplätzen wie am Ufer bei ihrem Betriebe benutzen dürfen; daher gehören die in Eckernförde wohnhaften älteren Fischer fast sämtlich den Vereinen an.

Die im alten Protokoll des „Fischer-Vereins" von Zeit zu Zeit zur Anerkennung der Vereinbarungen vorgenommenen Eintragungen der Namen geben einen Aufschluß über die jedesmalige Mitgliederzahl: dieselbe betrug darnach 1836: **37**, 1856: **54**, 1860: **69**, 1880: **171**, 1887: **187**. Eine statistische Übersicht, welche vom Königl. Oberfischmeister Hinkelmann in Kiel in der schleswig-holsteinischen Fischereiausstellung 1896 eingeliefert war, wies für Eckernförde 350 Fischer nach.

Schon diese Zahlen illustrieren den Aufschwung, welchen die Eckernförder Fischerei überhaupt und besonders in den letzten 30 Jahren genommen hat. An diesem Emporblühen haben sowohl die stetig vervollkommnete Netzfabrikation, als auch die immermehr gesteigerte Nachfrage nach den Fischereierzeugnissen, die erweiterte Kenntnis von der besseren Verwertung der Meeresspenden und vor allem die Vervollkommnung der Verkehrsverhältnisse mitgewirkt, durch welche ein vielseitiger und schneller Absatz der Erträge ermöglicht worden ist. So war es für die Eckernförder Fischerei bedeutungsvoll, daß im Jahre 1880 auch Eckernförde selbst durch Erbauung der Eisenbahn Kiel-Eckernförde-Flensburg ins große Schienennetz hineingezogen wurde.

Unter der von den Eckernförder Fischern heimgebrachten Beute sind über 50 Arten Fische zu unterscheiden. Einzelne treten in ungeheuren Mengen auf, manche finden sich dagegen in geringerer Zahl, und noch andere sind nur vereinzelt vertreten und unter besonderen Umständen ins Eckernförder Fanggebiet verschlagen worden. Als Nutzfische, welchen der Fischer dort besonders nachstellt, und welche auch in mehr oder minder bedeutenden Scharen gefangen werden, sind Hering, Sprotte oder Breitling, Goldbutt, Flunder, Platen, gemeiner Dorsch, Zwergdorsch, Wittling und Flußaal zu nennen. In geringeren Mengen finden sich je nach der Zeit im Fange: Lachs, Meerforelle oder Blauwittling, Makrele, Maifisch oder Staffhering, Hornhecht, Steinbutt, Margaretenbutt, Aalquabbe, Knurrhahn und Seehase. Selten und meistens nur in einzelnen Exemplaren werden folgende Fische erbeutet: Schellfisch, Kohlmaul, kleinköpfige Scholle, Hundszunge, gemeine Seezunge, echter Anchovis, Stöcker, Barsch, Meerbarsch, Leng, Stör und Neunauge. Seltenste Ergebnisse des Fanges sind Meeraal, Thunfisch und Petermännchen gewesen. Im Jahre 1832 lief sich in der Eckernförder Bucht ein 74 Pfund schwerer Meeraal,[1]) welcher 6 Fuß 7 Zoll lang war, im flachen Wasser fest und wurde dort ergriffen. Im Jahre darauf wurde ein 96 Pfund schwerer Fisch dieser Art erbeutet. Ein Thunfisch[1]) soll im Jahre 1605 in der Eckernförder Bucht gefangen und nach dem Gottorper Schlosse geschickt worden sein; derselbe hatte eine Länge von 8½ Fuß. Einen anderen Thunfisch sollen die Fischer im Jahre 1835 ans Land gebracht haben. Ein Fisch, welcher früher in der Frühlingszeit in großen Mengen sich bei Eckernförde einfand, um ins Noor hineinzuziehen, ist jetzt, nachdem dieses Gewässer vom Hafen

[1]) Möbius und Heinke, Die Fische der Ostsee. Kiel 1883.

fast gänzlich getrennt ist, dort eine Seltenheit geworden; es ist der Sandaal oder Tobiasfisch.

Noch manch anderer Fisch wird seinem Elemente mit den Netzen entzogen, aber fast immer vom Fischer als wertlose Beute tot oder lebend dem Wasser wieder zurückgegeben. Da sind zu nennen: Seeskorpion oder Ulker, 9stachliger und 3stachliger Stichling, Kaulbarsch, Steinpicker, Meergrundel, Aalmutter, Seestichling, Seekarausche, Seenadel und Schlangennadel. Als Seltenheiten sind bei dieser Gruppe Seeteufel, Seewolf, Dornhai, Nagelroche und Glattroche aufzuführen.

In größeren Mengen fanden sich früher im Gebiet der Eckernförder Fischerei die Ostseekrabben oder Ostseegarneelen. Für die Krabbenfischerei waren eigens Fangplätze sowohl im Hafen, wie besonders im Noor bestimmt, und das Befischen derselben war unter den Beteiligten nach einer bestimmten Reihenfolge geordnet. Zum Fangen bediente man sich einer sogenannten „Glippe" oder auch eines großen Keschers oder Streichhamens, der vom Boote aus oder von dem im Wasser watenden Fischer am Grunde entlang geschoben wurde. Letztere Fangweise kann man zur Sommerzeit noch jetzt am Borbyer Strande beobachten; doch nur hin und wieder unterzieht sich ein Fischer dieser Beschäftigung, da seit der Absperrung des Noors die Erträge immer mehr zurückgegangen und seit Jahren äußerst unbedeutend geworden sind. An anderen Krebsarten werden Taschenkrebse und Seespinnen auf den Netzen gefangen, aber meistens als wertlos wieder ins Wasser zurückgeworfen.

In dichten Haufen sammeln sich am Meeresgrunde, an den Pfählen, am Bollwerk wie am Boden der Fahrzeuge die eßbaren Miesmuscheln an; doch nur selten sieht man einen Fischer bemüht, auch unter diesen Meeresspenden Ernte zu halten und durch Verkauf der großen vollen Muscheln sich einen kleinen Verdienst zu verschaffen. Freilich machte der Eckernförder Fischereiverein im Jahre 1882 den Versuch, in ähnlicher Weise, wie es in Ellerbek und Apenrade geschieht, Miesmuschelzucht zu betreiben. 300 Muschelpfähle wurden in einer geschützten Bucht am Borbyer Strande eingesetzt und 3 Jahre lang nicht gezogen. Aber nach Verlauf dieser Zeit erwiesen sich die Resultate nicht als befriedigend, und daher wurde von dem Verfolg des Unternehmens und von erneuten Versuchen an anderen Stellen am Ufer abgesehen.

Im Herbste und Frühjahr werden oft in größerer Zahl allerlei Seevögel, als Enten, Taucher, Alken, auf den ausgestellten Netzen gefangen. Es ist vorgekommen, daß 100 bis 200 Vögel gleichzeitig auf einer Netzschicht erbeutet worden sind.

Von Zeit zu Zeit kommen die Seehunde in die Außenföhrde hinein, doch die Nachricht von ihrem Eintreffen ist für den Fischer schlimme Kunde. Er ist ein erbitterter Feind dieser Tiere, da sie ihm den Lohn seiner Arbeit schmälern, seine Geräte zerbeißen und zerreißen. Sie plündern die ausgestellten Reusen und fressen an den Stellnetzen die gefangenen Butt und Dorsch ab, so daß höchstens noch Köpfe und Gräten in den Maschen hängen. Der Fischer steht dieser Plage ziemlich machtlos gegenüber, nur selten fällt ihm ein solches Tier zur Beute. Öfter schon gelingt es, ein anderes der großen Meersäugetiere heimzubringen, den Delphin oder Tümmler, der einzeln, zuweilen auch in kleineren oder größeren Scharen in der Föhrde sich tummelt. Dabei gerät er manchmal in die zwar feingarnigen, aber äußerst haltbaren Buttnetze und verstrickt sich derart in den Maschen, daß er bei aller Kraft nicht schnell genug sich befreien kann und unter dem Wasser ersticken muß. Aus dem dicken Speck dieses Tieres wird von den Fischern Thran gewonnen; manches kleinere Exemplar solcher Beute wird auch von den Händlern gekauft und nach irgend einer Stadt des Binnenlandes versandt, um dort einmal als Schaustück einer Fischhandlung zu prangen. In alter Zeit soll sich auch vereinzelt der Walfisch in die Eckernförder Bucht verirrt haben und dort erlegt worden sein.

Digitized by Google

Auf derartige Ereignisse ist auch wohl der Umstand zurückzuführen, daß auf dem Plan von Eckernförde in der Dankwerthschen Chronik die Föhrde mit dem Bilde dieses Tieres geschmückt ist. Alte Aufzeichnungen [1]) berichten, daß im Jahre 1520 bei Eckernförde ein großer Fisch gefangen wurde, dessen Zunge 300 Pfund wog und aus dessen Leber drittehalb Tonnen Thran gesotten wurden. 1580 wurde im Eckernförder Hafen ein Fisch gefangen, „der schwarz von Haut war, Augen wie ein Ochse hatte, sechsundzwanzig Fuß lang, sechs Ellen im Umfange groß und zwei Ellen dick war. Der Schwanz insbesondere hatte eine Länge von 8 Fuß. Der ganze Fisch wog etwas über 300 Pfund, Herz und Leber besonders achtzig." [2]) Noch am 1. April 1765 wurde, wie Hansen in seinem „Versuch einer Chronik von Eckernförde" berichtet, ein junger Finnfisch von 36 Fuß Länge an der Schiffbrücke nach sechsstündiger Jagd von den Fischern erbeutet.

Im letzten Jahrhundert haben die Fischer nicht mehr Gelegenheit gehabt, derartige Jagden auf den Fangplätzen der heimatlichen Föhrde zu unternehmen, aber man beteiligte sich auch in Eckernförde an den Unternehmungen, welche den Namen „Grönlandsfahrten" trugen und den Robben- und Walfischfang an der grönländischen Küste und in den nordischen Meeren zum Zweck hatten. Im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts besaß auch Eckernförde selbst zwei solcher „Grönlandsfahrer," eine Bark und eine Brigg, die alljährlich, sobald die Eisverhältnisse es gestatteten, unter dem Kommando von erfahrenen Seeleuten der Insel Föhr den Heimatshafen verließen und im August wiederkehrten. Dann begann die Verwertung des erzielten Fanges. Noch heute erinnert ein altes Gebäude am Ende der Schiffbrücke, die „Thranbrennerei," an diese alten Expeditionen, die eingestellt wurden, als die Erträge nicht mehr genügend lohnten und die Schiffe alt und untauglich geworden waren.

Die Hauptzweige der heutigen Fischerei sind der Aal-, der Dorsch-, der Butt- und der Herings- und Sprottenfang. Der Aalfischerei wenden sich nur wenige Fischer zu, und bedeutende Erträge werden nicht erzielt. Besonders im Sommer geht man auf den Aalfang aus, der verschiedenartig betrieben wird. Man bedient sich dabei der aus Weidengerten geflochtenen Aalkörbe oder kleiner Zugnetze, auch großer Angelschnüre und der Aaleisen. Die letzteren führen die Bezeichnung „Scheren"; sie werden auch im Winter benutzt. Man stößt mit denselben aufs geratewohl vom Boote oder im Winter vom Eise aus in den mit Meerespflanzen bewachsenen Grund und erkennt den erfolgten Fang an den am langen Holzschaft fühlbaren Bewegungen, welche der zwischen den sägeblattartigen Zinken eingeklemmte Fisch zu seiner Befreiung ausführt. An stillen Sommerabenden handhabt man dieses Gerät in anderer Weise. In langsamer Fahrt wird das Boot über die ruhige Wasserfläche getrieben. Außen am Bug ist eine Laterne mit großem Scheinwerfer so angebracht, daß alle Gegenstände am Grunde klar zu erkennen sind, und der vorn stehende Fischer kann die Schere zu sicherem Stoße führen. Es hat einen eigenen Reiz, wenn mehrere solcher am Bug hellglänzenden Fahrzeuge an dunklen August- und Septemberabenden fast lautlos am Ufer entlang fahren.

Die Dorschfischerei wird mit Angeln und mit Reusen betrieben. Die Zahl der sich allein diesem Zweige der Fischerei zuwendenden Leute ist ebenfalls keine große. Ein großer Teil der jährlichen Erträge wird mit den Netzen erzielt, welche insbesondere dem Butt- oder dem Heringsfang dienen sollen. Durchschnittlich dürfte der jährliche Ertrag eine Höhe von 50000 bis 80000 kg erreichen. Zuweilen treten die Dorsche in großen Scharen auf, während in anderen Jahren die Zahl sehr gering ist. Die heimgebrachte Ware wird sogleich ausge-

[1]) Kuß, Jahrb. denkwürd. Naturereignisse in den Herzogth. Schlesw. u. Holst., 1825.
[2]) Bei den Gewichtsangaben dürfte ein Irrtum vorliegen.

wogen und verkauft und meistens frisch versandt. Kleinere Dorsch werden nach Stückzahl verkauft und erst, nachdem sie geräuchert sind, in den weiteren Handel gebracht.

Die beiden genannten Zweige werden weit von der Buttfischerei überragt. Dieselbe währt Sommer und Winter hindurch, wenn auch der Sommer als Hauptfangperiode zu bezeichnen ist. Von Eckernförde aus ist diese Fischerei so bedeutend, daß wohl die Erträge für diese eine Station höher zu veranschlagen sind, als für alle anderen schleswig-holsteinischen Fischereiorte zusammengenommen.[1]) 200 bis 250 Fischer sind alljährlich bei diesem Betriebe beschäftigt, und 70 bis 80 Fahrzeuge finden dabei Verwendung. Die benutzten Netze würden zu einer Länge vereinigt gegen 450 km messen oder in gerader Linie ausgesetzt von Eckernförde etwa bis Stolpmünde reichen, also eine Strecke einnehmen, welche etwa der Entfernung von Eckernförde nach Dresden gleichkommt. Seit Jahren wird im Sommer Tag für Tag die Hälfte dieser Netze kreuz und quer in dem zu Anfang bezeichneten Gebiet ausgestellt, kein Wunder, wenn die Erträge an Güte der Ware, wie auch für das einzelne Boot an Höhe zurückgegangen sind, sei es, daß der Grund in der starken Abfischung oder in der großen Beunruhigung der überall aufgescheuchten Fische zu suchen ist. Freilich ist diesen Annahmen wieder gegenüberzuhalten, daß auch bei dem früheren kleinen Betriebe die Erträge bedeutenden Schwankungen unterworfen waren und zeitweilig sehr gering ausfielen. So ist die Binnenföhrde zu Anfang dieses Jahrhunderts sehr arm an Goldbutt gewesen. In dem dritten Jahrzehnt wurden verhältnismäßig bedeutende Mengen Goldbutt, Flunder und Platen gefangen, so daß bei der damaligen schlechten Verkehrsverbindung dieselben garnicht recht verwertet werden konnten. „Derzeit wurden Wagen voll Fische nach Hamburg versandt, und das Stieg (20 Stück) wurde für nur $1^1/_2$ Schilling verkauft. Die Fischfrauen erhielten eine Mulde voll, die mehr als 150 Stück faßte, für 1 Sechsling. Ebenfalls wurden in den sechziger und siebziger Jahren reiche Fänge erzielt. Man konnte 40 bis 60 Stieg pro Tag und Boot rechnen. Die Ware war groß und schmackhaft und wurde bei hohem Preise leicht verwertet."[2]) Seit jenen guten Jahren erlangte der Betrieb eine ganz bedeutende Erweiterung, aber leider gingen die Erträge zurück. Immerhin werden jährlich $1^1/_4$ bis $1^1/_2$ Mill. Goldbutt von den Eckernförder Fischern gefangen und je nach der Zeit und Nachfrage das Stieg zu 0,70 ℳ bis 3 ℳ verwertet. Das bei der Buttfischerei angelegte Betriebskapital beträgt gegenwärtig gegen 80000 bis 90000 ℳ.

Die zum Buttfange verwendeten Netze sind zum größten Teile Stellnetze. Dieselben sind aus sehr feinem, aber starkem baumwollenem Garn hergestellt, haben eine Tiefe von 8 bis 9 Maschen, und jede Masche mißt von Knoten zu Knoten 8 bezw. 7 cm. Die Maschen der Ober- und Unterkante sind aus etwas stärkerem Garn gearbeitet und an einem am Rande verlaufenden Tau (Simm, plattdeutsch Dell) befestigt. Am Obersimm sind Flotthölzer aus Pappelborke, welche früher jeder Fischer sich selbst zurecht schnitt, heute aber meistens die Fabrik liefert, in Abständen von $^3/_4$ bis 1 m angebracht; dagegen hängen am Untersimm und zwar unter jedem vierten Flottholz Steinbänder, d. h. Schlingen, welche zur Aufnahme kleiner, am Strande gesammelter Steine bestimmt sind. Die Steine halten das Netz am Grunde, während das Flottholz aufwärts zieht, so daß sich eine Netzwand bildet. Die Länge eines einzelnen Netzes, welches vom Fischer „Garn" genannt wird, beträgt gegen 150 m; jedoch müssen die Maschen sehr lose stehen und nach allen Richtungen nachgeben können, damit ein Fisch sich um so leichter darin „verschnirrt," und daher wird die Länge, wenn das Netz an den Simmen befestigt wird, auf etwa

[1]) v. d. Borne, Handbuch der Fischzucht und Fischerei.
[2]) Hinkelmann, „Mitteilungen der Sektion für Küsten- u. Hochseefischerei." 1890.

ein Drittel, also auf 50 m, zurückgeführt. Diese Einrichtung der Netze ist von der größten Bedeutung, und stetig darauf gerichtete Sorgfalt findet in gesteigertem Ertrag ihren Lohn. Je drei solcher Netze bilden eine „Mulde Garn," und eine ganze Anzahl solcher „Mulden," etwa 25, also 75 Stücke, werden an einander befestigt, in einer Schnur ausgesetzt und heißen dann eine Schicht. Zum Betriebe gehören zwei Schichten, von welchen die eine im Wasser steht, während die andere getrocknet und wieder zum Fange geordnet wird. Je zwei Mulden Garn werden in größter Ordnung in einen Holztrog, welcher ebenfalls Mulde (Garnmulde) genannt wird, gepackt und so an Bord des Fahrzeugs aufgestapelt.

Zwei Arten Boote finden bei der Buttfischerei Verwendung, nämlich Jollen und Quasen, welche sich besonders dadurch unterscheiden, daß die letzteren im ganzen Mittelraum zu einem verdeckten Fischbehälter eingerichtet sind, dessen durchlöcherter Boden das Durchströmen des Seewassers gestattet, so daß der hineingesetzte Fang

a b

Eckernförder Fischerboote: a Heimkehrende Heringswade, b Fischerquase.
(Nach einer Original-Aufnahme des Photographen G. Haltermann in Eckernförde.)

in demselben lebend erhalten werden kann. Die Quasen sind in Eckernförde vor reichlich 30 Jahren in Gebrauch gekommen und haben die für weite Ausfahrt nicht geeigneten Jollen jetzt fast gänzlich verdrängt. Sie gehören zu den größten im Ostseegebiet benutzten Fischerbooten. Ihre Länge beträgt am Kiel $6^1/_2$ bis $7^1/_2$ m, über Steven 9 bis 10 m, ihre Breite $2^1/_2$ bis 3 m. Sie sind aus Eichenholz hergestellt und klink gebaut, d. h. jede der neun oder zehn verwendeten Planken überragt mit ihrer Unterkante die anliegende. Der Rand der Quasen kann durch einen losen Setzbord erhöht werden. Ganz beträchtlich ist die diesen Fahrzeugen aufgesetzte Segelfläche, werden doch gegen 100 bis 120 m Segeltuch von 0,72 m Breite dafür verwandt. Lange Zeit verteilte sich dieselbe auf drei Sprietsegel und einen Klüver. Als aber die losen Masten Längen von 6 bis 7 m erhalten hatten und die dazu gehörigen Sprietstangen gegen 10 m maßen, die Hantierung mit den-

selben also äußerst erschwert war, kam man dazu, den Quasen nach Art der Kutter feststehende Masten zu geben und dieselben mit einem großen Gaffelsegel, meistens ohne Baum, und einem Focksegel nebst Klüver zu versehen. Bei leichtem Winde wird noch ein breites Toppsegel gesetzt. Es sind alles offene Boote, die höchstens vorn mit einem Halbdeck versehen sind. Die Quasen zeichnen sich durch eine vorzügliche Manövrierfähigkeit aus; sie bieten Wind und Wogen Trotz und gestatten dem Fischer die Ausübung seines Berufes auch außerhalb der heimatlichen Föhrde. Wie der Reiter sein Roß, liebt der Fischer sein Fahrzeug; er ist aufs innigste mit demselben vertraut, kennt seine Vorzüge, weiß, was es selbst im Sturme zu leisten vermag, und fühlt sich auf demselben auch bei wildem Wogengang in sicherm Horte. Die Zahl der Quasen betrug 1890 in Eckernförde 55, 1896 dagegen belief sie sich auf 76. Ein solches Fahrzeug in voller Ausrüstung kostet 900 bis 1200 ℳ. Oftmals hat eine Quase mehrere Eigentümer, die sich zu einer Genossenschaft vereinigt haben und den Erlös aus dem Fange unter sich verteilen. Die Bemannung bilden drei oder vier Fischer. Wenn eben nicht alle Bootsleute Teilhaber des Fahrzeugs sind, so wird den Besitzern eine Miete gezahlt, etwa 10 Pf. für jede Mulde Garn, also 2—2,50 ℳ für jede Fahrt; die aus dem Fange erzielten Einnahmen aber werden nach der Zahl der Mulden verteilt, welche der Einzelne in die „Schicht" eingestellt hat.

Gewöhnlich fährt man gegen Abend oder in der Nacht auf den Fang aus, damit in der Morgenfrühe der ausgewählte Platz erreicht wird. Dort bleibt das Boot unter Segel, und die Netzschicht wird, nachdem an den Anfang eine Boje gelegt ist, über Bord gesetzt und Stück um Stück versenkt, bis auch das letzte Ende ausgeworfen ist. Wieder wird eine Boje befestigt, ihre Lage nach Merkmalen am Ufer zum späteren Wiederauffinden bestimmt, und schnell geht die Fahrt nach dem Orte weiter, an welchem bei dem letzten Mal die Netzschicht ausgesetzt worden ist. Dort wird nach den Landmarken die Endboje aufgesucht, alsbald erreicht, und nun beginnt man mit dem Einziehen der Netze. Zwei Mann rudern, einer holt das Netz ein und der vierte befreit die Fische aus den Maschen und setzt sie in den Fischbehälter des Bootes. Die gleich von den Steinen gelösten Netze werden in die Garnmulden gelegt, welche ihren Platz alsdann zu beiden Seiten im Fahrzeug erhalten. Nun gilt es, den Fang an den Markt zu bringen, den eben im Sommer nicht alle im Heimatstädtchen nachsuchen. Mancher Fischer fährt mit seinen Erträgen nach Kiel oder Flensburg, im letzten Jahre auch durch den Kaiser Wilhelm-Kanal, der schon dafür genügenden Salzgehalt hat, nach Rendsburg, um an jenen Orten größeren Gewinn zu erzielen. Liegt das Boot erst im Hafen, so wird der Fang schnell ausgezählt und nach Stieg verkauft. Die Butt werden an die Räuchereien geliefert, welche allerdings nur schöne, große Ware verwerten können, andererseits an die Fischhändler und Fischfrauen abgegeben, welche dieselben in der Stadt austragen oder auf ihren Wagen oder Hundekarren nach den Dörfern bringen.

Keineswegs hat der Fischer nun nach dem Aufräumen seines Fahrzeuges Ruhe und Feierstunde. Jetzt beginnt erst recht die Arbeit, gilt es doch, die aufgezogene Netzschicht zu reinigen, zu trocknen und für die neue Ausfahrt herzurichten. In langen Reihen haben die Fischer überall am Strande möglichst nahe bei ihren Wohnungen dünne Pfähle aufgepflanzt, welche Stöken genannt werden und oben ausgekerbt oder mit Pflöcken versehen sind, daß die Netze daran aufgehängt werden können. Rückwärts schreitet der Fischer an einer solchen Reihe auf und nieder, zieht die Garnmulde mit dem Gerät an einer Schnur, mit welcher er sich umgürtet hat, mit sich fort, entwirrt das Netz, welches nach stürmischer Zeit durch Strömung und Wogen oft derartig zusammengedreht ist, daß es einem dicken Tau ähnlich sieht hakt mit der einen Hand eine der oberen Maschen über den Pflock, während er

Digitized by Google

mit der anderen zugleich die noch in den Maschen hängenden Meerespflanzen, als Blasentang, Meersalat, Seegras, weiter auch Seesterne, Muscheln und Tierreste zu entfernen sucht. Bei der Reinigung helfen Frauen und Kinder mit, pflücken mit den Händen den „Schmutz" aus den Maschen oder schlagen mit einem zusammengebogenen Rohrstock an dem straff gezogenen Netz entlang. Die Netze hängen nun bis zum andern Tage zum Trocknen und werden während dieser Zeit zugleich an größeren schadhaften Stellen ausgebessert. Später werden dieselben dann wieder abgenommen, und es ist ganz interessant, zu beobachten, zu welch' großer Gewandtheit auch hier die Übung führt. Gleiche Geschicklichkeit kann man sehen, wenn die Netze wieder mit den Steinen versehen, „eingesteint" werden und dabei zugleich aufs beste geordnet in der Garnmulde ihren Platz erhalten, Stein neben Stein, damit das Aussetzen ohne Störung vor sich gehen kann. Mancher Zuschauer hat den Fischer schon ob solcher Geduldsarbeit, welcher dieser sich nach jeder Ausfahrt von neuem unterziehen muß, bewundert. Aber hier heißt es: Jung gewohnt, alt gethan. Die meisten Fischer sind von Jugend auf mit dieser Arbeit vertraut. Bei den beschäftigten Eltern tummelt sich der Junge zwischen den „Stöken" im Sand, Garnsteine und Flottholz waren oft sein erstes Spielzeug und die vom Vater gezogene Garnmulde mit den Netzen ein willkommenes Gefährt. Der größere Knabe mußte mit in die Reihe treten, um die Netze zu reinigen, bis er endlich als geschickt genug angesehen wurde, auch das Einsteinen zu besorgen und dem Vater bei aller Beschäftigung zur Hand zu gehen.

Von alters her scheint die Buttfischerei in Eckernförde mit Stellnetzen betrieben zu sein. Vor 10 Jahren erst wurde von den dortigen Fischern auch ein Zugnetz, die Buttwade, die seit alter Zeit an der Ostküste Jütlands gebraucht worden ist, in Benutzung genommen, aber fast allgemein ist man wieder zur alten Weise zurückgekehrt. [1])

Johanni-Storm.

En Vertelln von J. H. Fehrs.

II.

So gung de Sommer hin. Mit Margot war ik wol ümmer mehr vertrut, keem awer sünst nich recht von de Stell. Wull ik mal en eernst Wort sprœken œwer de Tokunft, wehr se mit Lachen un Ficheln af un meen, de Dag weer so schön, wi wulln em nich vertörn mit Fragen, wat uns de annern bringn warn; oder se sä ok, wenn ik mi darmit nich begöschen leet, ik schull œr Tid laten, se weer noch so jung. Ebenso sprok de Moder, as ik mal davon andüden de. Ik geev denn lütt bi un sweeg davon still, weer ok so ganz glücklich, wenn ik abends bi œr weer; awer de Dag war mi lang, de Arbeit harr keen rechten Smack un dar stell sik wat bi mi in, wat ik bet her nich kenn: en bang Geföhl, dat ik in min Dœs nich to nöm'n un to düden wüß.

Min goden, gedülligen Vader mak ik vel Koppweh; he seeg min Tostand ganz klar, wüß awer lang nich, wat he opstellu schull. Gewalt bruken? Dat weer Öl in't Für — ik harr Tüch un Tœgel torœten, dat wüß he. Toletz keem he mit sik sülben to Heck, un nu greep he to.

Ik sai Roggn ut'e Hand baben op'n Honnigkamp un harr grad den tweten Gang lank dat eerste Stück makt, do keem Vader mit sin Meerschumpip — de sülwige Kopp, den Du dar smöken deist — bi mi an.

[1]) Der Schlußartikel, welcher die Heringsfischerei behandelt, folgt voraussichtlich in der April-Nummer.

En Ogenblick ſtunn he un ſchul op'n Grund, denn ſä he: „Du ſaiſt to dick, Jehann! En Saier mutt de Gedanken in'n Sack hebbn, ſünſt is de Hand, de dar man ümmer rinlangt, nich ünner Opſicht. Awer nu hol en Ogenblick op; wi wüllt uns en betjn an den Wall ſetten, hev wat op'n Harten."

Ik lä min Laſt dal un gung mit em na den Wall, wo wi uns en paßliche Stell opſöchen.

„Sühmal!" ſä de Ol, as he dalhuk, „hier wokert de Thimian prächtig. Dat is en nüdlich Krut un givt en god Lager, ik denk, darüm ward dat ok ſach Mariabettſtroh nömt. Ik mag dat geern liden, dat rükt ſo leevlich un hett en fines Blatt un ſmucke Blom'n. Awer op't Feld un in Gaarn much ik dat nich hebbn, dar is't Unkrut, dat Gras un Korn nich opkam lett. Is dat nich ok Din Meenung?"

Ik hör em gan un ſweeg ſtill.

„Min Sœhn," ſett he wedder an, „nu verſta mi recht: kannſt Du de Deern in de Węwerkath nich loslaten, ſo heirat ęr, ik will Di to nix dwing'n, Du ſcha'ſt Din Willn hebbn, wenn't mi ok toweddern is. Nę nę!" ſtür he, as ik wat ſeggn wull, „hör eerſt nip to un mark Di, wat ik ſegg. Du heſt jo Tid nog hatt, Di œwer de Sak to beſinn — nu mak en Enn! Ga vunabend rœwer un frag Moder un Dochter, wat ſe darto meent, awer ſegg de Wahrheit, Jehann! Ward ſe Din Fru, ſo warrſt Du keen Bur, de Stell krigt Din Broder. Wat ik Di an baar Geld geben kann, ſcha'ſt Du hebbn — rękt Di dat ſülben ut, Du kennſt jo min Ümſtänn. Un denn frag Di, wat nu noch mit fief und twintig Jahr ut Di to maken is, un bedenk darbi: de in de Welt rin kutſcheern will, mutt den Verſtand op'n Bock ſetten un em Leit un Pitſch in de Hand geben. — Nu kennſt Du min Meenung," ſett he mit en heel eernſt Geſicht hinto; „nu frag noch unſen Herrgott un legg in Din Gedanken de Sak ok mal Din gode Moder vör, de Di op'n Harten dragen hett." Damit ſtunn he op un ſchrœkel wedder na Hus.

As harr ik en harden Slag op'n Kopp kręgen, ſo weer mi tomot. Ik wöhl wol en Stunnstid an den Wall rüm un ſunn un grnwel, denn nehm ik min Sack un ſai wedder los, un bi de ſure Arbeit keem mi wenigſtens de Inſicht, dat Vader recht harr: in de Weertſchaft paß Margot nich rin; ſo nich! ſe un Burfru — dat kunn nich gan! Awer wat denn? ik kunn ęr nich loslaten, dat ſchien mi ganz unmœglich. Wat ſchull ik ęr beeden? Nehm man mi den Plogſteert ut de Hand, weer ik rein garnix, en unnütz Stück Möbel. Un nu noch in de Lehr gan? wat kunn noch ut mi warrn? En paar duſend Mark kunn Vader mi ſach mitgęben, — wat ſchull ik damit anfangn? Awer wenn Margot de Burnweertſchaft lehr, wat war de Ol *denn* ſeggn? Se weer quick un geſchickt mit ęr Handn — Kleenigkeit, dat kunn un müß gan! Ik wüß wol, Vader weer en ganz egen Mann. He leet ſik Tid, wenn he wat œwerleggn de, awer weer he damit klar, denn bröch em ok nix un nüms wedder af von ſin Meenung. Un dochen wull ik't verſöken, wull em fragen — wenn Margot allens kunn un verſtunn, wat to'n Burfru hört, weer denn de Sak nich anners?

As ik kort vör Abend klar weer mit Sain, wies ik den Knecht an, de noch to eggen harr, un gung na Hus. — Vader hör mi geruhig an. „Hm! hev mi dat dacht, Du warſt wol damit kam. Heſt Du ęr wat verſpraken un ſünd Ji enig?"

Ik muß nę ſeggn.

He ſeeg verwunnert op. „Nich? Dat is heel god, Jehann, denn kœnt wi jo noch komodig ümwenn. Schall ik Di mal ſeggn, wat ik œwer de Sak denk? Ik glöv, de Deern hett ganz wat anners in'n Sinn, as hier Burfru ſpęln, un de Moder, de ol Hex — na Du kennſt de Welt noch ni, will man ſwiegen! Awer wenn ik Di raden ſchall, denn lat de Deern lopen!"

„All min Levdag nich, Vader!“ reep ik.

Sin kloken Ogen seegen mi mal von ünnen op an, denn sä he: „So ga rœwer un hal mi eerst de Antwort von Moder un Dochter.“

„Awer wat schall ik er beeden, Vader?“

„Beeden? Di sülben, is dat ni nog för den eersten Anbet?[1]) Min'twegen, mal er en Burfru vör, awer en echte, hörst Du? in'n Beierwandrock un mit en Paar Handn, de wat kænt un don mægt! Utföhrlich, dat nix achter de Oken[2]) liggn blivt, Jehann, — wat dar vergeten ward, stickt Di naher dat Hus in Brand. Un nu ga, dat de Sak ut'e Welt koumt, de nimmt een jo den Slap!“

Dat war so eben schummerig, as ik rœwer gung. Margot lur al op mi bi den breeden Ellhorn,[3]) de achter den Backahm stunn, un weer besunners lustig un œwermödig; se vertell mi, dat se un er Moder in de neegsten Dag na Hamborg rop reisen wulln op Besök — o dat war en grot Vergnögen warrn! As se mark, dat ik garnich recht in Draff to setten weer, frog se toletz, wat ik harr un ob mi wat fehl. Üm kort to vertelln: ik pack allens ut, wat ik op'n Harten harr, sprok von Vader un sin Bedenken un mal er würklich — wenn ok nich grad so, as he dat meent harr — en lütt nüdliche Burfru vör. Se harr sik en Druv von den Ellhorn nahm un plück nu een blanke Ber na de anner af un flitz er mit en smidigen Finger na de Poort, as weer't en Schiv, de se drapen wull. Twischenin lach se mal kort op, halv verlegen, schütt den Kopp oder seeg mi mal rasch un scholn an, un as ik er denn bi de Hand fat un frog, ob er dat recht weer, wenn ik mit er Moder spreken de, sä se rasch: „Ik will min Moder dat seggn, œwermorgen weetst Du Bescheed!“ Darmit weer se weg as en Schatten, un ik stunn dar as Lot sin Fru, de allens, woran er Hart hung, in Rok un Für opgan seeg.

Ik drisel en Tidlang in't Oludiksholt rüm; wo mi tomot weer, kænt Ji Ju denken. Se harr nich Ne un nich Ja seegt; wenn ik awer bedach, wo kold un binah glikgültig se min Andrag opnahm harr, müß mi de Antwort klar wen. Un dochen, as't düster warn weer, sleek ik wedder na de Wewerkath. — Allens still, dicht verhung, awer in de Stuv noch Licht. Ik mag wol mit'n Fot an en Steen stött hebbn, denn op'n mal slog de lütt Spitz an, un denn hör ik en häßlich Lachen achterher, dat mi de Bost tosam snör. Weer dat Margot? ne ne, dat kunn nich angan, dat weer unmæglich! De Moder harr't dan — dat Satanswiv! Ik harr er de Knaken tobreken mucht! Un dochen, wenn de Deern en falsch Spill mit mi spelt harr? Un nu full mi dat Wort in, wat domals Elsbe Focken in Dullheit rutflog: „en bunte Slang — spel man mit er, Du scha'st Di verfehrn!“ Domals harr ik daræwer lacht, nu full mi dat Wort as en Fürbrand op 'e Seel un jog mi in de Nacht rin.

Dar hört wol heel vel to, ehr de Minsch sik sülben ganz kenn' lehrt. Wenn he in en gernhigen Strom so mitswömmt, gat sin Gedanken ern scheewen Gang un hakt narms an. Ward he awer mal von Bülgen hoch smeten oder deep ünnerdukt, denn stiegt Gedanken op, de em sindag nich bemött sünd, glupt un sprekt em an, as weern't Gespenster, oder lockt em na en Flach, dat he sünst nie opsöcht harr.

Dat weer en steernklare Nacht, un œwerall in't Feldmark harr ik seggn kunnt, wo ik weer. Awer ik seeg nich op Weg un Steg un gung dribens wider, man ümmer wider. Wohin? Ik dach ni daræwer na, en dump Geföhl, as weer düt min letzte Gang, as weer bald alle Qual vörbi, trock mi vörwarts.

Op'n mal hör ik min Nam ropen, wid ut'e Feern, awer düdlich un in grote Angst. Weer dat nich min Moder? So harr se mal in grote Angst opschregen,

[1]) Anbiß. [2]) Winkel zwischen Dach und Boden. [3]) Fliederbaum, Hollunder.

as ik domals von't Schündack full. Ik verſchrak mi un ſtunn as en Bom. Wat ſä Vader? Ik harr ęr fragen ſchullt un harr't nich dan, un nu reep ſe mi in Angſt un Qual! Mi war tomot, as keem ik ut en ſwaren, grulichen Drom, Ohr un Og warn wak, ik horch un ſeeg üm mi. Keen Lud! Æwer de Wiſchen leeg as en griſen Sleier de Dak, dicht vör mi lur en breedes Water, worin de Hęben ſik ſpegel mit all de Steerns — de Afgrund reet de Ogen apen un glup mi an. Denn keem grote Bewegung in den Spegel — weer't en Fiſch oder Otter? De Steerns danzen op un dal, hin un her, un dat ruſchel in'n Reetſchalm an den Rand. Ik hopp trügg un full lang hin in't daunatte Gras un leeg dar wol en lange Tid, ton Deel wol ahn Beſinnung.

Woſaken keem ik dar na de deepe Brœk?[1]) harr ik in den Dod wullt? Dat wüß ik: min Hœpen weer weglacht, weer ut un all, de Welt mi toweddern, de Dod ganz willkam — węhrt harr ik mi nich, wenn he mi daltrocken harr in den kolen Grund. Un nu keem en Grun œwer mi, nich vör de Stimm, de mi noch in de Ohren klung, nę vör mi ſülben, vör min egen Gedanken. Ik ſprung op un gung.

Op den langen Weg na't Dörp rop harr ik ümmer dat Geföhl, as gung min Moder an min Sit un harr mi bi de Hand. Ik weet wol, de junge Welt ſnitt mi mit min Höhnergloben, as ſe dat nömt, in de Rumpelkamer — ſe mutt dat don! Ik weet, wat ik weet: min ſelig Moder hett mi wedder trüggleit in't Leben.

Vader harr noch Licht un dat Finſter wid apen. As he min Schritt hör, gung he na Dęl un lüch mi rin. De Wandklock fung an to rœtern, de lütt Kuckuck ſprung rut un reep drollig un fierlich toglik mehrmal ſin Nam. De Klock weer dre, un de ol Mann harr de langen Stunn' in Hus un Gaarn rumbiſtert un keen Og todan. As ik em garto lang wegblieben de, klopp he bi de Węwerkath an't Finſter un frog, op ſe wüſſen, wo ik weer. De Hund tier ſik as unklok, de Olſch ſchull un ſchanndeer, dat ſe in Slap ſtört war — Troſt hal he ſik dar nich, ſe wüſſen von nix, ſän ſe. Nu weer ik endlich dar, endlich! Gott Lov un Dank! ſä he wol dremal, un dat hör ſik an, as full em en ſwaren Steen von Harten. Keen bös Wort, keen Frag, wo ik weſt weer un wat ik utricht harr — he much mi dat wol anſehn. „Du büſt möd, min arme Jung," ſä he, „ga to Bett, ik will Di todecken. Nę nę nich na Din Kamer, Moder ęr Bett ſteit jo lang prat — hier is dat ſtiller as an de Dęl." He heel mi vör krank un wull mi ünner Ogen hebbn.

As de Tid dar, weck Vader de Lüd un œwernehm min Arbeit in Stall un Schün, naher wies he de Knechten an, de to Feld ſchulln; en Spann Pęr un en Knecht beheel he to Hus, wat ſe ſchullu, ſä he nich. Op'n halwen Vörmiddag gung he rœwer na de Węwerkath, he wull op jeden Fall de böſe Nawerſchop los węn. De beiden Frunslüd funn he noch in en wunnerlichen Toſtand: halv in Tüch, de Haar pluſig un los üm'n Kopp. De Stuv paß darto un weer ſach lang nich uhlt un fęgt; op Stohl, Kiſten un Kaſten leeg hier en Jack oder Strümp, dar en Rock, un an de Wand hung ſach de Sünndagsſtaat; op'n Diſch weer Melk un Kaffi verpalſcht, Kętel un Taſſen ſtunn' noch dar — en rechten Pracherkrog.

Margot witſch ut de Dœr, as he rinträ, de Olſch ſchul em kriegeriſch an. Awer Vader wull keen Larm; ſo toweddern em dat Minſch weer, he dwung ſik un ſett ęr geruhig ut'nanner, wat he op'n Harten harr.

Se ſpęl de reine Unſchuld. Ęr Dochter weer en frames Kind, ſä ſe, mitto en bętjn œwermödig un utlaten ja, awer Kinner un jung Lüd müchen jo all

[1]) Tiefe Waſſergrube, entſtanden durch einen Deichbruch.

geern ſpaßen un ſpęln, un dat kunn man ęr günn, dat Lęben weer achterna eernſt genog. Wenn ik mi daræwer wat in Kopp ſett harr, ſo kunn ęr Dochter dar würklich nix bi don — wat kunn de darför, dat ſe ſo ſmuck un leevlich weer? Ik harr't awer en bętjn arg dręben, weer ęr ümmer nalopen, un ſe harr ſik knapp vör mi bargen kunnt.

„So .... o?" frog min Ol ſon bętju langtagſch,[1]) „dat is jo ſunnerbar! Mi dünkt doch, ik hev de Deern em towinken ſehn, un abends lur ſe hier ünnern Ellhorn op em — woto dat denn?"

Towinken? nę, dar muß he ſik verſehn hebbn. Se harr ümmer æwer ęr Dochter wakt as en Hęhn æwer ęr Küken, harr ęr nie ut Og laten — von Towinken kunn nich de Rędwęn! „Dat ſchull min Kind ok inſalln!" reep ſe un wink af. „Wenn Se awer glövt, min gode Mann, dat ik un Margot na en Burhof angelt hebbt, denn will ik Se doch en Brill opſetten. Min Dochter is en heel raren Vagel un flüggt bald wid æwer jeden Burhof weg. Wat billt Se ſik in! Hebbt S' ęr Handn mal ſehn?" frog ſe wichtig. „Son lütte fine Handn ſünd doch nich darto, Kalwer to börrn un Swin to ſodern! Is jo rein narrſch, ſowat to denken!"

Dat weer den Oln doch to dull. Wull dat herlopen Minſch ſik ok noch op't hoge Pęrd ſetten un minnachtig op em dal ſehn? „Wi ſünd uns jo ganz verdeubelt enig!" reep he. „Denn ik ſegg för min Part: lewer wull ik mi en jungen Hund anlehrn as ſon Swiegerdochter, de ęr Handn nich natt maken mag! Min Jung wull mi man nich hörn, as ik em ſä, Se bruken em blot as Spęltüch, as Hampelmann un as Lęwerant von Küken, Eier, Appeln un junge Arſen — nę nę man ſtill, ik will dar garkeen grot Helpholn[2]) von maken, wenn't man ſmeckt hett! Nu is dat awer vörbi! Se hebbt mi jo en groten Gefallen dan un den dummen Jung de Ogen apen knöpt, harrn Se dat man eher dan! — Se ſünd an't Packen," ſä he op'n mal un ſeeg ſik darbi in de plünnerige Stuv üm. „Wenn Se vundag noch afreiſen wüllt, ſo ſteit en Spannwark för Se prat, awer blot bet Kellnhuſen, denn kamt Se wull wider."

„An't Packen? afreiſen?" Dat Wiw wull ſticken vör Wut un glup em an, as wull ſe em to Kopp, un he harr ſach noch vęl to hörn kręgen, wenn he nich korten Prozeß makt harr.

„Slag Klock veer ſteit min Wagen hier vör Dær. Wüllt Se denn nich opſtiegen, föhr ik fülben na Kellnhuſen un ſpręk mit den Dokter, den Se vertörnt hebbt mit Ęr Quackſalwern; den Kaſpelvagt bring ik mit, he ward wol mal na de Papiern fragen." Damit gung he. Wat ſe em nareep, klung nich leevlich, awer he leet ęr un weer man ganz tofręden, dat ſe em den Kaffikętel, de ęr grad to Hand ſtunn, nich nakęgeln de.

Üm Middag ut kommt de Węwer in grote Opregung anſtörrt un klagt, de Dümmerjanſch wull utrücken un keen Hür betaln. Se kunn! ſe harr Geld! Eerſt vör'n paar Dag harr he ſo in't Vörbigan ſehn, dat ſe en Barg Drüttels un Spetſchdalers vör ſik op'n Diſch hatt harr, dat Wiv wull man nich! — Wovęl dat denn weer? frog Vader. „Fieſ Daler!" reep de Węwer. „Se will mi dat in veertein Dag' ſchicken, awer dar lur op! De ol Hęx tru ik nich æwern Weg!" „Lat ęr man jo in Fręden reiſen!" meen de Ol. „Din Geld ſchall Di warrn, dar will ik för opkam." De Węwer ſeil vergnögt af, un Klock veer föhr uns Knecht de beiden Frunslüd mit Sack un Pack na Kellnhuſen — de Papiern weern ſach nich ganz in Ordnung.

Ik mark von den ganzen Opſtand nix. De Gang mit den Saatſack in't

[1]) gedehnt. [2]) Aufhebens machen.

plögte Land un naher dat Rümbiſtern in't wide Feld, darto de greſige Oprægung — allens harr Kopp, Arms un Been ſo möd un mær makt, dat ik in Moder ęr week Lager bald in en deepen Slap keem, de mi ſach vör en eernſte Krankheit bewahrt hett.

As ik toletz opwak, ſtunn min lütt Sweſter Anna, Din Vetter Kriſchan ſin Moder, domals en Deern von ſöß bet ſæben Jahr, vör min Bett un keek mi mit ęr groten blauen Ogen an. „Du heſt awer lang ſlapen," ſä ſe, „heſt ok wat Schönes drömt?"

Nę, drömt harr ik nich, awer allens, wat ik in de letzte Tid belęvt harr, ſtunn nu wedder vör mi as en ſwaren Drom.

„Du, de Dümmerjanſch is weg, un Margot hett mi ſeggt, ik ſchull di gröten! Darbi lach ſe luſtig un nück mi to," plæter ſe wider; „wat hett ſe ſör witte Tęhn un wat weer ſe ſmuck antrocken!"

Bunte Slang! klung mi dat dör den dumpen Kopp.

„Kik!" ſe heel en rotſiden Band tohöch, „dat hett ſe mi ſchenkt, dat ſchall ik min lütt Muſche üm den Hals binn — is't nich ſmuck?"

Harr Margot dat nich von mi krægen? Se harr't lang in't Haar dragen, un weer't aſbleekt, awer ſör en Katt noch ümmer ſmuck.

„Du, un Vader hett den Ellhorn achter'n Backahm aſſagt un dar en Eſchenbom hinplant — den ſchaſt Du hebbn, ſeggt he. Ik much den Ellhorn vęl leewer liden, awer Vader ſeggt, ſon Eſchenbom geev en vęl tager Holt, dar kunn man Flægels[1]) ut maken."

Min Hæpen weer ganz tobraken — nu ſpęl dat Kind mit de Schörren[2]) un harr groten Spaß davon. Dat de mi jo weh, awer Vader harr mi doch keen bęter Sellſchap geben kunnt; de lütt Deern weer as en Sünnſtrahl, de in min dumpige Kamer ſprung. Dar harr ik god von, un ſe ok, denn as Vader dat Jahr darop mit Dod aſgung, harr dat Kind mehr von mi, as ſünſt wol en Broder hertogeben pleggt.

Ik weer nich ſund und weer nich krank. Darto war ick nu erſt wies, as ik mi vermünnern de, dat ik mi en Fot verſtuckt harr. Nu muß ik damit ſitten un harr Tid, mi to beſinn. Un as Vader marken de, dat ik wedder to Kräften keem, nehm he mi in de Bicht un ſett mi in ſin fründliche un geruhige Art den Kopp wedder torecht. As he mi allens vertell, wat he mit dat Wiv in de Węwerkath belęvt harr, muß ik mi doch ſeggn: ik weer de Dummerjan, ſe gewiß nich, un ęr Dochter weer würklich en — bunte Slang.

„Hett He Margot mal wedder ſehn. Jehann-Ohm?" frog ik.

„Nę, awer von ęr hört, dat ſe in Hamborg vör Jahren" — de Ol tæger ſon betjn — „ſtorben is. Lat er raun, dat Gelag is jo lang ut!" He ſeeg vör ſik hin un ſchütt liſen den Kopp, denn hak he wedder an:

„Üm de Tid, wenn de Linnbom ſik blömt, bruſt hier to Landn en Storm ut de Weſtſee mit vęl Nęgen un hoge Flot. Lerch un Droſſel un Nachtigal verſchreckt ſik un ſwiegt ſtill, de Kiwitt kriſcht un klagt in't Moor un de Meewen küſelt as Sneeflocken æwer de Wiſchen. De Storm raſt dör Gaarn un Feld un Buſch un Bom, un wat he aſlangen kann, ritt und brickt he los, ſpęlt en Tid lang damit un verſtreit dat, un de Nęgen ſegt allens toſam un ſpölt dat weg. Sünd Storm un Nęgen un Flot vergan, ſüht de Welt topluſt und ſlukohrig ut, dat ſchöne Vörjahr is vörbi, de Sommer is dar mit ſin Möh un Arbeit un mit ſin gülden Segen. — Son Art Johanni-Storm harr ik nu dörmakt un weer darbi eernſt, grundeernſt warn. De ſchöne Tid, wo de Minſch Sorg und Bangen nich kennt un æwerall

[1]) Dreſchflegel erfordern ein hartes, ſchweres Holz. [2]) Scherben.

en verborgen Glück ſöcht mit drömerige Ogen, weer vörbi, verſtaben. Jk ſeeg un op min Weg un bedach un de min Arbeit as en Mann, de garnix anners kennt un will. Un do funn ik dat Glück, en Glück, dat Dur un Beſtand hett, Moder kann't betügen."

De Ol ſweeg en Wil, denn ſä he nadenkern: „Mag jo węn, dat mennicheen ſon Johanni-Storm garnich kenn' lehrt; awer den he tofaten krigt, mag ſik wahrn! Een æwerſteit em un ward denn wol en wędderharden Mann: de anner krigt en Ruck weg un is ſin Tidsleben en Kræpel, en ſünnern Klas; un den drütten verlett Mot un Kraft, Storm un Flot rit em mit ſik un ſtöt em in den Grund. —

Un nu lat uns mal na Dęl gahn un na unſen möden Gaſt ſehn", ſä de Ol un ſtunn op. — —

Den annern Dag hebbt wi den jungen Mann begraben. Keen Kranz, keen Blom, keen Klockenklang, awer en lütt Gefolg un in mennich Dær un Finſter en trurig Geſicht un en barmhartig Og.

Was ſich das Volk erzählt.

He bleev 'r æber. Kumt dar mal ins de ol Roßkamm B. bi'n Buern, de mit ſin Lüd bi'n Diſch ſitt to ęten. De Buer bütt em 'n Stohl an un fragt nu wo 't geiht un wat 't Neis giſt. „Och," ſeggt de Ol, „is nix paſſeert — blot in uns Dörp is'n Tæt, de hett dree Fahlen kręgen un kann jo doch man twee ſögen." — „Ja," ſeggt de Buer, „wo is dat denn nu mit den drüttn wordu?" — Hett em ebenſo gau as mi," ſeggt uns ol Roßkamm, „is 'r ok æberblęven." — „Gotts," ſeggt de Buer, „heff ik gornich an dacht. Kum mit ran un itt 'n bittn mit.

Holſtein in verſchiedenen Gegenden. (Mitgeteilt von Eſchenburg in Holm.)

De harten Klütjn. Jn Dingsdörp is't weſt, dat is dar, wo ſe ümmer Kantüffelmoos ęt, un nöſten ſtellt ſe ſik vær de Dær un pult twüſchen de Tänen, as wenn ſe Fleeſch kręgen harrn. — Malius hebbt ſe æber Klütjn kakt. Un wat vör welk! Dat lat Jn kort vertelln. As de Lüd bi Diſch ſitt un an to ęten fangt, halt de een ſik ok 'n Klütjn. He krigt em up ſin Teller, nimmt dat Meß un will em dærſniden. Æber dat Meß glippt af, und de Klütjn ſuſt dært Finſter. Tofällig mutt dar grad 'n Wagen værbiföhrn. De Klütjn prallt int Rad, dat dat man ſo knackt, und gliks isn Speek meern dærbraken.

Holſtein in verſchiedenen Gegenden. (Mitgeteilt von Eſchenburg in Holm.)

Mitteilungen.

1. Eine eigenartige Lichterſcheinung am Himmel. (Vgl. Heimat 1897, Nr. 12, S. XLVII). Dieſelbe Lichterſcheinung, die Herr Buchardi-Hamburg am Abend des 16. Oktober erblickt hat, habe ich genau um dieſelbe Zeit geſehen. Ich ging mit drei von meinen Kindern nach Grundhof. Als wir uns gerade nördlich von einer kleinen Baumgruppe befanden, wurde es faſt taghell um uns. Schnell gingen wir 3 oder 4 Schritte zurück, um den freien Himmel ſehen zu können. Da ſahen wir denn unter dem Sternbilde des Pegaſus einen hellen Streifen, der nach einiger Zeit verſchwand. Das Meteor ſelbſt ſahen wir kaum; es war ſchon verſchwunden, ehe wir das Freie erreicht hatten. Die Höhe deſſelben betrug 45°. O. C. Nerong, Dollerup.

2. Noch etwas über den Taufſtein bei Poppholz. Da Poppholz meine Heimat iſt, möchte ich zur Berichtigung einiges über den Taufſtein mitteilen. Seite XIV der „Heimat" 1896 („Merkwürdige Steine") wird die Vermutung ausgeſprochen, daß der Stein eben öſtlich von der Chauſſee bei Helligbek der „Tempel" ſei. Dem iſt nicht ſo; es iſt der „Taufſtein". Ein zweiter Stein iſt unter dem Namen „Tempel" iſt nicht vorhanden, vielmehr iſt der „Tempel" ein erhöhter Platz im Garten des Hufners Peterſen in Poppholz (vgl. v. Oſten, Schl.-Holſt.), auf deſſen Felde auch der Taufſtein liegt.

Auch der Artikel in Nr. 8 des Jahrganges 1897 bedarf der Berichtigung. Der Taufſtein liegt nicht auf der Koppel Arnhoi, ſondern auf einer Koppel, die im Norden von Arnhoi begrenzt wird, die aber nach dem Steine „Poppenſteen" (Poppoſtein) genannt wird. Die Abbildung giebt keine Darſtellung von dem jetzigen Ausſehen. Der Stein wird zur Zeit von den Dornen, die auf dem Platze angepflanzt ſind, vollſtändig überſchattet.

Busdorf b. Schleswig. C. Kunau.

Fragen und Anregungen.

Ringreiten. Handelmann berichtet in seinen „Volks- und Kinderspielen der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg," Kiel bei Homann 1862, daß in Schleswig noch bäuerliche Reiterspiele abgehalten würden, nämlich Ring-, Quintan- und Kopfrennen. — Da es für mein Werk (vgl. „Heimat" 1897, Nr. 11, S. XLI.) von der größten Bedeutung ist, zu erfahren, ob und in welcher Weise diese Rennen noch jetzt und event. wo sie stattfinden, so würde ich für eine kurze Nachricht zu großen Danke derpflichtet sein.

Dr. jur. F. C. Devens, Amtsrichter a. D., Kavallerieſtr. 17c in Düsseldorf.

Bem. Die Schriftleitung ist bereit, etwaige Mitteilungen zu sammeln und befördern, gleichzeitig aber auch eine Zusammenstellung oder einzelne geeignete Berichte in der „Heimat" abzudrucken.

Kleine Nachrichten.

Erhebungsfeier. Überall im Lande rüstet man sich, das Gedächtnis der Erhebung Schleswig-Holsteins vor 50 Jahren durch eine würdige Feier des 24. März zu erneuern. In Kiel, wo das erste Zeichen zur Erhebung gegeben wurde, soll eine Landesfeier veranstaltet werden.

Herzog Friedrich-Denkmal. Dem Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, dem Vater unserer Kaiserin, dessen Name mit der neueren Geschichte Schleswig-Holsteins untrennbar verknüpft ist, beabsichtigt man in Kiel ein Landesdenkmal zu setzen.

Der Kaiser Wilhelm-Kanal ist im Etatsjahre 1896—97 von 8287 Dampfern und 11 673 Segelschiffen, im ganzen also von 19 960 abgabenpflichtigen Schiffen benutzt worden. Von diesen führten etwa 90 % die deutsche Flagge. 8084 Fahrzeuge haben den Kanal in seiner ganzen Ausdehnung befahren; 3144 Dampfschiffe gehörten regelmäßigen Linien an. Die Frachten bestanden in Kohlen, Eisen, Steinen, Holz, Getreide, Vieh usw. — Außerdem ist der Kanal von 327 Schiffen der Kaiserlichen Marine benutzt worden. — Die Durchfahrt dauerte im Mittel 9½ Stunden, im Sommer weniger (7½ Stunden im Juli), im Winter mehr (11¼ Stunden im Februar). Für Schleppzüge währte die Durchfahrt fast 24 Stunden. Störend haben gewirkt 81 Tage mit Nebel und 43 Tage mit Eis. — Die Betriebs- und Unterhaltungskosten sind etwa zur Hälfte gedeckt worden.

Buchbesprechungen.

Freudenthal, Fr. „In Luft un Leed, en plattdütsch Gedichtenbook" und „Ünnern Strohdack, een plattdütsch Geschichtenbook." Bremen, C. Schünemann. 8°; 184 u. 179 S. Preis 1,80 u. 2 M. — Seitdem Klaus Groth unsere plattdeutsche Sprache wieder litteraturfähig gemacht und Fritz Reuter sich mit seinen Dichtungen die Herzen der Deutschen im In- und Auslande erobert hat, giebt es eine Reihe von Pseudodichtern, welche unsere Stammessprache mißbraucht zu platten Albernheiten und im übrigen Geschäfte machen will. Dem Ansehen der plattdeutschen Mundarten weniger gefährlich ist eine andere Gattung von Litteraten, welche jene beiden Altmeister schlechtweg kopiert, ohne auch dazu nur die Kraft zu haben.

Die oben genannten neu erschienenen Werke beweisen, daß Freudenthal weder zur einen noch zur andern Gruppe gehört. „In Luft un Leed" nennt er eine Sammlung plattdeutscher Gedichte. Im ersten Teil, dem rein lyrischen, äußert sich seine Liebe zur heimatlichen Heide und zur Stammessprache einfach und schlicht, aber warm und tief. Einige der Lieder vom Scheiden, Verlassen und Verraten zeigen uns in zart-wehmütigen oder stark-erschütternden Tönen den Dichter als Liebeslyriker. — Im zweiten Teil der Sammlung finden wir neben wenigen Balladen einige gut gelungene Humoresken. — Ein Epos füllt den dritten Teil: „De Invalid von Waterloo." In ihm offenbart der Dichter sein eigentliches Talent: er ist Erzähler.

Dies Talent kommt voll zur Entfaltung in dem 2. Buche: „Ünnern Strohdack." Ergreift uns in „de Invalid von Waterloo" die Tragik, so ergötzt uns hier der Humor; es ist aber nicht jener Humor, der durch drastische Schlußpointen wirken will, sondern der behäbige, naive Humor, der die ganze Erzählung trägt. In „behaglicher Breite," wie sie dem Plattdeutschen eignet, erzählt uns Freudenthal Erlebnisse und Begebenheiten aus seiner Heimat. Er erzählt wirklich plattdeutsch; das will heißen, er empfindet wie seine niederdeutschen Landsleute und bringt seine Empfindung in deren Weise zum Ausdruck. — Beide Bücher sind mit dem Bildnis des Verfassers geziert. — Gebunden kosten die beiden Bücher 2,50 M. und 3 M.

Je., Kiel.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 3. März 1898.

Erhebung

(1848, März)

Sonett

Wir saßen still in unserm stillen Lande
Und hörten nur von ferne, wie die Wogen
Der aufgeregten Völker brausend zogen,
Abschüttelnd alt verhaßte Sklavenbande.

Da, plötzlich, nahte drohend unserm Strande
Vom Norden her, der uns schon oft getrogen,
Der Friedensstörer, wie am Himmelsbogen
Gewitterwolken vor dem Sturm und Brande.

Das rüttelte das Land aus seinem Schlafe,
Entrüstung hob sich gegen dieses Treiben,
Geduldig waren wir, doch keine Schafe.

So laßt den Dänen offne Briefe schreiben,
Am Ende trifft ihn die gerechte Strafe:
Deutsch waren wir und werden Deutsche bleiben.

Klaus Groth.

Vor fünfzig Jahren.

Im Monat März beginnen die Erinnerungstage an die Heldenkämpfe, die unsere Väter in den Jahren 1848—50 wider die Dänen geführt haben. Endeten sie auch mit einer Niederlage, so wissen wir doch, daß sie nicht vergebens waren. Das Gedächtnis an das heldenhafte Ringen des verlassenen Bruderstammes lebte in deutschen Herzen fort, und die Wunde, die damals dem deutschen Volksbewußtsein geschlagen wurde, vernarbte erst, als die Tage der Sühne kamen. Es ist sicher keine Überhebung, wenn wir Schleswig-Holsteiner glauben, daß in jenen Jahren auf unserem Boden ein wichtiger Teil jener Saat ausgestreut worden ist, die 1864, 1866, 1870 und 1871 zur Frucht gedieh. In diesem Bewußtsein gewinnen wir alle, auch die alten Kämpfer, die damals in bitterem Schmerze die Waffen niederlegen mußten, einen festen Grund, von dem aus wir mit innerer Ruhe und mit dem Gefühl der Erhebung an jene bewegte Zeit zurückzudenken vermögen.

Der „Heimat" liegt es in besonderem Maße ob, die Erinnerung an den Kampf unserer Väter aufs neue zu beleben und dem nachgebornen Geschlechte die erschütternde Tragödie jener Tage vorführen zu helfen. Der Altmeister unserer heimischen Dichter hat uns durch sein für die „Heimat" gedichtetes Sonett, mit dem diese Nummer beginnt, in die Stimmung hinein versetzt, die unsere Väter beim Eintritt in den Kampf ums Recht beseelte. Der folgende Artikel „Auf dem Schlachtfelde von Idstedt", der uns, nachdem er bereits in der Kieler Zeitung (Nr. 18195) eine Stelle gefunden hatte, freundlichst zur Verfügung gestellt worden ist, läßt in großen Zügen Ereignisse und Gestalten jener Jahre an uns vorüberziehen — eine wehmütige, aber herzerhebende Erinnerung. Darauf werden wir dann, soweit wir es vermögen, nach und nach die große Zeit in Einzelbildern, sowie in Gedichten, Liedern und Berichten aus den Tagen des Kampfes an uns vorüberziehen lassen. Freilich bedürfen wir zur Ausführung dieses Vorhabens noch weitgehender Unterstützung, vor allem von seiten derer, die kämpfend oder beobachtend jene Zeit durchlebt haben.

Daß die vorliegende Nummer sich in ganz besonderem Maße mit der Erhebung beschäftigt, wird man begreiflich und berechtigt finden und es hoffentlich entschuldigen, daß aus diesem Grunde manches, was noch des Abschlusses harrt, bis zur nächsten Nummer zurückgestellt worden ist.

Lund.

Auf dem Schlachtfelde von Idstedt.

Von Dr. phil. **A. Gloy** in Kiel.

Ein weites Blachfeld liegt vor meinen Augen. Geradeaus und rechts von der uralten Heerstraße wird der Gesichtskreis durch das sanft gewellte Terrain etwas beengt. Weithin sichtbar erhebt die Mühle von Ober-Stolk ihre Arme, und Häuser schimmern zwischen den Baumgruppen

hervor; das Dorf Idstedt dagegen liegt rechts im Grunde verborgen; auch sieht man den Idstedter wie den Langsee von der Heerstraße aus nicht. Das rückwärts weit sich ausbreitende Holz entzieht sie den Blicken. Nach Westen aber vermag das Auge, wie über ein Meer, bis an den Horizont zu schweifen. Hin und wieder gewahrt man nur eine unbewohnte Torfhütte auf der dunklen, meilenweiten Moor- und Heidefläche. Goldigrot geht die Sonne unter, wo Himmel und Erde sich berühren, wunderbare Gebilde aus den dunklen Wolkenstreifen bildend. Es ist, wie wenn sich der Ausblick auf einen norwegischen Fjord mit seinen schneebedeckten Uferfelsen und mit seinen Schäreninseln eröffnete. Kein Laut durchdringt diese Stille, keine Menschenseele ist zu erschauen. Vor dem geistigen Ohr und Auge aber tauchen Gestalten aus grauer Vergangenheit empor. — — Dunkel wälzt es sich von Norden her heran. Rosseschnauben, Rindergebrüll und der knirschende Laut von Rädern dringen gedämpft an mein Ohr, dazwischen Jammergeschrei, zorniger Zuruf und Peitschenknallen. Da sind sie auch schon heran — wilde, verwegene Gesellen auf kleinen, flinken Rossen. Es folgt eine lange Reihe von Wagen, von gefangenen Männern, Frauen und Kindern, geraubtes Vieh, dann wieder bewaffnete Männer, die mit lautem Ruf Menschen und Thiere zur Eile anspornen. — Wenden sind es, die von ihrem Raubzuge aus der Gegend von Ripen beutebeladen heimkehren in ihre Heimat, nach Wagrien. Am Rande des großen Waldes, des Isarnho, der sich fast ununterbrochen vom Slyasee bis nach Schwerin erstreckt, angekommen, sind sie gerade im Begriff, die große Heerstraße einzuschlagen. Da nahen die Rächer. König Magnus von Dänemark ist mit einer starken Schar wackerer Normannen in Haddeby gelandet, um den frechen Räubern den Weg zu verlegen. Auf der Lürschauer Heide entbrennt ein wütender Kampf. Der Wende knirscht vor Wut, daß die reiche Beute ihm wieder entgehen soll; aber es gilt nicht nur die Beute. Der erbitterte Normann will das Blut des verhaßten Feindes, er will die grausam hingemordeten Landsleute rächen, die Gefangenen vor dem schrecklichen Schicksal bewahren, das ihrer wartet. — Nur wenigen Wenden gelingt es, dem furchtbaren Morden zu entrinnen. Die übrigen decken die blutige Walstatt. Heim ziehen die Sieger auf ihren Drachenschiffen. Mögen die Knochen der wendischen Hunde auf weiter Heide bleichen und ihre Thränenseelen zur Hel hinabfahren! Nur den Normann holt Odin in seine Walhalla.

Es soll am Ostertage im Jahre 1043 gewesen sein, daß diese blutige Schlacht von „Heidiba" geschlagen wurde. Seitdem ist in der Gegend von Schleswig und Idstedt noch mancher harte Strauß ausgefochten worden. 800 Jahre vergingen, da fluteten, wieder am Ostertage, die Scharen der bei Schleswig am 23. April 1848 geschlagenen Dänen über die Idstedter Heide nach Flensburg zurück. Nach drangen die Deutschen, erfochten Sieg auf Sieg, und Schleswig wurde frei. Eine seit langer Zeit nicht gekannte

Begeisterung ging durch Deutschland und namentlich durch seine Nordmark. Da dichtete Julius Mosen seinen „Schlachtgesang der Schleswig-Holsteiner", dessen erste Strophe folgendermaßen lautet:

Hurra! mein treues Volk in scharfen Waffen!
Laß jeden Tropfen Herzblut heißer glüh'n.
Es gilt, die alte Freiheit uns zu schaffen!
Frisch auf! frisch auf, Ihr Brüder, wild und kühn!
Hurra! In Reih' und Glied
Zuckt kein Augenlid!
Dem ganzen Deutschland brecht die Bahn!
Hurra! bald ist das Werk gethan. Hurra!

Aber was das deutsche Schwert errungen, das verdarb die scharfe Feder der fremden Diplomaten wieder. Am Vorabend des 25. Juli des Jahres 1850 erwarteten Schleswig-Holsteins Söhne allein den Angriff des überlegenen Feindes. Was die Herzen der wackeren Streiter erfüllte, dem hat ein ungenannter Dichter unter ihnen Ausdruck verliehen in einer Ode an Schleswig-Holstein, von der die ersten beiden Strophen hier folgen mögen:

An Schleswig-Holstein.

Die Nacht ist hin — der Kampfesmorgen graut,
Im Heere herrscht ein ahnend' dumpfes Schweigen.
Auf, Schleswig-Holstein, Deinem Gott vertraut,
Und mutig hin zum blut'gen Todesreigen!
Dein Blut malt jetzt der Freiheit Morgenrot,
Jetzt wirst Du eine neue Sonne schauen,
Und sinkst Du hin, so wird der Ehrentod
Ein Denkmal Dir für alle Zeiten bauen.

So traure nicht, Du Mutter, um den Sohn,
Braut, weine nicht des Herzens blut'ge Zähre,
Droht auch der Tod mit seinen Schrecken schon,
Es gilt des Vaterlandes heil'ge Ehre.
Wer feig erbleichte vor der Feinde Schwert,
Darf er die Mutter und die Braut umfassen?
Wer feig' verläßt den heimatlichen Herd,
Muß man ihn nicht aus tiefster Seele hassen?

Des Dichters Ahnung sollte sich erfüllen. Die Zeit von 1848—1850 ist das Heldenzeitalter Schleswig-Holsteins geworden, bei dessen Erinnerung die Herzen der Enkel und Urenkel noch in den spätesten Tagen höher schlagen werden. Zwar kämpften die Wackeren bei Idstedt einen vergeblichen Kampf. Was sie durch eigene Kraft fast schon errungen hatten, verdarb das unsichere Auftreten des Obergenerals v. Willisen wieder. Die dänische Uebermacht errang mit aller Anstrengung einen Sieg, den weiter auszunutzen freilich nur der Machtspruch der deutschen Großmächte gestattete.

An der Stelle, wo der Oberkommandierende des schleswig-holsteinischen Heeres während der Schlacht mit seinem Stabe gehalten hat, erhebt sich jetzt ein schlichtes, etwa 5½ Meter hohes Denkmal. Es ist ein einfacher Obelisk, der auf einem Sockel ruht. Auf der Nordseite desselben ist das

schleswig-holsteinische Wappen in Marmor angebracht, darüber liest man auf dem Obelisken selbst die Worte:

Ruhet sanft,
Ihr treuen Kameraden.
In der Erinnerung lebt Ihr fort.

Errichtet den 25. Juli 1869.

Die Südseite des Sockels trägt eine Marmorplatte, auf der Waffen und Helme aus damaliger Zeit zu erkennen sind, und der Stein die Inschrift:

1848—50.
Dem Andenken an die Erhebung des schleswig-holsteinischen Volkes und an den Kampf seiner Söhne für Landesrecht und deutsche Nationalität widmen dieses Denkmal die schleswig-holsteinischen Kampfgenossen.

Eine kleine Strecke nördlich vom „Idstedter Holzkruge" steht das Denkmal auf einem kleinen Hügel, rechts von der Hauptchaussee, an dem Landwege, der nach dem Dorfe Idstedt hinunterführt. Umgeben ist es von einem Tannendickicht und mit einem eisernen Gitter eingefaßt. Nicht weit davon liegt ein angegrabenes Hünengrab, von welchem der weiteste Umblick auf diesem Teile des Schlachtfeldes möglich ist. — Die feierliche Einweihung wurde am 25. Juli 1869 vollzogen. Zu Tausenden hatten sich die Kampfgenossen und deren Angehörige aus nah und fern in Schleswig versammelt, um an der blutgetränkten Stätte die Erinnerung an jene unvergeßliche Zeit mit Dank und Gebet zu feiern. In Marschkolonne, wie einst vor 19 Jahren, zogen die Kampfgenossen, nach den ehemaligen Bataillonen geordnet, hinaus nach der Idstedter Heide, wo in einem gewaltigen Viereck um das Denkmal herum Aufstellung genommen wurde. Es war eine erhebende Feier. Die einstigen Waffenbrüder, die das harte Schicksal nach Nord-Amerika und Brasilien vertrieben, hatten ihre Grüße den fernen Brüdern herübergesandt, und unter diesen selbst sah man manche ergreifende Scene des Wiedersehens nach fast zwanzig Jahren. — Bald entstand der Wunsch, das Denkmal unter die ständige Obhut eines Wärters zu stellen, der dann auch für die Pflege der in der Nähe liegenden Kriegergräber sorgen sollte. Der Schleswiger Kampfgenossen-Verein nahm die Sache in die Hand, erwarb im Jahre 1875 in unmittelbarer Nähe des Denkmals ein Areal für den Preis von 600 Mark und trat wegen der Erbauung eines Wärterhauses in Unterhandlung. Der Bau wurde 1878 in Angriff genommen und nach seiner Fertigstellung mit einem schleswig-holsteinischen Invaliden als Wärter besetzt, dem Steuereinnehmer a. D. Schlichting, welcher den Posten bis zu seinem Tode 1882 bekleidete. Seine Stelle nahm der Kampfgenosse Jeß aus Schleswig ein, der noch heute, trotz seiner Jahre, sein Amt treulich verwaltet. Die Mittel (5658 Mark) wurden hauptsächlich von den Kampfgenossen-Vereinen und einzelnen Patrioten beschafft. Bald wurde das Wärterhaus ein Sammelplatz für Denkwürdig-

keiten aus den Kriegsjahren. Was an Reliquien im Lande zerstreut war, wurde selbstlos hergegeben. Auch die geringste Gabe war willkommen. So wurde der Ausbau des Hauses und eine besondere Waffenkammer nötig, Stallgebäude u. s. w. kamen hinzu, so daß sich die Gesamtkosten nunmehr auf 7464 Mark beliefen. Der Vorort Kiel hat die Verwaltung.

— — — Ich trete in das Innere des Wärterhauses. Ein kleiner Spitz fährt mir kläffend entgegen, als käme ihm der späte Besucher ungelegen. Der alte Wärter sitzt mit seiner erblindeten Frau und seiner Enkeltochter beim Abendbrot. Ich setze mich an einen Tisch, bestelle mir ein Glas Bier und mustere die Bilder, welche dicht neben einander hängend rings die Wände bedecken. Das Bildnis des Generals v. Bonin fällt mir zuerst in die Augen; ein kluges, entschlossenes und doch gütiges Gesicht mit gebogener Nase. Ich vergegenwärtige mir den General in der Schlacht bei Kolding, wie da jede Muskel an dem kleinen eisernen Manne sich bewegte, wie sein schwarzes Auge Funken sprühte. Er wollte siegen — und er siegte.

General Bonin ließ die Trommel rühren.
Liebe Kinder, wir marschiren
Nun nach Jütland gerad' hinein . . . . .

Ich denke dann an Fredericia und an den Sturm der Begeisterung, mit dem der General trotz der von ihm zum großen Teil verschuldeten Niederlage nach dem Abschluß des Waffenstillstandes 1849 in Kiel empfangen wurde. Dann ging er — — —. Meine Augen wandern weiter. Mir begegnen die echt soldatischen Gesichter v. Gerstorffs, v. Zastrows, Stückradts. Ein Blick genügt, um zu erkennen, daß dies Soldaten von echtem Schrot und Korn sind. Ich denke an ihren Fortgang im Jahre 1850 und kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß es bei Idstedt hätte ganz anders kommen können, wenn es ihnen, wie so manchen andern, vergönnt gewesen wäre zu bleiben. Ein anderes Bild. Es ist von der Tann, der Held von Altenhof und Hoptrup. Trotzig-kühn trägt er das Haupt erhoben. „Die Kerle sollen mich nicht in den Rücken schießen und nachher sagen, ich sei geflohen," — sagte er, immer halb rückwärts an der Schützenkette entlang gehend zu einem Freiwilligen bei Altenhof, der ihn bat, sich nicht so auszusetzen. Weiter fesseln mich die entschlossenen, kalten Züge St. Pauls und das milde, gute Gesicht des Hauptmanns Delius. Ich sehe im Geiste Bonin am Sterbelager des liebsten Freundes, der drei Tage, nachdem ihn die tückische Bombe getroffen, ins Grab sank. Ob nicht sein Tod lähmend auf die Spannkraft des Generals eingewirkt hat? — — Inmitten seines Generalstabes erblicke ich Willisen. Das hagere, völlig bartlose Gesicht ist offenbar geistreich, hat aber einen nervösen Ausdruck. Sollte ein solcher Mann im Tosen der Schlacht die nötige Kaltblütigkeit haben bewahren können, wenn er sich im kritischen Moment für Stehenbleiben oder Rückzug entscheiden sollte? Lange fesselt mich noch das edle,

Digitized by Google

echt schleswig-holsteinische Gesicht von Waltersdorfs. Da weckt mich der alte Wärter aus meinen Betrachtungen. Da er merkt, daß ich ein besonderes Interesse an den Sachen habe, holt er freiwillig Stück für Stück herbei: Schlachtenbilder, eingerahmte Proklamationen, Bilderbogen und Gedichte, den Bericht Paludans über die Schlacht bei Eckernförde, und giebt in seiner Weise Erklärungen. — Aus dem ersten Raume, der zugleich Wohn- und Schankstube ist, führt mich eine Seitenthür in die eigentliche Waffenkammer. Zwei gewaltige Glasschränke, mit Waffen aller Art gefüllt, fallen hier zuerst ins Auge. Der alte Wärter leuchtet mit seiner Lampe hinein. Da sehe ich die hohen, spitzen Pickelhauben, wie die Preußen und die Schleswig-Holsteiner sie damals trugen, Jägerkäppis, Dragonerhelme und die ungefügen Kopfbedeckungen der Bürgergarde, wie es scheint, von Anno 13. Die glatten Musketen sind entsetzlich plumpe Knarren. Sie stammen zum Teil noch aus dem Jahre 1806! Besser sind die gezogenen Jägerbüchsen, mit denen ein sehr wirksames Feuer unterhalten werden konnte. Bekanntlich standen die schleswig-holsteinischen Jäger deshalb auch bei dem Feinde in hoher Achtung. Von deutschen Offizieren aus den übrigen Staaten wurden sie häufig ohne weiteres als Gardetruppen angesehen. — Säbel, Kugeln, Knöpfe, Münzen, Epauletten, Stücke von dem eroberten dänischen Linienschiffe Christian VIII. u. s. w. u. s. w. vervollständigen den Inhalt dieser Schränke. Ein weiterer enthält Uniformstücke aller Waffengattungen, auch dänische. In einem Waffenrocke sieht man noch das große, dem damaligen Kaliber entsprechende Loch, das die Kugel gerissen. Es befindet sich gerade in der rechten Brust. An anderen bemerkt man noch Blutspuren. Ein wertvoller, schwerer Tisch, einige Stühle, ein Bücherschrank und ein Pult mit Eintragelisten für die Besucher bilden das übrige Mobiliar. An den Wänden hängen Bilder, wie im ersten Zimmer, u. a. die Schlachten bei Bornhöved, bei Hemmingstedt und bei Bau, außerdem Porträts, Gruppenbilder von Kampfgenossenvereinen, unter denen die wackeren Davenporter nicht fehlen. Es ist aber noch reichlich Platz vorhanden, der durch freistehende Holzwände noch vermehrt werden könnte. Der Bücherschrank birgt neben minder Bedeutendem manches wertvolle Aktenstück, manchen wertvollen Druck. Leider befindet sich ein Teil der eingesandten, noch uneingerahmten Bilder und Karten in einem so zerfetzten Zustande, daß sie kaum noch zu retten sein werden. Darunter ist zum Beispiel eine Lithographie, die Nassauer Batterie am Eckernförder Strande darstellend. Man sollte uneingerahmte Bilder nicht direkt an den Wärter einsenden, sondern an den Vorsitzenden des Kieler Kampfgenossenvereins; denn an Ort und Stelle kann nichts eingerahmt und eingebunden werden, es sei denn, daß vom Vororte ein Glaser und ein Buchbinder hingeschickt würden, die unter sachkundiger Leitung die richtige Auswahl treffen und das retten könnten, was noch zu retten ist. Auch lassen die baulichen Verhältnisse sehr zu wünschen übrig. Die Feuchtigkeit

kann, trotz alles Heizens, nicht genügend fern gehalten werden, und es handelt sich doch um leicht vergängliche Dinge! — —

Erwähnenswert sind noch die Sammlungen von Liedern und Gedichten, die in jener patriotischen Zeit entstanden und deren Verfasser häufig unbekannt geblieben sind. Sie sind teils in geschriebenen, teils in aus Zeitungsabschnitten zusammengeklebten Büchern enthalten. Neben vielen vergänglichen, nur für die damalige Zeit berechneten, zuweilen auch etwas bedenklichen Erzeugnissen findet sich dort aber auch ein Schatz unvergänglicher, wahrhafter Poesie, welcher der heranwachsenden schleswig-holsteinischen Jugend zugänglich gemacht zu werden in demselben Maße verdient, wie die kernigen Kriegslieder Theodor Körners von 1813. Sind doch auch jene aus wahrhaft nationaler Begeisterung hervorgegangen!

— — — Draußen ist es unterdessen ganz dunkel geworden. Die Pferde stampfen ungeduldig vor dem Wagen; auch der Kutscher scheint auf meinen Aufbruch zu warten. Der Alte giebt uns bis zur Pforte das Geleit. Bald liegt der Idstedter Holzkrug hinter mir, und nun geht es durch den Wald bergauf und bergab, vorbei an der sogenannten Idstedter „Räuberhöhle", einem geöffneten Hünengrabe. Ein wahres Eldorado für spielende Knaben! — Kalt scheint der Mond hernieder und beleuchtet mit seinen bleichen Strahlen den Grabstein eines am Wege gefallenen Kriegers, der hier auch begraben liegt. Ohne Sarg in die kalte Erde hinein! Eine mitleidige Hand hat einen Kranz auf den Grabstein gelegt. — Ich hülle mich fester in meine Decke und fahre weiter in die Nacht hinein.

Die Erhebung Schleswig-Holsteins.

Ein Gedenkblatt
zur Feier der fünfzigjährigen Wiederkehr des 24. März 1848.

Von Dr. phil. **Arthur Gloy** in Kiel.

Ein halbes Jahrhundert ist bereits dahingegangen, seit sich die Herzogtümer gegen die drohende Vergewaltigung Schleswigs wie ein Mann erhoben, und um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts wird zum 51. Mal der unglückselige Tag wiederkehren, welcher alle Hoffnungen zu Grabe trug und in den Herzen des Volkes weiter nichts zurückließ als den bohrenden Schmerz, seine Söhne vergeblich geopfert und sein Recht mit Füßen getreten zu sehen. Zwar schlug nach schweren Jahren endlich die Stunde, welche Befreiung von der Fremdherrschaft und Anschluß an ein einiges, starkes Deutschland brachte, doch können wir uns eines Gefühls von Bitterkeit nicht erwehren, wenn wir daran denken, daß es uns nicht vergönnt, ja, daß es uns durch deutsche Waffen verwehrt wurde, schon damals das zu erringen, was wir durch eigene Kraft zu erkämpfen im Begriff standen.

Tröstlicher aber und erhebender als diese Zeit des Leidens wirkt die Erinnerung an den Beginn des Befreiungskampfes, an jene unvergeßlichen Märztage

des Jahres 1848, an jene Begeisterung, welche alle Gaue des schleswig-holsteinischen Landes mächtig durchloderte und alle vorhandenen Gegensätze vereinigte in der einen Überzeugung, daß es vor allem gelte, das Vaterland zu erretten.

König Christian VIII. war am 20. Januar des Jahres 1848 ins Grab gesunken. Was die Herzogtümer bei längerer Fortdauer seiner Regierung zu erwarten gehabt hätten, darüber ließen die fortgesetzten Danisierungsbestrebungen und namentlich der „offene Brief" von 1846 keinen Zweifel bestehen. Es fragte sich nun, ob Friedrich VII. die perfide Politik des Vaters gegen die Herzogtümer fortsetzen werde. Obwohl das Verfassungsreskript vom 28. Januar „an der Verbindung der Herzogtümer nichts zu ändern" versprach, so sollte doch eine Gesamtstaatsverfassung, für Dänemark und Schleswig-Holstein, eingeführt werden, bei welcher die Herzogtümer ihre Selbständigkeit dennoch eingebüßt hätten. In der Versammlung der Ständedeputierten am 17. Febr. zu Kiel wurde zwar beschlossen, die Wahl der sog. „erfahrenen Männer," welche das Reskript zur Beratung dieser Angelegenheit erforderte, vorzunehmen, doch war man weit davon entfernt, den Absichten des dänischen Königs Vertrauen entgegenzubringen. Im Königreiche vollends erregte das Reskript einen Sturm des Unwillens. Immer ungestümer verlangte dort die sogenannte eiderdänische Partei die völlige Einverleibung Schleswigs, weil man nur so den Verlust Norwegens im Jahre 1814 ausgleichen zu können überzeugt war. Holstein hätte man dann ev. auch fahren lassen. Aber das war es eben, was die Bevölkerung der Herzogtümer unter keinen Umständen zuzugeben gewillt war. Das 400jährige Band, welches Schleswig mit Holstein verband, durfte nicht zerrissen werden, und sollte es auch einen Kampf auf Tod und Leben darüber kosten. — In Dänemark regte sich bereits im Februar die Partei der sogenannten „Bauernfreunde," und am 23. erfolgte ein von vielen Unterschriften bedeckter Protest gegen die Gesamtstaatsverfassung im Sinne der Losung: Dänemark bis zur Eider.

In die allgemeine Gärung fiel wie der zündende Funke in ein Pulverfaß die Nachricht von der am 24. erfolgten Pariser Februar-Revolution. Am 26. abends 11 Uhr erschien mit dieser Kunde der Advokat Richard v. Neergaard [1]) in der Gesellschaft der Kieler Burschenschafter, welche in gewohnter Weise bei Wichmann in der Dänischen Straße (Nr. 9; jetzt Hulbe) versammelt saßen. Die Nachricht erweckte eine gewaltige, wenn auch nicht ganz allgemeine Begeisterung für die neue französische Republik unter den Studenten und regte zur Nachahmung an. Jetzt, glaubte man, sei die Zeit gekommen, näheren Anschluß an Deutschland zu gewinnen und sich von der Dänenherrschaft loszumachen. Nach lebhafter Debatte beschlossen einige Tage später die drei farbentragenden Verbindungen, die beiden Korps der Holsaten und Sachsen und die Kieler Burschenschaft (früher Albertinen), ein bewaffnetes Studentenkorps zu stellen und Waffenübungen vorzunehmen. Das bisherige studentische Leben und Treiben nahm mit einem Schlage einen ganz anderen Charakter an. Spielen, Kontrahieren, Nachtschwärmen, aber auch der Kollegienbesuch hörte auf. Statt dessen stand man früh auf und übte sich eifrigst im Scheibenschießen, um zu großes Aufsehen zu vermeiden, draußen bei Bellevue oder auf der anderen Seite des Hafens bei dem damals sogenannten Sandkruge, der heutigen Wilhelminenhöhe. Auch im Exerzieren übte man sich unter der Leitung von Unteroffizieren. Desgleichen that der im Jahre 1844 ins Leben getretene Kieler Männer-Turnverein. Nicht minder thätig war der Kieler Bürgerverein, der eigentliche Mittelpunkt des politischen Lebens in Kiel, welcher unter der Leitung des Direktors der Kiel-Altonaer Bahn und Redakteurs des

[1]) s. Möller, Erinnerungsblätter: Die Kieler Studenten zur Zeit der Erhebung. Von W. Bahnson.

„Kieler Korrespondenzblattes," des republikanisch gesinnten Theodor Olshausen, stand. Außer ihm übten noch der Advokat Hedde, sein Mitredakteur, und der Konsul und Kaufmann M. T. Schmidt einen wesentlichen Einfluß aus. — Schon am 4. März wurde die Notwendigkeit sofortiger Bürgerbewaffnung ausgesprochen und der Anschluß an ein deutsches National-Parlament für erstrebenswert erklärt, Wünsche, die in einer mit etwa 1000 Unterschriften bedeckten Adresse an den König Ausdruck fanden. Obwohl die Polizeibehörde anfangs diese Versammlungen verbot, kam es doch allmählich so weit, daß sie selbst, weil sie sich eben machtlos fühlte, die Errichtung einer Bürgerwehr wünschte und daß der Kommandant der Kieler Jäger, der dänische Oberst Hoegh, unter gewissen Bedingungen die Waffen zu liefern versprach (vgl. Möller). Der Kieler Bürgermeister Balemann aber und der Magistrat protestierten gegen alle diese Maßregeln und hielten sich von der ganzen Sache überhaupt fern.

Wie in Kiel so bildeten sich auch in den übrigen Städten und Flecken der Herzogtümer Bürgervereine, die ebenfalls die Untrennbarkeit der Herzogtümer, ein deutsches Parlament, Entlassung des Staatsministers Grafen von Moltke und des verhaßten Regierungspräsidenten Scheel in Schleswig sowie Preß- und Versammlungsfreiheit auf ihr Programm geschrieben hatten. Auch wurden Übungen in den Waffen abgehalten; aber diese entbehrten häufig der unfreiwilligen Komik nicht. In dem Landstädtchen K. z. B. suchte man alte Schießprügel hervor oder bediente sich in Ermangelung von Schußwaffen auch der Knittel und Heugabeln für Exerzierübungen, stürmte von einem markierten Feinde besetzte Knicks und schickte Patrouillen aus, die den Feind natürlich nicht fanden und sich dafür zur Entschädigung häufig recht wacker bekneipten. Einsichtige Leute hatten für dergleichen natürlich nur ein Lächeln. Es sind aber doch diese Vorgänge ein Zeichen der Zeit und ein Beweis für die Erregung, welche sich der Gemüter ziemlich allgemein bemächtigt hatte. Den Beteiligten war es jedenfalls heiliger Ernst. —

Nach Kopenhagen war die Nachricht von der Pariser Februar-Revolution erst am 1. März gelangt. Am 11. fand die von 2500 Menschen besuchte Kasinoversammlung statt, in welcher der Kapitän Tscherning, der nachmalige Kriegsminister, äußerte: „es komme garnicht darauf an, ob Schleswig wolle oder nicht wolle. Schleswig sei kein eigener, souveräner Staat, sondern wie Laaland und Fühnen ein Teil der dänischen Monarchie; wolle sich Schleswig losreißen, um einen eigenen Staat zu bilden, oder sich eigenmächtig an einen fremden Staat anschließen, so wäre ein solcher Schritt Aufruhr, und solche Aufrührer zum Gehorsam zu bringen, nötigenfalls mit Gewalt der Waffen, sei in diesem Falle Pflicht der Regierung; ob man ihm Recht gebe?" — Unter dem lauten Beifallsruf wurde nur ein einziges „Nein" gehört und der Sprecher niedergeschrieen.[1]) Eine am folgenden Tage unter Orla Lehmanns Vorsitz im „Hippodrom" abgehaltene Versammlung forderte ebenfalls die Eidergrenze, und am 13. erschienen gedruckte Anschläge der Kasinopartei an den Straßenecken des Inhalts, daß die Existenz Dänemarks auf dem Spiele stehe, wenn jetzt nicht die Trennung Schleswigs von Holstein bewirkt werde. Gleichzeitig herrschte im Kriegsdepartement eifrige Thätigkeit. Vorkehrungen für die Mobilmachung wurden getroffen, die Kriegsvorräte ergänzt unter dem mindestens sonderbaren Vorwande, daß man auf einen Krieg mit England oder Rußland gefaßt sein müsse. Für die Herzogtümer dagegen wurden die gleichen Maßregeln nicht angeordnet. Im Gegenteil wurde an Mannschaften beurlaubt, was nur irgend angängig war. Das war deutlich! Am

[1]) Droysen und Samwer, Die Herzogtümer Schleswig-Holstein und das Königreich Dänemark. Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik seit dem Jahre 1806. Hamburg 1850.

19. März ging dann der Befehl ab, daß sich das Generalkommando unverzüglich von Schleswig nach Rendsburg begeben solle, und daß die dortige Hauptkasse sowie die Altonaer nach Kopenhagen abzuliefern seien.[1])

Unterdessen hatte am 18. in Rendsburg unter dem Vorsitz Beselers die schleswig-holsteinische Ständeversammlung getagt. Von den Dänen wie von den schleswig-holsteinischen Radikalen wird sie bekanntlich, und von ihrem Standpunkt aus nicht ganz mit Unrecht, als der eigentliche Beginn der Erhebung bezeichnet. Und doch war eine Lossagung von der bestehenden Regierung nicht beliebt worden. Die Ständeversammlung hatte sich damit begnügt, folgende 5 Sätze durch eine Deputation dem König als die Wünsche der Herzogtümer darzulegen:

1. Die Mitglieder beider Stände sofort zu einer Versammlung zu vereinigen zum Zweck der Beratung einer schleswig-holsteinischen Verfassung;
2. bei dem deutschen Bunde die nötigen Schritte zur Aufnahme des Herzogtums Schleswig in denselben zu thun;
3. in betreff der dringenden äußeren und inneren Gefahren für die Einführung allgemeiner Volksbewaffnung zu sorgen;
4. dem Lande vollständige Preßfreiheit und das Recht zu öffentlicher Versammlung wiederzugeben;
5. den Regierungspräsidenten v. Scheel sofort von seinem Amte zu entlassen.

Der Kammerherr v. Neergaard, Theodor Olshausen, der Ditmarscher Advokat Clausen, Dr. Gülich und der Regierungsrat Engel wurden beauftragt, diese Wünsche der Herzogtümer dem König in einer persönlichen Audienz vorzutragen. Zwar hätten Olshausen und einige andere Radikale die sofortige Einsetzung einer provisorischen Regierung gewünscht, doch begnügte man sich mit der Ernennung eines permanenten Ausschusses von drei Mitgliedern, nämlich Beseler, Reventlou und Bargum, die nach ihrem Ermessen die Stände zu abermaliger Beratung wieder einzuberufen Vollmacht erhielten. — Während die Ständemitglieder in dem Saale eines Rendsburger Gasthauses berieten, fand gleichzeitig im Schauspielhause eine große, allgemeine Volksversammlung statt. Obwohl nämlich die von Olshausen im „Kieler Korrespondenzblatt" erlassene Aufforderung zu einer solchen namentlich auf den Rat des Prinzen von Noer bei einer persönlichen Unterredung zwischen den beiden Männern am 14. widerrufen worden war, so hatte sich die allgemeine Aufregung doch nicht mehr bemeistern lassen. Von Altona, von Neumünster und aus den südholsteinischen Distrikten waren zahlreiche Männer eingetroffen. Nicht wenige Teilnehmer waren bewaffnet,[2]) und man sah bei dieser Gelegenheit deutsche Kokarden in Massen an den Kopfbedeckungen. Die Debatte im Schauspielhause fand unter Teilnahme von Soldaten und Unteroffizieren der Garnison statt, von denen einige der letzteren unter donnerndem Beifall für die deutsche Gesinnung derselben Zeugnis ablegten. Die vom Schauspielhause an die Ständeversammlung abgesandte (auch von etwa 100 Artilleristen mitunterzeichnete) Adresse deckte sich im wesentlichen mit den dort bereits ausgesprochenen Forderungen. Kurz vor Schluß der Verhandlungen im Saale des Gasthofes lief noch ein Telegramm des Regierungspräsidenten Scheel (dessen Entlassung man soeben noch gefordert hatte) aus Schleswig ein, des Inhalts, daß die Erlaubnis zu dieser Versammlung noch nachträglich erteilt werde. Ein allgemeines Hohngelächter erfolgte bei dieser Ironie der zusammentreffenden Umstände. — Am 21.

[1]) Die Altonaer ließ man in Kiel, wenn auch mit verhaltenem Ingrimm, ohne Gewalt anzuwenden, auf den nach Kopenhagen abgehenden Dampfer verladen. Die Absendung der Rendsburger wurde indessen inhibiert.

[2]) Vgl. Otto Fock, Schleswig-holsteinische Erinnerungen, namentlich aus den Jahren 1848—51. Leipzig 1863.

erstattete Lützow, der Kommandant von Rendsburg, Bericht nach Kopenhagen, daß er für nichts mehr einstehen könne, und Scheel hatte schon am 19. berichtet, daß die schleunige Entsendung eines dänischen Truppenkorps zur See und ein Linienschiff vor Kiel unbedingt erforderlich sei.

Die Nachricht von den Vorgängen in Rendsburg und von dem am 22. zu erwartenden Eintreffen der schleswig-holsteinischen Deputation gelangte am Montag, den 20., morgens nach Kopenhagen, wie bei der herrschenden Erregung verständlich, vielleicht auch absichtlich aufgebauscht. Schon um 11 Uhr war der Parolebefehl fertig, daß eine „Defensions-Kommission" zu bilden und daß vor allem Friedrichsort mit 2 Kompagnien des in Kopenhagen garnisonierenden 4. Bataillons zu besetzen sei. Die sofortige Ausführung ist aber wieder aufgeschoben worden. — Die auf den 22. festgesetzte Kasinoversammlung wurde nunmehr noch auf denselben Montag Abend verlegt. Der berüchtigte Orla Lehmann erließ dazu die Einladungen: „Das Vaterland ist in Gefahr! Die Herzogtümer sind im Aufruhr! Jeder wahre Vaterlandsfreund wird aufgefordert, sich am Abend im Kasino einzufinden!" — Vor einer Versammlung von etwa 2000 Menschen trat Orla Lehmann abends auf und berichtete, „daß sich in Rendsburg eine provisorische Regierung gebildet, daß man die Hauptkasse genommen, daß das Bataillon Baudissin übergegangen, daß in der Festung ein Hauptmann erschossen worden sei u. s. w. — — Dem König werde er ins Gesicht sagen, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen sei." Damit mochte er schon Recht haben; im übrigen aber waren Wahrheit und Dichtung, mochte so erzählt oder mochte das Erzählte mit Berechnung umgeformt worden sein, gemischt. Jedenfalls bewies die Petition der an diesem Abend tagenden Kasinoversammlung: der König möge die Nation nicht zur „Selbsthülfe der Verzweiflung treiben," und der fünfte Satz der Adresse: Dänemarks Wohlfahrt fordert, daß der König unverzüglich seinen Thron mit Männern umgiebt, deren Einsicht, Energie und Vaterlandsliebe der Regierung Kraft verleihen und der Nation Vertrauen einflößen können. — unterzeichnet von Namen wie Orla Lehmann, Hvidt, Tscherning, Monrad und anderen Eiderdänen —, deutlich genug, was für Absichten diese Partei gegen Schleswig im Schilde führe. — Am folgenden Tage, am Dienstag, den 21., fand morgens kurz nach 9 Uhr eine Sitzung des Staatsrates statt. Sie endete mit der Auflösung des Gesamtstaatsministeriums, sodaß der König um 12 Uhr mittags, als die von etwa 15000 Menschen begleitete Deputation der Kasinopartei im Schlosse erschien, dies als vollendete Thatsache mitzuteilen imstande war. Die Entlassung seines alten Ministeriums war ihm aber nicht leicht geworden. So gelang es denn den eindringlichen Vorstellungen des Etatsrats Francke, eines Schleswig-Holsteiners, den König wieder umzustimmen. Nachdem die Nacht vom 21./22. unter fortwährenden Beratungen hingegangen war, ließ der König die Männer des alten Ministeriums zugleich mit den Kandidaten der Kasinopartei auf den Vormittag des 22., den Tag der Ankunft der schleswig-holsteinischen Deputierten, zu sich bescheiden. Eine nach Tausenden zählende Menschenlawine begleitete die Kasinomänner, um ihren Forderungen den nötigen Nachdruck zu verleihen. Obwohl wenig gebildet und ausschweifend, besaß der König doch eine gute Portion Gutmütigkeit und Schwäche, und seine Neigung, volkstümlich zu erscheinen, ließen bei ihm häufig die königliche Würde in den Hintergrund treten. Nach erregten Scenen, während welcher der König die Krone niederzulegen, wenn man ihn verließe (— es war namentlich der am Tage vorher entlassene Minister Graf Wilh. v. Moltke gemeint —), und der Magister Monrad die Standarte der Republik erheben zu wollen drohte (das war also mit „Selbsthülfe der Verzweiflung" gemeint), kam noch vor Mittag das neue Ministerium zustande. Graf Moltke trat an die Spitze des Kabinets, Graf Knuth erhielt das Auswärtige,

Digitized by Google

v. Bardenfleth die Justiz, Monrad den Kultus, Kapitän Tscherning den Krieg, Bluhme den Handel; Hvidt und Orla Lehmann wurden Minister ohne Portefeuille. — Die Entscheidung war also gefallen, ehe die schleswig-holsteinische Deputation gehört worden war, und der König hat sie vorher auch nicht hören wollen. Am 22. morgens 8 Uhr gelandet, hatte sie sofort um eine Audienz nachgesucht, war aber erst auf den nächsten Tag beschieden worden. Nachmittags am 22. durchzogen dichte Menschenmassen die Straßen, brachten dem König und den neuen Ministern Lebehochs und hinderten die Abfahrt des regelmäßigen Dampfschiffes nach Kiel, damit keine Nachricht nach dort dränge und man also die Herzogtümer unvorbereitet überfallen könnte. Aus demselben Grunde wurde die Heimreise der Gesandten, nachdem sie am 23. mit dem ablehnenden Bescheide des Königs entlassen worden waren, verzögert, sodaß sie erst am 26. morgens 6 Uhr in Kiel wieder anlangten.

Hier waren die Würfel unterdessen in der Nacht vom 23./24. gefallen. Am 23. blieb das regelmäßige Dampfschiff von Kopenhagen infolge der eben erwähnten gewaltsamen Verhinderung aus. Die Erregung wuchs, jede Stunde fürchtete man die Segel einer dänischen Kriegsflotte am Horizonte auftauchen zu sehen. Um wenigstens so früh wie möglich das Ansegeln einer Flotte zu erfahren, sorgten Privatleute für die Herstellung einer Kette von Feuersignalen von Bülk nach Kiel und Eckernförde, und ebenso von Hindernissen auf der Chaussee von Eckernförde nach Schleswig, die einen schnellen Marsch mindestens etwas aufzuhalten bestimmt waren. Und solche Befürchtungen waren nicht unbegründet. Der neue dänische Kriegsminister Tscherning hat allerdings, wie später verlautete, den Plan gehabt, sofort ein dänisches Truppenkorps nach Kiel oder Eckernförde in See gehen zu lassen. Es war aber unterblieben, weil man bei der in Kopenhagen herrschenden Gärung die Hauptstadt von Truppen nicht zu entblößen gewagt und auch noch Zeit zu haben geglaubt hatte, solange die Deputierten noch in der Stadt weilten.

Als die ersten Nachrichten von den Vorgängen in Kopenhagen auf dem Landwege in Flensburg, Eckernförde und Schleswig anlangten, war für die drei Männer Reventlou, Beseler und Bargum der Augenblick gekommen, den man am 18. in Rendsburg vorgesehen hatte. Für die Einberufung der Stände war es jetzt schon viel zu spät. Sofort nach Empfang eines Privatbriefes vom 21. aus Kopenhagen, dessen Inhalt durch die „Berlingske Tidende" bestätigt wurde, eilte Beseler nach Kiel, wo er am 23. nachmittags eintraf. In Brandts Hotel[1]) nahm er Logis und wurde hier alsbald von dem Privatdozenten und Mitredakteur des „Kieler Korrespondenzblattes," Otto Fock, und einigen andern Mitgliedern der Fortschrittspartei aufgesucht. Nachdem er ihnen seine Nachrichten mitgeteilt hatte, entfernten sich die Herren mit der Überzeugung, daß nun auch nicht einen Augenblick mehr mit der Errichtung einer provisorischen Regierung gezögert werden dürfe. Mit Einbruch der Dunkelheit versammelte sich also die Fortschrittspartei, soweit sie benachrichtigt werden konnte und anwesend war, auf dem Rathause, wo sie den Sitzungssaal okkupierte.

Um 5 Uhr nachmittags besprach Beseler die Sache mit Bargum und einigen anderen, darunter einem Gutsbesitzer Hirschfeld aus Groß-Nordsee. Ein Eilbote an den Grafen Fritz Reventlou wurde abgesandt (der in Kiel studierende Graf Brockdorf-Ahlefeld erbot sich dazu), und ein anderer von Sammer an den Prinzen von Noer. Die Zwischenzeit bis zur Ankunft des Grafen und des Prinzen wurde von Beseler unterdessen nach Kräften ausgenutzt. In der Begleitung Hirschfelds erschien er in der Bürgerversammlung, machte dann dem Obersten Hoegh, dem Komman-

[1]) Vorstadt 5 B (neben den „Reichshallen").

danten der in Kiel garnisonierenden Lauenburger Jäger, seine Aufwartung und ersuchte ihn, den Kieler Bürgern Waffen zu überlassen. Hoegh hatte bereits die Hoffnung aufgegeben, die Jäger bei der Sache Dänemarks zu halten. Als einige dänisch gesinnte Offiziere noch am Nachmittage in ihn drangen, an die Gewalt der Waffen zu appellieren, zeigte er auf die Soldaten, welche Arm in Arm mit den Bürgern, „Schleswig-Holstein" singend, über den Markt zogen, und sagte: „Sehen Sie dort! Ich kann nichts mehr thun." [1]) — Er erteilte Beseler die Antwort, daß er das Kommando bereits niedergelegt und an den Major Sachau übergeben habe. [2]) Dieser begab sich alsdann auf die Hauptwache, setzte die Jäger in plattdeutscher Sprache von den Kopenhagener Vorgängen in Kenntnis und schloß mit den Worten: Nun, Jäger, ihr habt euren freien Willen. Thut, was ihr wollt! Die Jäger rissen als Antwort die verhaßten dänischen Kokarden von den Mützen und traten sie in den Schmutz.

Graf Reventlou.

Die Dunkelheit war unterdessen vollständig hereingebrochen. In den hell erleuchteten Straßen aber wogte eine große Menschenmenge in unsagbarer Aufregung auf und nieder, frohe Hoffnungen und Besorgnis zugleich im Herzen. — Durch das dichte Gedränge wand sich unerkannt im Ziviloberrock der soeben angelangte Prinz Friedrich von Noer nach Bargums Wohnung. [3]) Die von Samwer und dem Herzog Karl von Glücksburg in Kiel abgesandten Boten hatten ihn schon unterwegs getroffen. Noch vor wenigen Tagen, am 19., war er in Kiel gewesen, um sich über das in Rendsburg Vorgefallene zu informieren, und hatte dann gleich nach seiner Rückkehr von Noer aus am 20. einen Brief an den König (den Sohn seiner Schwester) abgesandt und ihm als Statthalter in den Herzogtümern, der er von 1842—46, bis zum Erlaß des offenen Briefes, schon gewesen war, wieder seine Dienste angeboten und den Vorschlag gemacht, Reventlou, Beseler und Bargum

[1]) Vergl. O. Fock. [2]) Hansen, Der 24. März 1848. Schleswig, 1873.
[3]) Dem Hause in der Vorstadt neben den „Reichshallen," an dem sich zur Erinnerung an die Errichtung der provisorischen Regierung eine Gedenktafel befindet.

an dieser Statthalterschaft teilnehmen zu lassen. Eine Antwort auf diesen Brief war bisher nicht erfolgt, sie scheint aber von dem Prinzen doch mit ziemlicher Bestimmtheit erwartet worden zu sein. Am 22. hatte er dann seinen älteren Bruder, den Herzog Christian August von Augustenburg, der zu Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin reisen wollte, wieder nach Kiel begleitet und war hier Zeuge der Scene am Hafen gewesen, wie die Einschiffung von zwölf nach Kopenhagen einberufenen Matrosen durch die Bevölkerung verhindert wurde. Am 23. nachmittags, kurz vor 6 Uhr, hatte er von Eckernförde aus die Nachricht von der Einsetzung des neuen Ministeriums in Kopenhagen erhalten. Sofort hatte er seine Sachen packen lassen und sich zu Wagen nach Kiel aufgemacht, um, wie er seiner Frau noch im Davongehen zurief, zu verhindern, „daß man dort Unfug mache." Kurz vor Kiel hatte er dann den Wagen verlassen und war zu Fuß, um kein Aufsehen zu erregen, in die Wohnung Bargums gegangen. Hier teilte ihm dieser alsbald mit, daß Beseler schon in der Stadt weile, daß an Reventlou ein Eilbote abgesandt sei und daß auf dem Rathause die Fortschrittspartei versammelt säße, um über die zu ergreifenden Maßregeln zu beraten. Der Prinz war als starrer Aristokrat jeder Volksbewegung überhaupt abhold. Als Oheim des Königs, als Bruder des nach dem Tode Friedrich VII. in den Herzogtümern erbberechtigten Herzogs von Augustenburg und, wie er hoffte, selbst als zukünftiger Statthalter (vergl. namentlich des Prinzen Aufzeichnungen S. 54 oben, wo er diese Hoffnung trotz gegenteiliger Behauptung an anderer Stelle doch durchblicken läßt) wollte er mit den auf dem Rathaus Versammelten anfangs überhaupt nichts zu schaffen haben. So ließ er denn den Privatdozenten Dr. Stein, der die bei Bargum versammelten Herren einlud, auf das Rathaus zu kommen, grob an und erklärte, daß er mit ihnen nichts zu thun haben, ja, daß er lieber wieder nach Hause fahren, als mit seinen Konsorten sich einlassen wolle. Stein, der sich freiwillig zu diesem Gange erboten hatte, war für solche Verhand-

Beseler.

lungen durchaus ungeeignet, indem er sehr hitzig und aufbrausend war, wie schon die gegen Samwer im Verlaufe des Abends geschleuderte Beleidigung beweist, und er wird auch dem Prinzen gegenüber, dessen Behandlung bei seiner zuweilen schroffen Art gerade des allerfeinsten Taktes bedurfte, nicht gerade vorsichtig gegenüber getreten sein. Aufs höchste aufgebracht kehrte Stein zurück und berichtete über seinen Empfang. Auf dem Rathause saßen, wie oben erwähnt, seit Einbruch der Dunkelheit eine Anzahl meistens jüngerer Männer der Fortschrittspartei versammelt. Nur wenige Beamte der Stadtverwaltung waren zugegen. Bürgermeister und Magistrat hielten sich bis auf ein Mitglied fern. Von der Universität waren vertreten außer Stein Otto Fock, der Verfasser der Erinnerungen, Dr. Wilhelm Ahlmann, damals Privatdozent für Nationalökonomie, der Prorektor Dr. Weber, ferner der praktische Arzt Dr. Georg Weber, der Advokat Hedde, Karl Samwer, der Rechtsanwalt Wichmann und einige andere weniger bekannte Persönlichkeiten (s. Fock, Erinnerungen). Den Vorsitz führte bei der Abwesenheit Olshausens der Konsul M. T. Schmidt, den man vorher schon zum Obersten der Bürgerwehr auserkoren hatte. „Alles ward, wie Fock berichtet, bei offenen Thüren verhandelt, es war ein beständiges Kommen und Gehen; je mehr der Abend vorrückte, desto mehr sammelte sich im Saal um unseren Tisch eine wachsende Menge von Zuhörern, von denen der eine und der andere gleichfalls an der Debatte teilnahm. Spät erschien auch der Herzog von Glücksburg, doch nur auf einen Augenblick; er schien ganz andere Persönlichkeiten hier erwartet zu haben, und entfernte sich bald wieder."

Nachdem die Fortschrittspartei auf dem Rathause nach der Abweisung durch den Prinzen den Beschluß gefaßt hatte, sich nicht bei Seite schieben zu lassen, begab sich Dr. Ahlmann, welchen Beseler bereits am Nachmittage gesprochen hatte, um eine Verständigung anzubahnen, in Bargums Wohnung. Dr. Ahlmann ließ Beseler allein herausbitten, legte die Sachlage unter vier Augen dar und erhielt von ihm die Versicherung, daß man ohne die Rathauspartei zu hören, nichts Definitives abmachen werde. Beseler wollte dann später persönlich auf das Rathaus kommen. Es wurde aber 10 Uhr, ehe dies geschah. Daß der auf dem Markte harrenden zahlreichen Menge, welche wußte, daß auf dem Rathause die Entscheidung fallen sollte, die Zeit lang wurde, läßt sich denken. Die Rathausversammlung selbst wartete ungeduldig. Endlich erschien Beseler mit der Mitteilung, daß man sich bei Bargum über eine provisorische Regierung, bestehend aus ihm selbst, dem Grafen Reventlou, dem Prinzen und Bargum, geeinigt habe. Um auch einen Vertreter für Nordschleswig zu haben, gedenke man noch den Flensburger Advokaten Bremer (einen sehr geachteten, aber nicht sehr bekannten Mann) hinzuzuziehen. Gegen Bremer hatte man auf dem Rathause nichts einzuwenden. Dagegen wurde Bargum einstimmig verworfen. Auch gegen den Prinzen wurden Stimmen laut, die aber durch die mit aller Bestimmtheit abgegebene Erklärung, daß der Prinz schon wegen seines Einflusses auf die Truppen unentbehrlich sei, zum Schweigen gebracht wurden. Nun wollte man wenigstens Olshausen, Claussen oder Schmidt mit aufgenommen wissen. — In Bargums Wohnung zurückgekehrt erstattete Beseler nunmehr Bericht. Bargum verzichtete, es entspann sich aber doch wieder eine längere Debatte. Endlich einigte man sich, und Reventlou und Beseler begaben sich in Brandts Hotel, um den Wortlaut der zu erlassenden Proklamation aufzusetzen. Der Prinz traf unterdessen die nötigen Vorkehrungen zum Zuge nach Rendsburg. Major Sachau meldete die Stärke des Jägerkorps auf 250 Mann. Diese sowie die ebensoviel zählenden Turner und Studenten wurden unter den Oberbefehl des Hauptmanns Michelsen gestellt, weil er ein großes Vertrauen bei den letzteren schon genoß. Major Sachau sollte als Kommandant in Kiel bleiben. Auf den Rat des Prinzen

legte dann noch am Morgen des 24. der auf dem Kieler Schlosse damals wohnende Prinz Karl von Glücksburg den Oberbefehl über die bisher von ihm befehligte Schwadron des 2. in Kiel garnisonierenden Dragonerregiments nieder und übergab ihn an den Premierlieutenant von Bernstorff. — Die Ordre war, daß Jäger, Studenten und Turner am nächsten Morgen um 7 Uhr mit dem fahrplanmäßigen Zuge nach Rendsburg abgehen sollten.

Mit der inzwischen entworfenen Proklamation begaben sich nachts um 1 Uhr Beseler, Reventlou und der Prinz nach dem Rathause. Der Verlesung derselben folgte anfangs ein kühles Stillschweigen der Enttäuschung, dann erhob sich der Advokat Hebbe und bemängelte namentlich den Ausdruck vom „unfreien Herzog". Würde man sich etwa von dem freien Herzog die Inkorporation Schleswigs gefallen lassen? Man müsse das gute Recht der Herzogtümer zum Ausgangspunkt nehmen! Nachdem noch mehrere Andere, auch Stein, gesprochen hatten, führte Reventlou durch sein taktvolles, aber festes Eingreifen die Sache zum Abschluß. Bei seinen warmen, eindringlichen Worten verstummte jeder Widerspruch. Man fühlte allgemein, daß Einigkeit dem Feinde gegenüber das erste Bedürfnis sei und daß das nationale Empfinden alle ohne Ausnahme jetzt vereine. Die provisorische Regierung trat alsdann vor die Thür des Rathauses, von wo Beseler mit seiner volltönenden Stimme der atemlos harrenden Menge die Proklamation vorlas. Sie hatte den folgenden bekannten Wortlaut:

Mitbürger.

Unser Herzog ist durch eine Volksbewegung in Kopenhagen gezwungen worden, seine bisherigen Ratgeber zu entlassen und eine feindliche Stellung gegen die Herzogtümer einzunehmen.

Der Wille des Landesherrn ist nicht mehr frei und das Land ohne Regierung. — Wir werden es nicht dulden wollen, daß deutsches Land dem Raube der Dänen preisgegeben werde. Große Gefahren erfordern große Entschließungen. Zur Verteidigung der Grenze, zur Aufrechterhaltung der Ordnung bedarf es einer leitenden Behörde.

Folgend der dringenden Notwendigkeit und gestärkt durch das uns bisher bewiesene Zutrauen haben wir, dem ergangenen Rufe folgend, vorläufig die Leitung der Regierung übernommen, welche wir zur Aufrechterhaltung der Rechte des Landes und der Rechte unseres angestammten Herzogs in seinem Namen führen werden.

Wir werden sofort die vereinigte Ständeversammlung berufen und die übernommene Gewalt zurückgeben, sobald der Landesherr wieder frei sein wird oder von der Ständeversammlung andere Personen mit der Leitung der Landesangelegenheiten beauftragt werden.

Wir werden uns mit aller Kraft den Einheits- und Freiheitsbestrebungen Deutschlands anschließen.

Wir fordern alle wohlgesinnten Einwohner des Landes auf sich mit uns zu vereinigen. Laßt uns durch Festigkeit und Ordnung dem deutschen Vaterlande ein würdiges Zeugnis des patriotischen Geistes geben, der die Einwohner Schleswig-Holsteins erfüllt.

Der abwesende Advokat Bremer wird aufgefordert werden, der provisorischen Regierung beizutreten.

Kiel, den 24. März 1848.

Die provisorische Regierung:

Beseler. — Friedrich, Prinz zu Schleswig-Holstein. — F. Reventlou.
M. T. Schmidt.

Ein dreifaches Hurra aus mehreren hundert Kehlen begrüßte die neue Regierung. Militär, Bürgerwehr, Studenten und Turner stellten sich zur Verfügung, und damit war der erste Akt der schleswig-holsteinischen Erhebung vorüber.

Die Mitglieder der neuen Regierung begaben sich nun in Brandts Hotel, um bis morgens 6 Uhr noch die nötigen Briefe, insbesondere an die Behörden, zu schreiben und sonstige Vorkehrungen zu treffen.

Zu den bei Bargum Versammelten hatte auch der schon erwähnte Gutsbesitzer Hirschfeld von Groß-Nordsee gehört. Wie er sich schon im Laufe des Nachmittags Beseler nützlich gemacht, so bot er nun dem Prinzen an, noch in der Nacht nach Rendsburg zu reiten, um den ihm persönlich bekannten Eisenbahndirektor Brackel daselbst, einen patriotisch gesinnten Mann, von dem Handstreich gegen Rendsburg zu benachrichtigen. Der Prinz habe ihm nun — erzählt Hirschfeld in seinen beiden „Kleinen Beiträgen zur Erhebung Schleswig-Holsteins", abgedruckt in Dr. Ludwig Meyns Hauskalender von 1873 — zwei Briefe mitgeben wollen, den einen an den General Lützow, den anderen an den Kommandanten Seyffarth, mit der Aufforderung, ihm die Festung zu übergeben und sich ihm anzuschließen. Die Überbringung dieser Briefe konnte indessen nur dann einen Sinn haben, wenn der Prinz sie in der Eigenschaft als Königlicher Statthalter abgesandt hätte. Das dahin gehende Anerbieten des Prinzen war aber bisher ohne Antwort geblieben, und so wußte er selbstverständlich, auch ohne daß andere ihn erst darauf aufmerksam zu machen brauchten, daß unter den obwaltenden Umständen dieser Schritt die Einnahme Rendsburgs in Frage stellen konnte. Denn sowohl Lützow als Seyffarth waren Dänen. Daß es ihm mit der Absendung dieser Briefe auch nicht Ernst gewesen sein kann, scheinen seine von Hirschfeld selbst citierten Worte zu sagen, die der Prinz Michelsen gegenüber äußerte: Hirschfeld wollte selber nach Rendsburg reiten, wollte aber die Briefe nicht mithaben. Der Prinz hätte sich doch ohne Mühe einen anderen Boten verschaffen können, wenn er es gewollt. Auf Hirschfeld war er doch nicht angewiesen. Hätte er es gethan, so mußte er aber entweder ganz borniert oder ein Verräter sein. Daß er beides nicht war, steht aber über jeden Zweifel erhaben. Es könnte ja aber in den beiden Briefen, wenn anders sie überhaupt schon geschrieben waren, eine kleine Kriegslist enthalten gewesen sein, sie konnten vielleicht das, was der Prinz immer noch erwartete, die Zustimmung des Königs zu des Prinzen Statthalterschaft, als Faktum hinzustellen. — Hirschfeld ritt nunmehr ohne die Briefe nach Rendsburg, erreichte die Stadt noch vor Morgengrauen und klopfte seinen Freund Brackel aus dem Bett. Dieser sorgte dann dafür, daß der um 10 Uhr eintreffende Zug von Kiel ungehindert bis in die Festungswerke fahren konnte. Außerdem benachrichtigte er den deutsch gesinnten Bataillonskommandeur Grafen von Baudissin und die Rendsburger Bürgerwehr. Nach Beendigung seiner Mission begab sich Hirschfeld dann mit dem Frühzuge nach Neumünster, um hier den Kielern Bericht zu erstatten. In Neumünster traf er bereits den Advokoten Koch nebst 60 mit Knitteln bewaffneten Segeberger Bürgern. Dieselben hatten sich auf ein etwas verfrühtes Gerücht aus Kiel noch in der Nacht aufgemacht, um an dem Zuge gegen Rendsburg teilzunehmen.

Als in Kiel der Morgen des 24. März zu dämmern begann, läuteten von den Türmen die Glocken, und die Bevölkerung strömte nach dem Marktplatze. „Die um 6 Uhr aufgehende Sonne," erzählt Friedrich von Noer, „beschien die dort versammelte Garnison, die bewaffneten Bürger, Studenten und Turner und den gänzlich mit Menschen gefüllten Platz." Es herrschte trotzdem eine so feierliche Stille, daß man von einem nahen Fenster das Zwitschern eines Kanarienvogels deutlich vernehmen konnte. „Beseler verlas vom Rathause herab die Proklamation,

die von einem dem Vaterlande geltenden Hoch aus aller Munde begrüßt wurde. Es tönte dies nicht als ein gellendes, rohes Geschrei von Unruhestiftern oder eines befriedigten Haufens, der sich über das abgeworfene Joch, das ihn bedrückte, entzückt fühlt, nein, es lag in der ganzen Scene ein Ausdruck des Ernstes, der Ruhe und der Entschlossenheit, daß jeder Unbeteiligte fühlen mußte, hier herrsche nicht Übereilung vor, sondern der Entschluß, in aller Ordnung seine Rechte gegen äußere Angriffe zu schützen." — Bis zur Abfahrt des Zuges nach Rendsburg war es jetzt nur noch eine Stunde. Die Jäger und 50 Kieler Freiwillige wurden direkt vom Markte nach dem Bahnhof dirigiert, die Turner und Studenten erhielten Anweisung sich vorher mit Munition zu versehen, was durch ein Versehen in der Nacht unterblieben war. Bei dieser Verteilung verstrich die Zeit, so daß das Korps um 7 Uhr auf dem Bahnhof nicht zur Stelle war zum Leidwesen des Prinzen, der auf diesen „verwegensten Teil seiner kleinen Schar ungern verzichtete." Bahnson erzählt übrigens, daß von vielen Gewehren noch die Schlösser abgeschroben gewesen wären. — Die Mitglieder der neuen Regierung gingen unterdessen nach Brandts Hotel zurück. Der Prinz, welcher als Oberkommandierender die Führung des Zuges nach Rendsburg übernommen hatte, bat unterwegs Reventlou, sich an der Expedition zu beteiligen, damit es nicht so aussehe, als ob er (der Prinz) allein alles eingefädelt habe. Da nun Reventlou verhindert war, erbot sich Beseler ohne Bedenken. Als die beiden, nebst dem Ingenieurhauptmann Lesser, den der Prinz gebeten hatte, den Adjutantendienst zu übernehmen, auf dem Bahnhofe anlangten, waren die 250 Jäger und die 50 Kieler Freiwilligen schon eingestiegen, Turner und Studenten waren noch nicht da. Während man noch wartete, lief plötzlich ein Dampfschiff um die Hafenecke und legte an der Brücke an. Da gab der Prinz, in der augenblicklichen Überlegung, daß das Dampfschiff von Kopenhagen vermittelnde und hindernde Vorschläge bringen könnte, dem neben dem Coupé stehenden Eisenbahndirektor Dietz einen Wink, das Zeichen der Abfahrt ertönte, und unter brausendem Hurrah und den Segenswünschen der auf dem Bahnsteig stehenden Menge verließ der Zug die Halle und eilte dem jungen Tage entgegen, welcher der Zukunft Schleswig-Holsteins so freundlich zu winken schien. Während die Kieler Bürgerwehr vom Hafenbollwerk, wohin sie der Generalmarsch bei der Annäherung des bekanntlich harmlosen Dampfschiffes Christian VIII. gerufen hatte, wieder nach Hause zog, erreichte der Zug Neumünster. Hier erhielt man Verstärkung durch die schon erwähnten 60 Segeberger und hörte durch Hirschfeld, daß in Rendsburg Eisenbahndirektor und Bürgerwehr instruiert seien. Dem sich ihm hier noch anschließenden Sohne des Generals Krohn erteilte der Prinz den Auftrag, sofort nach dem Aussteigen in Rendsburg zum Küster der Garnisonkirche zu eilen und die Glocken läuten zu lassen, damit die Soldaten, in der Meinung, es sei Feuer ausgebrochen, ihre Baracken unbewaffnet verließen und so dem Einflusse der Dänischen Offiziere entzogen würden. (vgl. die Aufzeichnungen des Prinzen von Noer — Zürich 1861 — auf denen auch die folgende Schilderung beruht.) Die Jäger erhielten außerdem Befehl, die Gewehre zu laden, aber die Zündhütchen noch nicht aufzusetzen, auch keine Tschakos aus den Fenstern blicken zu lassen, damit keine Aufmerksamkeit erregt werde. Ja, der Zug sollte nicht einmal pfeifen, wenn er in Rendsburg einliefe.

Um 10 Uhr fuhr der Zug geräuschlos in die Festung hinein. Nichts regte sich auf den Wällen, doch soll, wie erzählt wird, im selben Augenblick die Signalflagge gehißt worden sein. Die Jäger traten an, setzten die Zündhütchen auf und marschierten, 2 Kompagnien unter Michelsens Führung nach der Hauptwache am Paradeplatz, eine dritte bei den Baracken herum, um die Garnison nach eben diesem Platze zu locken, die 4. nebst den Bürgern unter Führung des Prinzen

folgte in einiger Entfernung, um einer etwa aus der Altstadt kommenden Truppe den Weg zu verlegen. Beim Aussteigen, — erzählt der Prinz von Noer, — wies Beseler scherzend auf seinen Regenschirm als seine einzige Waffe, worauf der Prinz ebenfalls lachend erwiderte: „Gehen Sie nur immer mir zur Seite, und treffen wir auf Widerstand, so spannen Sie den Parapluie auf, damit Sie nicht sehen, daß man auf Sie schießt."

Als die vierte Jägerkompagnie in die große Allee einbog, läuteten bereits, von Krohn in Bewegung gesetzt, alle Glocken, und alsbald sah man den Kommandanten Seyffarth in aller Eile nach dem Paradeplatze sich begeben, um dem General von Lützow über das vermutete Feuer Meldung zu machen. Der Prinz ging auf ihn zu, verwickelte ihn in ein Gespräch und hielt ihn solange fest, bis er sah, daß die Hauptwache unterdessen umstellt war. Dann wies er auf diesen Vorgang hin und sagte, nun möge er zum General gehen und ihm mitteilen, daß jetzt er (der Prinz) in Rendsburg kommandiere. Zur Hauptwache hinübergehend wiederholte der Prinz dann die schon von dem Lieutnant Lützow an den wachhabenden Offizier ergangene Aufforderung, die Mannschaft abtreten zu lassen. Das geschah denn auch. Die Erscheinung des Prinzen, des ehemaligen Statthalters, in voller Uniform wirkte offenbar verblüffend. — Der Paradeplatz begann sich jetzt mit den Rendsburger Bürgergardisten und in Drillichjacken herbeieilenden Soldaten zu füllen. An einen Widerstand war unter diesen Umständen, zumal bei der Gesinnung der Garnison, kaum zu denken. So kam denn Seyffarth im Auftrage Lützows zum Prinzen zurück und meldete dessen Vorschlag, daß er die Garnison antreten lassen wollte, damit sie sich selbst für den Übertritt oder ihr Bleiben unter dänischer Fahne entscheiden könne. Der Prinz nahm den Vorschlag an und begab sich nunmehr persönlich zu Lützow, um das Weitere zu verabreden. Man einigte sich, daß die 3 Bataillone (das 14., 15. und 16.) drei Seiten eines großen Karrees auf dem Paradeplatze bilden und die Kieler Jäger nebst den Bürgerwehren die 4. einnehmen sollten. Der Generalmarsch war unterdessen schon geschlagen und die Aufstellung wurde in kurzer Zeit genommen. Während Lützow die dänischen Offiziere vor die Front rief und hier fast eine halbe Stunde mit ihnen redete, stand der Prinz mit übergeschlagenen Armen ganz allein mitten im Karree. Er erzählte, man habe es den dänischen Offizieren in Kopenhagen später zum Vorwurf gemacht, daß sie ihn nicht zusammengehauen oder niedergeschossen hätten, und diese hätten sich damit entschuldigt, daß er ihnen zu imponierend ausgesehen habe. Und in der That hat wohl die königliche Gestalt des Prinzen im Verein mit seinem ehemaligen Amte und seiner Stellung zum dänischen Herrscherhause auf die Anwesenden geradezu einen lähmenden Eindruck ausgeübt. Außerdem mußte aber ein Offizier, der Hand an ihn zu legen Lust gehabt hätte, sich sagen, daß er im nächsten Augenblick wohl selbst massakriert worden wäre.

Als die Unterhandlung der Offiziere kein Ende nehmen zu sollen schien, trat der Prinz kurz entschlossen an Lützow heran und sagte, er möge ihm das Wort an die Truppen erteilen. Mit Lützows Einwilligung wandte er sich dann an das ganze Karree mit folgenden Worten: „Soldaten! Es hat sich in Kopenhagen ein Volkshaufe gegen das Schloß gewendet und den König gezwungen, sein bisheriges Ministerium zu entlassen und statt dessen ein neues aus den Leuten zu wählen, welche sich seit einiger Zeit so entschieden gegen die Rechte der Herzogtümer erklärt haben. Diese Nachricht hat mich und mehrere vaterländisch gesinnte Männer bewogen, eine provisorische Regierung zu bilden, deren Aufgabe es ist, im Namen unseres jetzt nicht freien Landesherrn die Regierung zu führen, bis dieser die Rechte des Landes sichergestellt haben wird. Meine Frage ist daher an Euch, ob Ihr mit mir für diese Rechte Euch erklären oder ob Ihr nach Norden ziehen wollt. Wer

dies letztere will, der trete vor!" — Kein Mann rührte sich. Der Prinz machte dem General v. Lützow sein Kompliment und sagte: „Herr General, Sie sehen, die Mannschaft stimmt mir bei." Dann wandte sich Lützow zu den noch immer beisammenstehenden Offizieren und sagte: „Meine Herren, jeder handle nach seiner Überzeugung, ich reiche meine Entlassung ein." Damit verließ er samt den dänischen Offizieren den Platz, die in Schleswig-Holstein geborenen Offiziere traten wieder ein, und der Prinz beschied die Garnison für den Nachmittag um 4 Uhr wieder auf den Paradeplatz, damit die neue Verteilung der Kompagnien unter die übrig gebliebenen Offiziere vorgenommen würde.

Prinz Friedrich von Noer.[1])

Während der Prinz über den Platz nach der Hauptwache zurückschritt, stellten sich ihm Offiziere und Artilleristen der ehemaligen, 1842 aufgelösten Rendsburger Bürgerartillerie vor. Als er nun ihr Korps zur Sicherung der Festung für wiedererrichtet erklärte, hätte ihn die jubelnde Bevölkerung vor Dankbarkeit fast erdrückt. Er aber rief auf plattdeutsch: „Kinder! Kinder! laßt uns das Jubeln nur aussetzen, bis wir die Katze im Sack haben, wovon wir bis jetzt noch weit entfernt sind."

Um 11 Uhr war alles vorüber, und man wünschte sich allseitig Glück zum neuen Vaterlande. Am Nachmittage langten zuerst die Kieler Turner und Studenten strammen Schrittes vom Bahnhof her an, und um 4 Uhr folgte noch eine Abteilung des 17. Bataillons aus Glückstadt. Es waren bekanntlich auch die übrigen Garnisonen des Landes übergetreten, teils erfolgte ihr Übertritt an den folgenden Tagen. Den Beschluß des 24. März bildete der Einzug des Schleswiger Dragoner-Regiments unter dem Rittmeister v. Fürsen-Bachmann abends um $10^1/_2$ Uhr; unter Fackelschein und den Klängen des Schleswig-Holstein-Liedes ritten die Dragoner mit einer schwarz-rot-goldenen Fahne durch die Straßen, umbraust von einem wahren Sturm der Begeisterung. — Das Volk hatte sich entschieden. Nun sollte es sich zeigen, ob dem mutigen Entschluß die Kraft des Könnens entspreche. Und das hat Schleswig-Holstein namentlich in den Jahren 1849 und 1850 bewiesen.

Kleinigkeiten von der Eroberung Rendsburgs.

Dem freundlichen Leser ist Rentner Jürgen Rohwer, jetzt in Hamburg (früher Hufner Rohwer jun.-Holtdorf), bereits in der „Heimat" entgegengetreten. 1846 war er an der allgemeinen Landesversammlung beteiligt (vergl. „Heimat" 1896,

[1]) Die Bilder von Reventlou und Beseler stammen aus dem Werke „Schleswig-Holstein meerumschlungen"; wir verdanken sie der Verlagsbuchhandlung von Lipsius & Tischer in Kiel. Das Bild des Prinzen von Noer ist uns von Herrn Buchhändler Eckardt zur Verfügung gestellt worden. Ld.

S. 251 f.), 1848 organisierte er die berittene Ehrengarde für den Ausflug der Land- und Forstwirte durch das Amt Rendsburg (vergl. „Heimat" 1897, S. 213 f.). Was in den folgenden Jahren die Herzen der Schleswig-Holsteiner bewegte, erfüllte auch sein Leben. Es wird deshalb ein Abschnitt aus seinem (freilich nicht unmittelbar in der Kampfeszeit, aber doch schon vor 1855 begonnenen) Tagebuche in den Tagen der Landesfeier gerne gelesen werden, worin er als Augenzeuge etwas von den ersten Tagen der Erhebung erzählt. Es heißt in dem Tagebuch: „Von der Bewegung des Jahres 1848 wurde ich aufs höchste ergriffen. Ich glaubte mit vielen andern, daß jetzt die Zeit der Volksfreiheit gekommen und kein Rückfall wieder möglich sei. Ich hatte am 23. März von einem Freunde, dem Dr. Ahlmann, einen Boten von Kiel bekommen, daß ich mich des Abends in Kiel einfinden möchte; Näheres war in dem Briefe nicht angegeben. Ich sollte den folgenden Tag in Angelegenheiten meines Vaters nach Rendsburg, ahnte auch nicht, was in der Nacht in Kiel vorfallen würde. Ich ging nach der neuen Brücke, und da begegnete mir mein Jugend- und Schulfreund, der Hauptmann Wilhelm Gönner, mit seiner Abteilung Kieler oder sog. Lauenburger Jäger. Er nahm mich am Arm und ließ mich erst los, als wir auf der Hauptwache eingingen, und erzählte von dem, was in der Nacht in Kiel vorgefallen, daß dort eine provisorische Regierung gebildet und die Überrumpelung der Festung Rendsburg beschlossen sei. Jetzt erst sah ich die Gefahr ein, daß ich mit dem Hauptmann Gönner unberufen hierher gekommen war, im Fall die vielen anwesenden dänischen Offiziere von ihren Waffenrechten Gebrauch gemacht und den kleinen Haufen der Ankömmlinge angegriffen hätten. Als ich einen Augenblick dort gestanden, wurde der Prinz mich gewahr, mit dem ich früher mehrfach in Holzgeschäften in Berührung gekommen war. Er rief: „Rohwer, schaffen Sie augenblicklich die Amt-Rendsburger Bauern mit ihren Pferden zur Stadt, damit wir die Kanonen auf die Wälle bekommen." Dieser Zuruf charakterisiert recht die wilde Aufregung damaliger Zeit. Ich dachte garnicht weiter über den dummen Auftrag nach, sondern sann nur darauf, wie ich ihn am besten ausführen und mich der nunmehr obersten Macht des Landes gefällig erweisen konnte. Schnell lief ich zum Amtmann und sagte ihm, er habe jetzt die Wahl, seinen Posten zu behalten und der neuen provisorischen Regierung seine Dienste anzubieten oder mit den Dänen abzuziehen. Zu Anfang war er ungläubig, erschrocken, und hatte ganz den Kopf verloren, bis er die Ordres an die Kommünen zur Herbeischaffung von Mannschaften und Pferden nach dem Auftrage des Prinzen ausfertigte und an die Kirchspielvogteien versandte. Als die Leute am Nachmittag kamen, konnten sie natürlich, nachdem ich bei reiferem Nachdenken dem Prinzen seine Übereilung und unsinnige Anordnung verständlich gemacht hatte, wieder abziehen, aber vielleicht diesem lächerlichen Umstande hatte der Amtmann sein Verbleiben im Amte zu verdanken, weil die provisorische Regierung ihn, den die Schleswig-Holsteiner mit aufs Korn genommen hatten, als einen sehr zuvorkommenden, dienstgefügigen Beamten von nun an in Schutz nahm, der sich zu allererst ihr zur Disposition gestellt hatte. Hundert andere tolle Geschichten passierten mehr in diesen Tagen, die in der allgemeinen Aufregung begründet waren und worüber man später bei kaltem Blute gelacht hat. Eine zweite wilde Anordnung des Prinzen war, daß allen Bauern Waffen ausgeliefert wurden und eine vollständige Volksbewaffnung eingeführt werden sollte. Er gab dadurch so viele Gewehre und Säbel weg, daß bei dem Ausbruch des Krieges garnicht genug waren und schon gleich die eben ausgeliehenen teilweise wieder eingezogen werden mußten!" St.

Zur 50. Gedenkfeier der Erhebung.

Zur 50. Gedenkfeier der Erhebung Schleswig-Holsteins wird das Thaulow-Museum in Kiel eine Ausstellung veranstalten, um mit den Mitteln, die einem Museum zur Verfügung stehen, zu der Verherrlichung der Feier beizutragen. Beabsichtigt wird eine Ausstellung von zeitgenössischen Illustrationen zu den kriegerischen und politischen Ereignissen der Jahre 1848—50, die auf die Erhebung Bezug haben. Porträts sollen nicht zur Ausstellung gelangen, da die historische Landeshalle für Schleswig-Holstein bereits seit 2 Jahren eine hervorragende Sammlung derselben zu dauernder Benutzung des Publikums ausgestellt hat und seine Bestände zur Gedenkfeier noch durch geliehene Blätter vervollständigen will. Die Ausstellung des Thaulow-Museums wird sich also auf Flugblätter, Darstellungen der Schlachten, Gefechte und sonstigen Kriegsereignisse, Armeebilder, Karikaturen und vielleicht auf Gedenkmünzen erstrecken; sie wird also in erster Linie eine Geschichte der Erhebung in Bildern bieten. Aber zugleich will sie mehr sein als ein historisches Bilderbuch. Seit die Kunst erfunden wurde, Bilder zu drucken und in Tausenden von Blättern zu verbreiten, hat das Bild gedient als Mittel politischer Propaganda. Es ist eine alte Wahrheit, daß eine drastische Darstellung, eine gelungene Zeichnung mehr wirkt als 10 Leitartikel. Unmittelbarer, packender als die Schrift, wirkt das politische Tendenzbild, die politische Karikatur, und mit der Freude an der gelungenen Darstellung finden Ideen Zugang, die sonst nur Widerspruch oder Zweifel gefunden hätten. So sind auch die Kriegsjahre 1848—50 reich gewesen an bildlichen Darstellungen, die nicht Illustrationen der Zeitgeschichte sind, sondern selbst Kombattanten, Kampfmittel wie Flugschriften, Leitartikel und Programme. Was wir aus ihnen lernen, sind nicht sowohl die Ereignisse, als die Stimmung, die Schleswig-Holstein beseelte, der dauernde Grundton nationaler Begeisterung und das Auf und Ab von Zorn und Hoffnung, Verstimmung und freudiger Erregung. Sie führen uns in die Einzelheiten der Bewegung, machen uns mit dem Fühlen der Zeit vertraut und zeigen uns den Reflex der Ereignisse in den Gemütern des Volkes. Sie sind historische Dokumente, die bei unserer Gedenkfeier nicht unbeachtet bleiben dürfen.

Die Ausstellung des Museums soll sich nicht auf die deutscherseits erschienenen Darstellungen beschränken, sondern auch die von den Gegnern herausgegebenen Kriegsbilder und fliegenden Blätter umfassen. Mit dem Grundsatz audiatur et altera pars hat dieser Plan nichts zu thun. Aber um die Erbitterung in Schleswig-Holstein richtig zu verstehen, muß man den Gegner kennen und seine Waffen; und dem Zweck der Ausstellung, durch Einzelheiten das Verständnis des Ganzen zu fördern, dienen die dänischen Blätter so gut wie die unsern.

An alle Leser der „Heimat" aber richten wir die Bitte, zum Gelingen des Planes zu helfen und zu sorgen, daß wirklich alle im Lande vorhandenen Bilder vereinigt werden können. Sehr erwünscht wäre es, wenn diejenigen, welche Bilder nachweisen oder leihen können, vorher auf einer Postkarte den Titel und kurzen Inhalt angeben wollten, damit die Verwaltung des Museums mitteilen kann, ob das betreffende Blatt etwa schon in der Sammlung des Museums vorhanden ist. Die Ausstellung soll Ende März eröffnet werden und 3—4 Wochen dauern. Nach Schluß derselben werden die geliehenen Bilder den Eigentümern sofort wieder zugestellt werden.

Kiel. Dr. Georg Haupt.

Zwei wertvolle Bereicherungen der schleswig-holsteinischen Litteratur.

Von Oberlehrer H. Krumm in Kiel.

I.

In dem Schlußworte meiner Abhandlung über die einheimischen Dichter und Schriftsteller in „Schleswig-Holstein meerumschlungen" sagte ich unter anderem, daß sie „aus dem mütterlichen Boden stets ihre beste Kraft gesogen hätten, daß es das Autochthonische unserer Poesie sei, das ihre gesunde Entwicklung gefördert habe." Wohl mag es manchem Verzagten öfters so erschienen sein, als ob der unaufhaltbare Prozeß, der unser Land dem großen Vaterlande angliederte, zuviel seines eigenartigen Lebens rasch und gewaltsam vernichtet habe. Ich glaube dagegen, man sollte die Thatsache mit freudiger Genugthuung anerkennen, daß, nach Überwindung des kurzsichtigen politischen Partikularismus, die Stammeszusammengehörigkeit, trotz der Befehdung und Zerklüftung der Parteien und Gesellschaftsklassen, allen Landsleuten immer mehr zum Bewußtsein gekommen ist. Man hat einsehen gelernt, daß es patriotisch und der Gesamtheit förderlich ist, den nivellierenden Einflüssen der Zeitverhältnisse kräftigen Widerstand zu leisten, die Sprache und Sitte des Volkes mit Zähigkeit zu verteidigen. Vor allem können Litteratur und Kunst nur dann gedeihen, wenn sie fest im heimatlichen Boden wurzeln, sie haben sich vor nichts so sehr zu hüten wie vor der Verflachung, die sofort eintritt, wenn sie ihre provinzielle Selbständigkeit verlieren und sich der in den großen Metropolen tonangebenden Mode unterwerfen.

Wer diese Überzeugungen teilt, wird mit aufrichtiger Freude zwei soeben erschienene Werke schleswig-holsteinischer Dichter begrüßen, die aus echtem Heimatsgefühl geboren sind: „Die Wohnung des Glücks" von Timm Kröger und den Roman von Adolf Bartels „Die Dithmarscher."[1]) Da die „Heimat" mit Energie und Erfolg auf allen Gebieten für die Erhaltung und Pflege unserer Eigenart eintritt, möchte ich nicht unterlassen, auf beide gerade an dieser Stelle hinzuweisen. Sie sind grundverschieden in Thema und Behandlung, mehr noch in der Tonart, aber aus beiden spricht vernehmlich die innige Liebe zu unserer Landschaft und unserem Volksschlag.

Am unmittelbarsten empfangen wir diesen Eindruck aus dem Buche Timm Krögers, das man am besten als einen Lobgesang auf die Heimat, die altvertraute Stätte der fernen Jugendfreuden, bezeichnen kann. Sie ist die „Wohnung des Glücks," nach der die unwiderstehliche Sehnsucht den Dichter hinaustreibt aus der kläglichen Einförmigkeit des Berufes, dem unruhigen Hasten des städtischen Lebens. Dem Fremden sagt sie nichts, diese Landschaft um die Gieselau, die uralte Grenzscheide zwischen dem Holstenlande und Dithmarschen, mit ihren weiten Mooren, braunen Heiden, dem fern in bläulichem Duft verschwimmenden Wälderkranze. Namentlich wenn er vom Dampfschiffe, zwischen den grauen Mauern, welche die Spritzbagger aufgeworfen haben, die von dem Kaiser Wilhelm-Kanal in langweiliger Geradlinigkeit durchschnittene Gegend zum ersten Mal erblickt, wird er von dem Gefühl der Öde erdrückt werden. Kein Wunder, denn er hört nicht die Klagen

[1]) „Die Wohnung des Glücks" von Timm Kröger. Schuster und Loeffler, Berlin 1897. „Die Dithmarscher." Historischer Roman in 4 Büchern von Adolf Bartels. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer, 1898.

der alten Eider, die um den poetischen Zauber ihrer Ufer betrogen worden, nicht das Zwiegespräch zwischen ihr und dem Flutengotte des jungen Kanals. Ihm wird das Herz aber auch nicht aufgehen, wenn er tiefer in die Einsamkeit, die keusche, unberührte Natur eindringt. Wie ganz anders aber wirkt dieselbe Landschaft auf den, der sich der Führung des Dichters anvertraut und sein „Jungsparadis" mit seinen Augen sieht! Hat er mit ihm eine Stunde in der verfallenen Moorhütte verträumt, so ist er in seinem Bann, bis auch ihm diese Natur das Geheimnis ihrer weltabgeschiedenen Schönheit offenbart hat. Er wundert sich nicht mehr über die Begeisterung, die den Dichter ergreift, wenn plötzlich auf heimatlicher Feldmark die Kuhherde vor ihm auftaucht. Auch ihn packt süße, stimmungsvolle Wehmut, wenn dem Heimkehrenden aus den Gesichtszügen des Hirtenmädchens, das mit einem vertrockneten Erbsenbusch die entsetzt auseinanderprallenden Tiere vorwärtstreibt, die längst vergessene Geliebte aus den Tagen der Kindheit entgegenlächelt. Andächtig folgen wir ihm zur großen Buche, in deren dicke Rinde er einst seinen und ihren Namen tief einkerbte, unter deren Schatten der alte Kuhknecht Johann köstliche Märchen zu erzählen pflegte. Bald ist auch das Dorf erreicht, langgestreckt und weitläufig, bald das Vaterhaus, vor dessen Thür zwei Riesenbäume Wache halten und den Ankömmling rauschend und nickend begrüßen. Aus dem Grunde des Herzens bricht dann das Lob der Heimat hervor, der tiefversteckten Dörfer mit ihren aus Baumgruppen hervorlugenden Gehöften, der selbstherrlichen freien Bauern, die ihren Nacken nie unter das Joch der Hörigkeit gebeugt haben, die „mit herzerfrischender Dreistigkeit, mit gesundem Mißtrauen auch die feinste Kalesche der Allerfeinsten anäugen und sich wahrlich für nichts Geringeres halten als der unbekannte Geheime, Hochwohlgeborene, der, von dem Hofhund verfolgt, gelangweilt vorüberrollt."

Wonnige Tage stillen Glückes und wehmütig-süßer Erinnerung verleben wir mit dem Dichter auf dem engumfriedeten Hofe. Auch der Mann klettert, freilich auf weniger halsbrecherischem Wege als einst der Knabe, zur Scheunenfirst empor, um den weiten Rundblick über Weideland, Heide und Wald zu genießen, „schöner fast als vom Rigi." Dann streifen wir mit ihm hinab zur Moorkoppel, über deren schlammigen Tiefen die Rohrkeulen, „Kattkühlen," in trügerischer Schönheit sich wiegen. Hier hat der Knabe einst, an den steilen Wänden einer Mergelkuhle hinabgleitend, in wenigen kurzen Augenblicken, die ihm wie eine Ewigkeit däuchten, die unsäglichste Todesangst durchgekostet, bis ihm das Blut in den Adern stockte und die Besinnung schwand bei dem Anblick der gefürchteten Moorfrau, die ihn hinabziehen wollte in ihr feuchtes Reich. An anderen Tagen wandelt er noch einmal die alten Pfade durch die bunte Herbstespracht des Waldes, bis seine Seele wieder von dem süßen Kindergrauen erfüllt wird, dort, wo die Baumriesen sich immer dichter zusammenschließen, im tiefsten Innern des meilenlangen dunklen Forstes, im „Waldgebirge," wo der sonst flache Boden Wellen wirft. Lebendig tritt es ihm wieder vor die Seele, wie er hier einst mit zwei Gespielen von der Dunkelheit überrascht worden, wie ein ausgegrabener Fuchsbau sie in der lauen Sommernacht beherbergt habe, bis beim ersten Lichtschimmer von der gegenüberliegenden Hügelwand ein langer Zug sich herabbewegte, „kleine, fußhohe Erdgeister in großen, possierlichen Zipfelmützen." Und weiter gen Westen lenkt er zuletzt seine Schritte, in das ferne Wald- und Heideland am Horizonte, das man dem Knaben, wenn er, hinter den Kissen des väterlichen Staatswagens auf einem Strohsack sitzend, dort mit wachsendem Staunen eindrang, als „Dithmarschen" bezeichnet hatte. Schon damals hatte er eingesehen, daß das schmale Bett der Gieselau in mancher Beziehung auch in unseren Tagen noch eine recht scharfe ethnographische Grenzscheide bildet. Jetzt lockt ihn geheimnisvoll ein Häuschen,

Digitized by Google

das er vom Dache des väterlichen Gehöftes aus in weiter Ferne einsam liegen sah, zu neuen Entdeckungsfahrten.

„Ein Kreuzbau war's und strohgedeckt,
So lag's auf roter Heide."

Durch die grausige Wildnis des Reitmoors nähert er sich seinem Ziele, tagelang durchstreift er die Gegend, bis ihm die Geschichte des Häuschens und seiner Insassen vertraut geworden ist und er mit der Erzählung: „Das Glück auf der Offensether Heide" in der Rocktasche heimkehrt.

Diese Erzählung ist die denkbar einfachste. Der alte Peter Nissen „von der Kuhle," der in der vielgenannten Heidekate in Frieden und Glück lebt, setzt beides in gutmütiger Leichtgläubigkeit aufs Spiel, weil er dem renommistischen Johann Großmacht (Grotmaack) vertraut, der ihn durch allerhand trügerische Vorspiegelungen dahin bringt, sich für ihn mit einer größeren Summe zu verbürgen. Bald werden ihm die Augen geöffnet, er sieht ein, daß jener ihn in das Verderben nachreißen wird. Er trägt die Last seiner Schuld um so schwerer, als seine Frau, die ihn vergeblich vor dem schustigen Freunde gewarnt hat, sich schweigend von ihm abwendet. Mit jedem neuen Tage steigen jetzt Sorgen, selbst verbrecherische Bilder und Pläne vor seiner gequälten Seele auf. Schließlich wird Johann Großmacht zum Brandstifter, in der Kate hat aber schon vorher das „Glück" aufs neue seine „Wohnung" aufgeschlagen, da Mann und Frau sich in Liebe und Treue wieder zur Seite stehen, nachdem die energische Dörten dem Störenfriede mit rücksichtsloser Verachtung die Wahrheit gesagt hat. Es handelt sich hier, wie ebenfalls in der an einer früheren Stelle eingeschobenen Erzählung „Dreschermelodieen," keineswegs in erster Linie um die Darstellung eines Menschenschicksals, an dem der Leser tieferes Interesse nehmen könnte, noch weniger um die Schürzung und Lösung eines Konflikts, auch nicht um die Vorführung scharf umrissener Charaktere. Wohl weiß der Dichter mit großer Kunst uns heimisch zu machen in der engen Welt, die sich vor uns aufthut. Der alternde, aber noch kräftige Peter Nissen, auf dem Acker, den Saatsack um die Schulter, oder im Hause, die Holzpantoffeln auf die Breitseite seines Beilegeofens stemmend, und viele andere Bilder, liebevoll und mit fast niederländischer Gegenständlichkeit entworfen, haften in unserem Gedächtnisse. Das eigentlich Epische dagegen tritt sehr zurück. Bisweilen fällt auch, nach meinem Urteile, eine gewisse Manieriertheit des Vortrags unangenehm auf. Man hat die Empfindung, als ob der Verfasser sich nicht ganz frei fühle, sobald er Situationen darzustellen oder den Faden der Erzählung weiter zu spinnen hat. Er jubelt auf, wenn er wieder einen vollen lyrischen Klang anschlagen kann. Was er als Lyriker in Prosa leistet, ist aber des höchsten Lobes wert. Bereits in seinen früheren Büchern, in der Novellensammlung: „Eine stille Welt" und in dem „Schulmeister von Handewitt," hatte er bewiesen, daß er wie sein Vorbild und Meister Storm den tiefsten Zauber der heimatlichen Landschaft zu bannen und aufzufangen versteht, doch will ich ehrlich gestehen, daß ich ihm eine solche Kraft der Stimmung, eine solche Schärfe der Zeichnung, wie er sie in diesem schönen Werke offenbart, nicht zugetraut hätte. Auch ihm ist es gelungen, was Storm so oft meisterhaft verstand, am schönsten vielleicht in einem so duftigen und unendlich tiefen Gedicht wie „Abseits": die schweigende Natur zu beseelen, sie gewissermaßen aus dem verzauberten Schlafe zu erlösen. Vor allem bewundernswert ist, wie derselbe Ton, die Liebe zur Heimatscholle, so vielfach variiert wird, ohne auch nur jemals etwas an Kraft und Innigkeit einzubüßen. Und noch in einem anderen Punkte ringt Kröger mit dem älteren Dichter um die Palme, in der meisterhaften Personifizierung phantastischer Gestalten; seine Moorfrau, sein Waldpan, seine alte Eider stehen nicht hinter Storms „Regentrude" zurück. Gewiß ist der Verfasser der

„Wohnung des Glücks“ nicht den großen Dichtern zuzuzählen, er behandelt keine tiefen Probleme, er erstrebt keine geschlossene künstlerische Form, aber er erreicht trotzdem eine bedeutende und nachhaltige Wirkung. Niemand wird sein Buch lesen, ohne warme Sympathie zu gewinnen für die Persönlichkeit, die sich zwanglos in ihm offenbart. Alle Landsleute aber werden ihm dankbar die Hand drücken, weil er ihnen das Auge geschärft und das Herz erwärmt hat für die Schönheit der Heimat.

Alte Heimat.

Alte Heimat, längst verloren,
Aber nimmermehr vergessen,
Nun zu kurzer Rast erkoren,
Wie im Traum zuerst durchmessen,
Laß, o laß noch einmal wieder
Klingen mir die Zauberlieder
Aus dem sel'gen Kinderland,
Laß mich Jugendglanz umglühen,
Laß dieselben Blumen blühen,
Die ich einst als Knabe fand!

Alte Heimat, ja, sie klingen
Süß um mich, die alten Töne,
Und Erinnerungen schlingen
Sich im Kranz zu frommer Schöne;
Lichter Bilder reine Wonnen
Halten meine Seel' umsponnen,
Alles Gute will heran —
Ach, da brechen mir mit Schmerzen
In dem nie geheilten Herzen
Auch die alten Wunden auf.

Alte Heimat, goldne Stunden
Gabst du mir und frühe Leiden.
Als ich dann mich selbst gefunden,
Mußt' ich trostlos von dir scheiden,
Und du sandtest Fluch und Segen
Treu mir nach auf allen Wegen —
Wirken sie auch jetzt noch fort?
Alte Unbill möcht' ich rächen,
Doch da muß ich leise sprechen:
Sei gesegnet, Heimatort!

Adolf Bartels.

Mitteilungen.

1. Zur Erhebungsfeier sollen an vielen Orten im Lande Doppeleichen gepflanzt werden. Der Gedanke ist äußerst ansprechend, aber ohne besondere Vorbereitungen schwer ausführbar. Es möge deshalb gestattet sein, durch den Abdruck des nachfolgenden Briefes, den Professor Klaus Groth in dieser Angelegenheit an den Gärtner A. Beck in Westerland auf Sylt gerichtet hat, auf eine Bezugsquelle aufmerksam zu machen. Das uns freundlichst zur Verfügung gestellte Schreiben lautet: „Geehrter Herr Beck! Es war ein hübscher Gedanke von Ihnen, den Sie mir schon früher einmal auf Sylt mitteilten, als Gartenkünstler eine ganze Anzahl wirklicher Doppeleichen für unsere Erhebungsfeier zum Verkauf herzustellen, ein Gedanke, den Sie jetzt, wie ich sehe, zur Ausführung gebracht haben. Sie haben also Hunderte von jungen vier-, fünfjährigen Eichenstämmchen paarweise mit den Stämmen „kopuliert,“ wie es in der Gärtnersprache heißt, mit der ich nicht ganz unbekannt bin; die beiden Pfahlwurzeln bleiben für sich, die beiden Kronen wachsen zusammen. So stellen Sie wirklich lebende plastische Bilder unseres politischen Symbols der schleswig-holsteinischen Doppeleiche her: op ewig ungedeelt. — Ich danke Ihnen herzlich für die Übersendung eines Exemplars Ihres Gartenkunststückes, das ich in meinem Garten sorgsam pflanzen und pflegen werde, und hoffe, daß Sie dadurch den Lohn für Ihre Arbeit finden mögen, daß viele Gartenbesitzer, auch Kommunen des schleswig-holsteinischen Landes sich bei Ihnen Exemplare Ihrer „lebendigen Doppeleiche“ bestellen werden.

Ihr ergebener Klaus Groth.“

2. Frühlingsboten im Januar. Als ich am Sonntag den 30. Januar den einsamen Feldweg von der Wellingsbütteler Mühle nach Bramfeld ging, sah ich an der

linken, als Ödland liegenden Seite des Weges einen dunkelgrünen Streifen mit goldgelben Blüten dicht überſäet. Es war der europäiſche Stechginſter, Gaspeldorn, Heckenſame, Ulex europaeus, der in hieſiger Gegend vereinzelt vorkommt. Wenn die botaniſchen Werke auch dieſe frühe Blütezeit verzeichnen, ſo dürfte dieſe Erſcheinung doch ſelten, dieſem milden Winter aber beſonders zuzuſchreiben und darum hier zu verzeichnen ſein. — Veilchen, Primeln, Schneeglöckchen blühen ſeit Mitte Januar in meinem Garten.[1])

Poppenbüttel, den 1. Februar 1898. L. Frahm.

Fragen und Anregungen.

1. Ich leſe: „Samuel Meigerius (weil. Paſtor in Nortorf in Holſtein) ſchreibt in ſeinem Buche: „Men vindet hen unde wedder hyr im Lande up den Tynen steken Perde edder Ossenköppe, daran se ungetwivelt Byloven hebben, welkes ik nicht hebbe ervaren könen.“ Als Quelle wird ziemlich unleſerlich de Ponurg, lamiar Buch II Cap. I angegeben. Iſt das Buch dort vielleicht bekannt? Wann iſt es wohl erſchienen? Wie ſteht es überhaupt mit dem Pferdeaberglauben?

Düſſeldorf, Cavallerieſtr. 17c. Dr. jur. Devens.

2. Marterkreuz. Im XI. Bande der Zeitſchrift für Schl.-Holſt.-Lauenb. Geſchichte, S. 231, findet man eine Notiz über ein altes Marter- oder Sühnekreuz. Dasſelbe ſteht zwiſchen Tellingſtedt und Schallholz (Norderdithmarſchen) auf einer Koppel, nahe dem Eingangsthor, iſt etwa 1 m hoch, aus Granit und trägt die Inſchrift: Karsten Groth is geschadten Ao. ..80. Links und oberhalb der Inſchrift ſind zwei Hausmarken eingemeißelt, unter der Schrift ein großes Kreuz. Die Sage berichtet, daß hier ein Bruder den andern erſchoſſen hat, weil beide ein und dasſelbe Bauernmädchen liebten. — Exiſtiert dieſes Kreuz heute noch? Wer berichtet Näheres darüber?

Leitmeritz (Böhmen). Ankert, Heinrich.

Kleine Nachrichten.

Die Eiſenbahn von Oldenburg nach Heiligenhafen iſt am 15. Januar dem Gebrauch übergeben worden. — Am 22. Januar iſt die erneuerte Marienkirche zu Hadersleben durch den Generalſuperintendenten Kaftan eingeweiht worden. Die Baukoſten haben ſich auf reichlich 50 000 M. belaufen. — Zur Erbauung der Gedächtniskirche bei Idſtedt waren bis zum 8. Februar 4622 M. eingegangen. — Der im vorigen Jahre abgebrannte Turm des Schloſſes Gottorp wird wieder aufgebaut und hat vor kurzem ein neues Geläut bekommen. — Die Schleswig-Holſteiniſche Kunſtgenoſſenſchaft veranſtaltet mit erfreulichem Erfolge Wanderausſtellungen in verſchiedenen Städten unſeres Landes, z. B. in Schleswig, Flensburg, Huſum. — Behufs beſſerer Denkmalspflege in unſerer Provinz ſind vom Provinziallandtag 5000 M. bewilligt worden.

Bücherſchau.

Sach, Prof. Dr. Aug., Geographie der Provinz Schleswig-Holſtein und des Fürſtentums Lübeck. Für zwei Stufen. 8. verb. Aufl. Schleswig, Julius Bergas, 1897. 75 S.; 8°. Preis? — Die Vorzüge des Buches werden längſt allgemein anerkannt; jede neue Auflage zeugt von dem Bemühen des Verfaſſers, durch neue Verbeſſerungen den alten Ruhm zu erhöhen. Die vorliegende Auflage unterſcheidet ſich von den vorhergehenden vor allem dadurch, daß der geognoſtiſche Anhang fortgefallen iſt. Was davon behaltenswert erſchien, iſt in den Text hineingearbeitet worden. Den Mitteilungen über das Volks- und Staatsleben hat der Verfaſſer größeren Raum gewährt; ebenſo hat er auch das Kulturhiſtoriſche und Antiquariſche in weiterem Umfange herangezogen, als früher. — Eine mir zugegangene Mitteilung aus dem Herzogtum Lauenburg macht auf einen Irrtum aufmerkſam, der ſich auf S. 10, Zl. 3 v. o., findet. Dort wird von einem Zufluß der Steckenitz, namens Radagaſt, geſprochen; dieſes Flüßchen gehört aber der Stepenitz in Mecklenburg an.

[1]) Auch aus Lauenburg a. E. ſind der Schriftleitung bereits um die Mitte des Januar Blumengrüße aus dem dortigen Fürſtengarten zugegangen.

Druck von A. F. Jenſen in Kiel, Vorſtadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 4. April 1898.

Die Mistel.

Von **H. Barfod** in Kiel.

II.

Im Volksmunde führt die Mistel nicht mit Unrecht den Namen „Leimmistel." Was liefert den Leim? Es sind die Beeren. Sie geben uns zugleich den Schlüssel in die Hand, um zu erfahren, welches Geheimnis dem Schmarotzer Macht gab, sich in lustiger Höhe schwankender Baumwipfel einzunisten. Aus zwei unterständigen Blüten, welche in dem Winkel von je zwei der schraubig gedrehten, gegenständigen, lederigen stiellosen, immergrünen Blätter entsprießen und bereits im Februar ihre Köpfchen erschließen, entwickeln sich zunächst 2 oder 3 grüne, unterständige Beeren, welche hernach in ebenso viele weiße Beeren mit glatter, glänzender Schale ausreifen. Lederig sind die Blätter infolge der sehr stark verdickten Außenwände der Zellschicht der Haut, worin dieselben ein wirksames Schutzmittel gegen übermäßige Verdunstung der Blattfeuchtigkeit besitzen, eine Anpassungserscheinung, welche allen Überpflanzen auf der Borke von Bäumen (z. B. auch den prächtigen Orchideen der Tropen) eigen ist. Während der heißen Jahreszeit sind dieselben oft großer Trockenheit ausgesetzt. Die Blüten unserer europäischen Mistelarten sind höchst unscheinbar und stehen hinter der Pracht ihrer tropischen Vettern weit zurück. Die Staubfäden sind mit den Blütenblättern verwachsen; das Staubblatt enthält 40—50 Pollenkammern. Unter dem Mikroskop zeigen die Pollenzellen auf der Oberfläche stumpfe Wärzchen, den Staubkörnern der Seerose sehr ähnlich. Nimm die Beeren und zerdrücke dieselben zwischen den Fingern, und es wird Dir klar werden, warum die Mistel zur

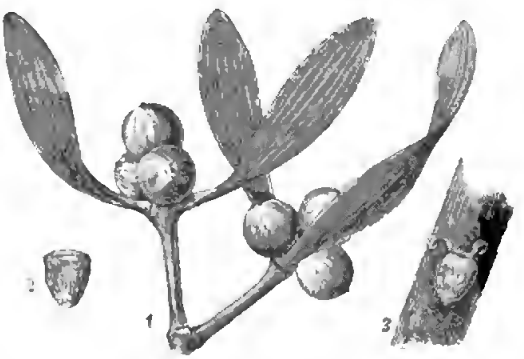


Fig. 2. Die Mistel (Viscum album).
1. Zweigstück mit Früchten (nat. Gr.) — 2. Same (nat. Gr.) — 3. Same, auf dem Aste einer Pappel keimend (nat. Gr.)
Sämtliche Aufnahmen nach der Natur.

Bereitung von Vogelleim dienen kann. Jetzt verstehst Du auch die Bedeutung ihres lateinischen Doppelnamens, mit welchem heutzutage jedwedes Lebewesen beglückt und (wie in diesem Falle) ins botanische Taufregister eingetragen wird. Linné nannte die Mistel Viscum album; die weißen, klebrigen Beeren hatten es ihm angethan. Viscum kommt vom griechischen iskein, d. h. kleben, hängt zusammen mit dem lateinischen viscosus, klebrig, und alba bedeutet die weiße. Schwieriger wird es hernach, ihren deutschen Namen zu deuten. Jede Beere enthält einen eiförmigen Samen, der von einer zähschleimigen, aus Viscin bestehenden Hülle umgeben ist. In der Art, wie diese Früchte verbreitet werden, offenbart sich eine sehr sinnreiche Einrichtung der Natur. Bliebe sich die Beere selbst überlassen, so würde sie in 90 von 100 Fällen von dem Mistelbusche auf die Erde fallen und dort verkümmern. Für Verhütung eines solchen Mißgeschickes ist Sorge getragen; denn bevor sich noch die Beeren vom Mutterschoße lösen, sind sie längst von gewissen Vögeln, namentlich von Drosseln, gesehen und verzehrt worden, und nun ergeht es dem Mistelsamen, wie weiland dem Däumling im Märchen, der seine Reise in einer Wurst machen mußte, oder wie Hamlets Wurm, der eine Wanderung durch den Darm eines Bettlers unternahm. Doch der Schmarotzer weiß sich in jede Lage des Lebens zu schicken, so daß ihm selbst dieser wunderbare Ausflug ins Leben eher förderlich als schädlich wird. Die Vögel vermögen nur die äußere glatte Fruchtschale zu verdauen; die im Innern enthaltene Viscin-Masse mit dem eingeschlossenen Samen geht entweder mit den Exkrementen unbehelligt ab oder wird vom Vogel ausgebrochen. So hat ihn der Sänger der Luft über die weiten Räume des niederen Erdenlebens dahingetragen und wieder in dem stolzen Palaste irgend eines Baumriesen abgesetzt; denn es kann nicht fehlen, daß die Samen vermittelst ihres freigelegten Klebestoffes von selbst an den Baumzweigen hängen bleiben. Auch bleiben die Beeren beim Ausbrechen oft schon am Schnabel der Drosseln haften und werden dann beim Wetzen des Schnabels direkt an die Äste angestrichen. Früher hielt man diese Art der Verbreitung des Mistelsamens auf „einem nicht mehr ganz gewöhnlichen Wege" nicht wohl für möglich, mit besonderem Hinweis darauf, daß der Same doch unmöglich der Verdauungskraft der Vögel unbehelligt entrinnen könne. Wir haben aber hinreichend Zeugnis dafür, daß auch andere Samen auf darmverschlungenen Pfaden verbreitet werden. Dann kam eine Zeit, in der gesagt und geglaubt wurde, daß die Samen nur dann keimfähig wären, wenn sie den Darmkanal der Vögel, richtiger eines Vogels, nämlich der Misteldrossel (Turdus viscivorus L.) passiert hätten. Jetzt weiß man, daß man auch frisch vom Baume abgenommene Beeren in Ritzen der Baumrinde zum Keimen bringen kann, und zum andern, daß viele Vögel an der Mistelverbreitung beteiligt sind und damit der Mistel einen Dienst verrichten, den sie in der Hand des Menschen mit schnödem Undank vergilt. Denn aus den Mistelbeeren kocht

der Vogelſteller mit Öl und Terpentin ſeinen Vogelleim, mit dieſem ſeine Leimruten beſtreichend. Natürlich geht neben andern Vögeln auch die Droſſel auf den Leim. Daher hatten die Alten das ſinnige Sprichwort: „Turdus ipse sibi malum cacat,“ d. h. die Droſſel macht (ſät) ſich ſelbſt ihr Unglück, indem ſie für die Verbreitung eines Gewächſes ſorgt, das ihr und allen ihren Mitvögeln durch Argliſt und ſchnöde Habſucht des Menſchen zum Verderben wird. Nach Carus Sterne ſoll der Name „Miſtel“ eben daher kommen, daß die Droſſel die Samen mit ihrem Miſte auf die Bäume ausſät. Jedenfalls iſt dies eine einfache Erklärung; ob ſie das Richtige trifft, das mögen die Sprachgelehrten entſcheiden, die denn auch nichts verſäumt haben, um ihre Gelehrſamkeit bei der Deutung dieſes Namens auszukramen. So wollen etliche den Namen auf das wirr auseinandergehende Wachstum des Strauches beziehen, andere das Wort von dem gotiſchen migan (= ergießen, beregnen; altindiſch mih = Regen, Nebel) ableiten, mithin den Miſtelſtrauch nach altgermaniſchem Vorbilde mit dem nebligen Winter in Beziehung bringen.

Iſt ein Miſtelſame (zumeiſt im Herbſte) auf einen Aſt gelangt, ſo bleibt er zunächſt längere Zeit liegen. Erſt im nächſten Jahre beginnt er zu keimen, und in der Art, wie ſich der Keim entwickelt, zeigt ſich wiederum eine merkwürdige Beſonderheit. Sonſt können wir an allen Gewächſen folgende mit der Schwerkraft zuſammenhängende Erſcheinung beobachten: der Stengel wächſt ſenkrecht nach oben, die Wurzel dringt ſenkrecht ins Erdreich. Bei dem keimenden Miſtelſamen richtet ſich das Würzelchen allemal gegen die Achſe des Zweiges, dem der Same anhaftet, auch dann, wenn der Same ſeitwärts oder unterwärts dem Aſte anklebt. Eigentlich wird man die Miſtelbüſche faſt ausſchließlich aus den Seitenflächen der Äſte entſprießen ſehen, weil die Samen durch den zähflüſſigen, ſehr klebrigen, an den Seiten des Aſtes herabfließenden Kot der Droſſeln dorthin gelangen. Doch der Schmarotzer paßt ſich auch dieſen Lebenslagen an, treibt luſtig Wurzeln und Stengel und ſtellt das Geſetz der Schwerkraft förmlich auf den Kopf. Zunächſt erſcheint der Keimling (ſeltener zwei bis drei), der ſich mit ſeinem verdickten Ende an den Aſt legt; danach bricht aus der Mitte des Samens das Würzelchen hervor, das ſich allemal gegen den Aſt richtet, auch dann den Aſt zu finden weiß, wenn das Würzelchen dem Aſte abgewendet zu liegen kam. In ſolchem Falle findet eine auffallende Krümmung der Wurzeln gegen die Rinde hin ſtatt. Immerhin keimt die Miſtel ſehr leicht. Engliſche Gärtner machen ſich dieſen Umſtand zu nutze, indem ſie die Miſteln auf kleinen Apfelbäumchen in Töpfen heranziehen, weil ſie beſtrebt ſind, das Geld dem Lande zu erhalten. Faſt ungeheuerlich klingt es, daß zur Weihnachtszeit die Miſtel in ganzen Schiffsladungen aus der Bretagne und Normandie für den Londoner Markt eingeführt werden muß, ſo im Jahre 1890 über Granville 5 Mill. kg, über Cherbourg 2 Mill. kg. Die junge, auffallender Weiſe grün gefärbte Wurzel

durchbricht die Rinde des Aſtes, dem ſie anklebt, und das Schmarotzerleben nimmt ſeinen Anfang. Der Holzkörper gebietet jedoch ein kräftiges Halt! Was kümmert das die Miſtel! Wie der bekannte Sandfloh der Tropen, der ſich zudringlich und gefährlich genug für ſeinen Ernährer zwiſchen Haut und Fleiſch, zwiſchen Nägel und darunter liegende Teile einſchiebt, ſo wächſt auch die Wurzel der Miſtel zwiſchen Rinde und Holzkörper dahin, durch weitgehende Verzweigung erhebliche Ausdehnung erlangend. Noch hat ſie kein Mittel gefunden, ſich am Buſen ihres Gönners zu ernähren. Dies gelingt ihr durch die Senker, das ſind keilförmige Organe, welche die Wurzel entſendet. Doch nicht die Senker ſind es, welche in das Holz hineinwachſen, ſondern das Holz wächſt über dieſelben hinweg, umwallt ſie, indem der Aſt jedes Jahr einen neuen Ring anſetzt. Aus der Anzahl der Ringe, durch welche ſich der tiefgehendſte Senker erſtreckt, kann man die Zeit berechnen, welche ſeit dem erſten Keimen des Miſtelſamens verſtrichen iſt (ſ. Fig. 3, 1). Man hat in Weißtannen Senker von 10 cm Länge gefunden, welche ſich über 40 Jahresringe erſtreckten und auf ein Alter von 40 Jahren ſchließen ließen. Damit hat die Miſtel im allgemeinen wohl ihre höchſte Altersgrenze erreicht. Überall entſendet die Wurzel ihre Senker, nach außen aber auch grüne Triebe, welche die Rinde durchbrechen, um ſo zahlreicher, je freigebiger ihr Wirt im Auftiſchen von nährenden Säften ſich zeigt. Letztere werden durch die Senker dem Saftſtrom des Baumes entzogen: die Miſtel iſt ein Schmarotzer. Über dieſe hier nur ein kurzes Wort. Die Naturforſchung iſt ſich längſt darüber einig, daß ein durchgreifender Unterſchied zwiſchen Tier und Pflanze nicht beſteht. Viel ſchärfer kann man die Grenze zwiſchen den niederen Lebeweſen ziehen, wenn man dieſe (mit Rückſicht auf Ernährung) in Erzeuger und Verbraucher ſcheidet. Verbraucher ſind zunächſt alle Tiere; denn ſie beſitzen nicht die Fähigkeit, zu aſſimilieren, d. h. aus anorganiſchen Stoffen (z. B. Kohlenſäure, Stickſtoff, Waſſer ꝛc.) organiſche Stoffe (z. B. Eiweiß, Stärke, Zucker, Holzſtoff) zu bilden. Der Aſſimilationsprozeß iſt ſtets an das Vorhandenſein des Blattgrüns oder Chlorophylls gebunden, das kein Tier beſitzt. Verbraucher ſind alſo auch jene Pflanzen, denen das Blattgrün fehlt; ich erinnere nur an die Pilze, jene Dunkelmänner, welche das Licht ſcheuen. Pflanzen mit Blattgrün können nur unter Einwirkung des

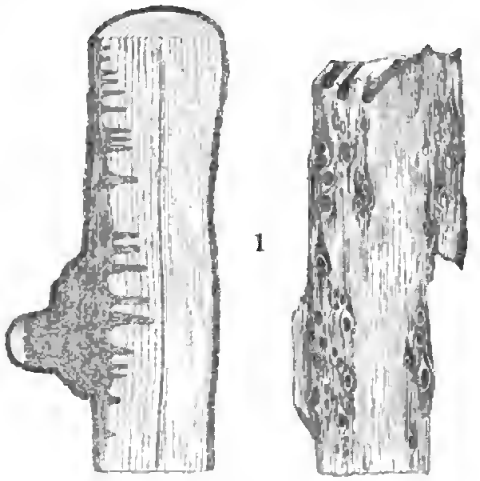


Fig. 3.
1. Längsſchnitt durch einen Pappelaſt mit der Wurzel und den Senkorganen einer 7 Jahre alten Miſtel. — 2. Holz eines durch die Miſtel getöteten Aſtes.
(Nach Kerner von Marilaun, Pflanzenleben I, S. 193.)

Sonnenlichts ihre hochwichtige Arbeit der Stofferzeugnng verrichten, sie sind Erzeuger. In gewissem Sinne könnte man alle Tiere, uns selbst nicht zu vergessen, als Schmarotzer bezeichnen; die Wissenschaft versteht darunter jedoch (wenn es sich um echte Schmarotzer handelt) Tiere und Pflanzen, welche lebendige Tier- und Pflanzenkörper anfallen und ihnen ihre Nährstoffe entziehen. Aber nirgends in der Natur sind scharfe Grenzen gezogen; überall giebt es Übergänge, so auch zwischen Erzeugern und Verbrauchern, nämlich Pflanzen, die sowohl erzeugen als verbrauchen. Zu ihnen zählt die Mistel, der einzige Fall eines grünbelaubten Baumschmarotzers, den unsere heimische Flora bietet. In südlicheren Ländern, besonders in den Tropen, giebt es deren viele. Die Mistel bedarf des Blattgrüns in den Blättern; denn der Saft, den die Pflanze ihrem Wirte entzieht, ist zumeist Rohsaft, der behufs völliger Assimilation erst noch die Blätter des Baumes durchwandern mußte. Diese Arbeit kann die Mistel selbst besorgen, ja, sie kann gar auf einem entblätterten Aste die Rolle der Blätter übernehmen, kann gar, etwas kühn gesprochen, einen winterkahlen Baum in einen immergrünen umwandeln. Die neuesten Untersuchungen des französischen Botanikers Prof. Dr. G. Bonnier an der Sarbonne haben rechnerisch erwiesen, daß, während im Sommer die Mistel einen reichlichen Teil ihrer Nahrung dem Wirte entnimmt, dies Verhältnis im Winter sich umkehrt: ihre Gewichtszunahme bleibt hinter der Kohlenstoffaufnahme aus der Luft zurück. Während also die Mistel im Sommer reichlich nimmt, zahlt sie im Winter einen kleinen Teil ihrer Zechschulden zurück. Man bezeichnet ein solches inniges Verhältnis als „Symbiose." Immerhin bleibt die Mistel ein Zechpreller, ein Schmarotzer, der mehr nimmt, als er giebt. Wir dürfen uns darum nicht darüber wundern, daß Förster, Landwirte und Gärtner dem Schmarotzer überall da, wo er in so großen Mengen auftritt, daß selbst Vögel in seinem Geäste ihre Nester bauen (z. B. in Frankreich, wo die Mistel mit Vorliebe Apfelbäume heimsucht, in den Tannenwäldern des Wiener Waldes, in den Pappelauen des Wiener Praters), einmütig den Krieg erklärt haben. Ausrotten ist aber leichter gesagt als gethan; denn ein bloßes Abschneiden oder Abbrechen der Mistelstöcke allein nützt garnichts, da aus der im Aste verbleibenden Wurzel neue Sprossen gebildet werden, mehr noch als zuvor. Größere Schäden werden nur dadurch vermieden, daß man die jungen Mistelpflanzen, wenn sie noch keinen festen Nährboden gefunden haben, rechtzeitig und vollständig herausbricht, ältere Äste mit Mistelstöcken einfach absägt. Unter Umständen kann die Mistel ihren Ast töten, wodurch sie sich selbst den größten Schaden zufügt. Ein solcher Ast ist leicht zu erkennen. Nach dem Absterben desselben gehen nämlich auch die Mistelsenker bald zu Grunde, fallen aus dem Holze heraus und hinterlassen in diesem in der Richtung der Baumradien verlaufende Löcher (s. Fig. 3, 2). Der Nutzen, den die Mistel in manchen Gegenden als

Viehfutter bietet, wiegt genannte Schäden nicht auf. Isidor Pierre hat das Laub der Mistel auf seinen Nährwert untersucht und gefunden, daß es im Frühjahr das wasserärmste und stickstoffreichste Grünfutter darstelle, was er kenne. Er weist hin auf das Beispiel normännischer Gutsbesitzer, welche jährlich 500 kg Misteln verfüttern, ein in futterarmen Gegenden gewiß in die Augen springender Vorteil. In Offenbach (Kreis Gebweiler) werden die auf den Tannen wachsenden Misteln seit mehr als 50 Jahren bis auf mehrere Stunden in der Umgegend während des Winters mühsam von den Bäumen abgeerntet, in kleine Bündel gebunden und den Kühen am Morgen und Abend nach dem Füttern und Trinken in kleinen Rationen verabreicht.[1]) Milchergiebigkeit der Kuh und Fettgehalt der Milch werden dadurch erhöht; das Mistelfutter giebt der Milch eine gelbliche Färbung. Die Misteln, welche auf Apfelbäumen wachsen, sollen säuerlichen Geschmacks und nicht den Kühen, wohl aber Ziegen und Schafen, ein wohlbekömmliches Futter sein.

Der Mistel als heilkräftiges Mittel gegen die Fallsucht ist bereits Erwähnung gethan. In der Götterlehre der Griechen bildete die Mistel den Zauberstab der Persephone, der Göttin der Unterwelt, welche mit dem Gabelzweige die Pforten der Unterwelt öffnete. Hermes, der Merkur der Römer, Bote und Sprecher der Götter, bedurfte desselben Zweiges, wenn er Tote hinab in den Hades geleitete. Odin ist der nordische Merkur, Erbe seines Wünschelhutes und Stabes; auch er hält die Reif- und Winterrute in seiner Hand und versenkt durch Berührung mit derselben die schöne Brunhilde, die verkörperte Natur, in einen todesähnlichen Schlaf, bis dann der jugendschöne, hochgesinnte Held Siegfried, die Frühjahrssonne, die Schlafende mit glühendem Strahlenkusse wachküßt. Es ist dies der Gedanke des Erwachens des Frühlings, welchen wir in dem Märchen „Dornröschen" gleichfalls ausgedrückt finden. Vor allem tritt uns in der Baldur-Sage das entgegen, was früher bereits angedeutet worden ist: die Mistel ein Sinnbild des Todes. Der böse Loki veranlaßt den blinden Hödur, daß er den Lichtgott Baldur, der gegen alles, nur nicht gegen die verwundende Kraft einer Mistel gefeit war, mit einem Mistelger niederstrecke: Das Böse siegt über das Gute, wie beim Beginn des Winters die Nacht über das Licht.

„Von der Mistel kam häßlicher Harm, da Hödur schoß," — singt die nordische Edda.

Das Heidentum mußte der christlichen Lehre weichen. Daß die Kirche Duldung übte, indem sie nur allmählich die liebgewordenen Anschauungen verdrängte, heidnische Feste, Sitten und Gebräuche ins Lager herübernahm, ihnen ein christliches Gepräge verlieh, daran hat sie klug gethan. Ebensowenig nahm die Kirche dem Volke seine Lieblingspflanzen, sie heiligte

[1]) Landwirtschaftl. Zeitschrift f. Elsaß-Lothringen, 1879.

sie nur; so auch die Mistel. Christus lehnte man an den lichten Gott Baldur, das Bild der Unschuld. Damit war das Weitere von selbst gegeben, nämlich das Mistelholz, das dem heidnischen Gotte Tod und Verderben brachte, sonst aber im Volke als wunderkräftiges Holz in hohem Ansehen stand, vorbildlich als das Kreuz Christi aufzufassen, das dem Gottessohne den qualvollen Märtyrertod, der gläubigen Menschheit Vergebung, Leben und Seligkeit brachte. Man nannte die Mistel in Anlehnung an das ehemals gabelig dargestellte Kreuz Christi „das heilige Kreuzholz" (lignum sanctae crucis). So kam die Mistel unter die stattliche Reihe der Passionspflanzen.

Daß die Haselmistel ursprünglich das Vorbild zur Wünschelrute gegeben hat, sei hier nur kurz erwähnt. Dieselbe stand besonders bei den alten Germanen in hohem Ansehen, wohl eine Folge des seltenen Vorkommens; mit ihr konnte man Schätze heben, Krankheiten heilen, Diebe bannen, Schlösser sprengen und sich selbst gar unsichtbar machen. Eine spätere Zeit schnitt die Wunschgerte direkt aus der Haselstaude, wenn die Verästelung der Zweige nur einigermaßen an das Aussehen der Mistel erinnerte.

Das Julfest der Germanen war dem Sonnengotte Fro oder Freyr gewidmet, fiel in die Zeit der Wintersonnenwende (Weihnacht) und währte zwölf Tage, während welcher Zeit die Götter feierliche Umzüge veranstalteten. Dann ruhte aller Streit; unsere Altvordern versammelten sich zu festlichen Gelagen, die Räume des Hauses, besonders die Festhalle, waren mit Mistelzweigen geschmückt, auch der als Festgericht aufgetragene, dem Gotte Fro geheiligte Eber. Die Männer legten ihre Hände auf den Eber und schwuren beim geweihten Becher des Gesangesgottes Bragi, in dem soeben begonnenen neuen Jahre irgend eine kühne That zu vollbringen, um würdig in den Heldenliedern der Barden fortleben zu können.

Bei uns zu Lande hat die Mistelverehrung kaum merkliche Spuren hinterlassen; meine darauf bezüglichen Anfragen in Nr. 1 der „Heimat" (1897) haben keine Beantwortung gefunden. In England und Frankreich hat der Mistelkultus als Überbleibsel altkeltischen Brauchs heute noch eine Stätte. Was uns der Weihnachtsbaum bedeutet, das ist den Engländern um dieselbe Zeit die Mistel. Die Thür wird mit holly, den Zweigen der Stechpalme, und mit Tannenreis geschmückt. Einen grünen Busch mit weißen Beeren hängt man in der christmas unter die Zimmerdecke. Der Hausherr führt sein Gemahl unter den Zweig und wünscht ihm Glück und Segen. Wenn ein Hausfreund, selbst ein Fremder, die Tochter des Hauses unter dem Mistelbusch stehend ertappt, dann hat er nach altem Brauche ein Anrecht auf einen Kuß, und die Fama erzählt, daß ihm ein solcher Kuß in Ehren niemals verweigert werde. Auf diese Sitte spielt auch Ferdinand Freiligrath an, wenn er singt:

„Wir ſitzen gedrängt um den trauten Kamin,
Es knattern die Brände, die Kohlen glüh'n.
Mit der Feſtzeit Laub iſt das Haus bekränzt,
Die Tanne duftet, die Stechpalm' glänzt,
Und vom Balkenknauf, weißbeerig ſie,
Lauſcht die Miſtel nieder, die Schelmin, die!
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Hundert und Hunderte, tot, tot, tot!
Durch das ſchwarze Land gellt der Schrei der Not!
Und die Witwe weint und die Waiſe klagt,
Und über dem Sohne die Mutter zagt.
Und die Braut harrt ſtumm, ein Erſchlagener iſt,
Der unter der Miſtel ſie einſt geküßt!
Heuer kein Jul für das ſchwarze Land!
Sein Weihnachtsfeuer iſt Minenbrand! [1])

In Frankreich laufen Kinder mit Miſtelzweigen am Neujahrstage von Haus zu Haus und erbitten mit dem Rufe: „Der Miſtel ſei geweiht das neue Jahr!“ Eßwaren und Geſchenke. Ein ähnlicher Brauch mit dem Rufe „guthyl!“ ſoll früher auch in Deutſchland geherrſcht haben.

Eines iſt mir bei meinen Vorarbeiten zu dieſem Vortrage aufgefallen, nämlich daß die Miſtel, welche doch von altersher das Intereſſe der verſchiedenſten Völker herausforderte, bei unſern Dichtern ſo wenig Beachtung gefunden hat. Außer dem ſoeben citierten Freiligrathſchen Gedicht iſt mir nur noch eine einzige Stelle bekannt, nämlich in Lenaus Dichtung „Savonarola.“ Der Held der Dichtung iſt wegen ſeiner reformatoriſchen Ideen und ſeines kühnen Auftretens gegen den Papſt bei dieſem in Ungnade gefallen, muß ſogar ſeine Kühnheit mit dem Feuertode büßen. In einer ſeiner Verteidigungsreden legt ihm der Dichter folgendes Gleichnis in den Mund:

„Das Evangelium iſt das Leben;
Das nur kann gültigen Entſcheid
Und Richterſpruch im Kampfe geben,
Ob ihr die Kirche Chriſti ſeid.
Das iſt die Wurzel, ewig bleibend
Unſchütterlich, und ohne Raſt
Den Saft des Lebens weiter treibend
Als Tradition von Aſt zu Aſt.
Der Eiche grünes Leben ſprießet
Aus ihrer Wurzel nicht allein,
Sie dorrt, wenn nicht vom Himmel fließet
Der milde Tau und Sonnenſchein.
Doch was der Wurzel nicht entſproſſen,
Iſt falſch, wenn's auch ſich heilig nennt;
Wem Nebel nicht das Aug' umfloſſen,
Die Miſtel von der Eiche trennt.
Der Glaubensbaum, der lebensreiche,
Iſt uns gepflanzt von Gottes Sohn;
Die Miſtel, wuchernd an der Eiche,
Das iſt die falſche Tradition.
Im Eichenlaub als Vöglein ſingen
Die Seelen, fröhlich und daheim;
Die Miſtelbeeren aber bringen
Dem Teufel ſeinen Vogelleim.
(„Der Bann.“)

[1]) „Fürs ſchwarze Land“ von Ferd. Freiligrath. Gedichtet anläßlich eines Grubenunglücks in England um die Weihnachtszeit 1866.

Die Schlacht bei Bau (9. April 1848) und die Kieler Freischaren.*)

Von E. Strohmeyer in Kiel.

Die Schlacht bei Bau leitete als erstes Treffen die Reihe der Kämpfe ein, die im Kriege der Schleswig-Holsteiner gegen die Dänen ausgefochten wurden. Wenngleich dieses Treffen wegen der geringen Anzahl der (namentlich von schleswig-holsteinischer Seite) darin verwandten Kämpfer kaum als Schlacht bezeichnet werden kann, so war es, abgesehen von dem Umstande, daß es eben das erste bedeutende kriegerische Ereignis in jenen Feldzügen war, noch von ganz besonderer Bedeutung dadurch, daß die Scharen der Freiwilligen dort eine hervorragende Rolle spielten und dasjenige Freikorps, welches sich bei der Bevölkerung der Herzogtümer der größten Sympathie erfreute, das der Kieler Studenten und Turner, in jenem Kampfe seinen Untergang fand.

Als die Kunde von der Februar-Revolution in Paris wie ein Lauffeuer durch die Lande eilte und auch unser engeres Vaterland erreichte; als man fühlte, daß auch hier, wo schwere, unheildrohende Wolken den politischen Horizont bedeckten, bald das Kriegsgewitter sich entladen werde: da rüstete sich zuerst in Kiel, dem Mittelpunkte der nationalen Bewegung, die Jugend, um in der Stunde der Gefahr mannhaft und wehrhaft eintreten zu können für die hohen Güter, die es zu verteidigen galt: es waren die Angehörigen der Kieler Burschenschaften, der Korps der Holsaten und Sachsen, sowie die Mitglieder des 1844 gegründeten Turnvereins, die sich zusammenthaten, um sich durch gemeinsame Waffenübungen und militärische Exerzitien für den Kriegsdienst vorzubereiten. Man übte sich eifrig in allen Arten des Waffendienstes, namentlich im Schießen; plötzlich aber fiel die Entscheidung und machte allen Vorbereitungen ein Ende: der Kampf begann.

Die Ehre, an der ersten Waffenthat, der unblutigen Eroberung der Festung Rendsburg, teilnehmen zu können, ward den Turnern und Studenten allerdings nicht zuteil, da sie infolge einer ohne ihre Schuld eintretenden Verzögerung zu spät eintrafen; aber bald sollten sie zu einem ernsten, blutigen Ringen gerufen werden. Nachdem das neugebildete schleswig-holsteinische Heer nach Norden marschiert war, um sich durch Besetzung eines möglichst großen Teiles von Schleswig die militärischen Hülfsquellen dieses Landes zu sichern, und nachdem mehrere kleinere kriegerische Unternehmungen ausgeführt worden waren, nahmen die Truppen nördlich von Flensburg Stellung, um hier den anrückenden Feind zu erwarten. Der Oberbefehlshaber war der Prinz Friedrich von Noer; doch befand dieser sich nicht bei der Armee und hatte dem alten General von Krohn, der schon lange das Waffenhandwerk aufgegeben hatte, die Führung der Truppen anvertraut. Das Heer bestand aus ca. 5000 Mann, wovon reichlich 1500 Mann Freiwillige waren, die militärische Disziplin und Ordnung nicht kannten. Doch waren gerade diese Kämpfer von feurigem Mute beseelt, während viele der übrigen Soldaten nur ungern in den Kampf zogen, in den Kampf gegen ihren früheren Kriegsherrn, dem sie den Fahneneid geleistet, in den Kampf gegen die Truppen, denen sie noch vor wenigen Wochen angehört hatten, deren Uniform sie noch trugen, deren

*) Quellen: A. Baudissin, Geschichte des schleswig-holsteinischen Krieges; Lüders, Denkwürdigkeiten zur neuesten schleswig-holsteinischen Geschichte; Prinz Fr. v. Noer, Aufzeichnungen aus den Jahren 1848—50; O. Fock, Schleswig-holsteinische Erinnerungen; F. v. Levetzow, Erinnerungen eines schleswig-holsteinischen Offiziers; F. v. Wardenburg, Erinnerungen eines schleswig-holsteinischen Freiwilligen; W. Bahnson, Die Kieler Studenten zur Zeit der Erhebung 1848; W. Frölich, Das Treffen bei Bau; W. Struve, Geschichte des Kieler Männer-Turnvereins von 1844.

Offiziere ihre Führer gewesen waren. Ein fühlbarer Mangel an Geschütz und Reiterei machte sich bemerkbar, und es wäre wohl besser gewesen, wenn man mit dem Kämpfen noch etwas gewartet hätte. Aber die Truppen sollten sich an das Feuer gewöhnen, und im übrigen hoffte man auch auf baldige Unterstützung von seiten der preußischen Armee, die bereits in Holstein stand.

Die einzelnen Teile des Heeres wurden in beträchtlichen Entfernungen von einander aufgestellt: Das Zentrum stand bei den Dörfern Bau und Niehuus in einer von Natur recht starken Stellung und wurde von dem tapferen Oberstleutnant Otto v. Baudissin befehligt. Es bestand aus sechs Kompagnien Infanterie. — Der linke Flügel, unter Hauptmann v. Schmidt, stand bei Harrislee; außer zwei Kompagnien Infanterie und einer Schwadron Dragoner befanden sich hier die Freischärler des Amtsverwalters v. Krogh. Dieses Korps, dessen 1. Kompagnie die später so rühmlich bekannten Bracklower Schützen bildeten, zählte 550 Mann. — Die Verbindung zwischen den beiden Heeresabteilungen sollte durch die Reiterei hergestellt werden, welche, 2 Regimenter stark, bei Fröslee, Ellund und Handewitt postiert war. — Der rechte Flügel, unter dem Major v. Michelsen, hatte bei Krusau und der Kupfermühle Stellung genommen; seine Vorposten hatten die nördlich gelegenen Höhen besetzt, die einen weiten Ausblick gestatteten. Bei diesem Heeresteile befanden sich außer einer Kompagnie Infanterie die von Kiel ausgerückten Truppen, das Jägerkorps und die Freischaren der Turner und Studenten. Die Turnerschar war 80 Mann stark und wurde von dem Hauptmann Henne, einem Buchbinder aus Breslau, geführt. Diesem Manne, der früher als Unteroffizier in der preußischen Armee gedient hatte, war auch die kriegerische Ausbildung der Turner zu verdanken. Das Korps der Studenten stand unter der Führung des umsichtigen Studenten Kier aus Apenrade und zählte 126 Mann; ihm war auch das neugebildete Scharfschützenkorps zuzurechnen, welches unter dem cand. jur. Versmann (jetzt Bürgermeister in Hamburg) stand. — Während die beiden Führer der Studenten noch heute am Leben sind (Hauptmann Kier war später Landrat in Heide), deckt den Führer der Turner, Henne, längst die Erde. Bei Bau verwundet, kämpfte er später wieder in den Reihen der Schleswig-Holsteiner, bis ihm beim Sturm auf Friedrichstadt ein Arm und drei Finger der anderen Hand weggeschossen wurden. Nach seiner Heilung wanderte er nach Amerika aus, wo er den Krieg der Nordstaaten gegen die Sklavenstaaten mitmachte. In diesem Feldzuge verlor er noch ein Bein. In fremder Erde fand dieser kühne Kämpfer der Freiheit sein Grab. — Jeder Abteilung des schleswig-holsteinischen Heeres waren zwei Geschütze beigegeben, sodaß die ganze Streitmacht 3000 Mann und 6 Geschütze betrug. In Reserve standen in Flensburg eine Batterie und ein Bataillon Infanterie; am Kampfe des 9. April nahmen diese Truppen nicht teil. — 1900 Mann waren aus übergroßer Furcht vor Überrumpelung nach der anderen Seite des Flensburger Meerbusens beordert worden; dies war ein Fehler, der sich schwer rächen sollte.

Nördlich von der schleswig-holsteinischen Armee stand das dänische Heer, 10500 Mann stark, mit weit überlegener Kavallerie und Artillerie. Dem schleswig-holsteinischen Zentrum gegenüber stand vor Bau die Avantgarde, 1200 Mann Infanterie, vier Geschütze und etwas Kavallerie. Dicht hinter der Vorhut stand die Hauptmacht, während gegen den rechten Flügel der Schleswig-Holsteiner ein Flankenkorps von 2500 Mann mit 6 Geschützen gesandt wurde. Im Flensburger Hafen lagen fünf dänische Kriegsschiffe und einige Kanonenboote, welche durch ihr Geschützfeuer in den Kampf eingreifen konnten. — Wenngleich die dänische Übermacht ja ganz bedeutend war, so hätten sich doch wohl das Zentrum und der rechte Flügel der Schleswig-Holsteiner in ihren starken Stellungen halten können,

wenn genug Truppen vorhanden gewesen wären, die linke Flanke zu sichern. Hier wäre der Platz für die fortgeschickten 1900 Mann gewesen. Im Westen lag die Schwäche der schleswig-holsteinischen Stellung. Von Norden nach Süden führt hier durch die Heide eine breite Landstraße, der Ochsenweg oder die Königsstraße genannt. Die Verteidigung dieser Straße erfordert, da die Gegend eben ist, größere Truppenmassen; da aber diese nicht vorhanden waren, so lag die Gefahr nahe, daß die Dänen, auf dem Ochsenwege vorrückend, die ganze schleswig-holsteinische Armee umzingeln und gefangennehmen konnten. Der General v. Krohn sah, obwohl er unbegreiflicher Weise keine Kenntnis vom Vorhandensein des Ochsenweges hatte, das Gefährliche seiner Stellung wohl ein und bat, sich zurückziehen zu dürfen; der Prinz von Noer stellte es aber dem General anheim, nach eigenem Ermessen zu handeln, und da er versprach, am 9. April bei dem Heere einzutreffen, so wurde der Rückzug bis zu diesem Tage aufgeschoben. Auch der Major v. Michelsen erkannte die gefährliche Stellung seiner Truppe, da für ihn im Falle einer Umgehung am wenigsten Aussicht auf ein Entkommen vorhanden war. Ihm wurde aber der Befehl gegeben, seine Stellung solange wie möglich zu behaupten. Später, während der Schlacht, soll ihm der Befehl zum Rückzuge erteilt worden sein; da aber war es bereits zu spät.

Nachdem die Dänen am 8. April bei einem Angriffe auf Bau zurückgeworfen worden waren, rückten sie in der Frühe des 9. gegen die schleswig-holsteinische Linie vor. Der Plan des dänischen Generals v. Hedemann war folgender: Die Avantgarde nimmt den Weg über Bau nach Flensburg; die Hauptmacht geht auf dem Ochsenwege vor und wirft den linken Flügel des feindlichen Heeres auf das Zentrum zurück, dabei gleichzeitig den Rückzug abschneidend. Das Flankenkorps hält den rechten Flügel durch ein Scheingefecht fest, bis die Umgehung vollendet ist, und wirft ihn dann auf die in Flensburg eingerückten Dänen, sodaß dann die ganze schleswig-holsteinische Armee gefangen ist. Die im Flensburger Hafen liegenden Kriegsschiffe unterstützen die Operationen durch ein energisches Feuer.

Um 6 Uhr morgens begann bei Bau der Kampf. Einige Stunden hielten hier zwei Kompagnien unter dem Hauptmann v. Jeß ihre Stellung, wurden dann aber durch die dänische Übermacht gezwungen, sich zurückzuziehen und den Ochsenweg preiszugeben, auf dem nun die Dänen vorrückten. Graf Baudissin hielt noch eine Stunde lang bei dem Dorfe Niehuus dem weit überlegenen Feinde stand, mußte sich dann aber zurückziehen, da ihn der energielose Major v. Kindt, der die linke Flanke sichern sollte, im Stiche ließ, und die Kavallerie mit der Artillerie auf Befehl des Generalkommandos nach Flensburg zurückgegangen war, statt die Verbindung zwischen dem linken Flügel und dem Zentrum aufrecht zu erhalten.

Gleichzeitig mit der Avantgarde hatte die dänische Hauptmacht den Ochsenweg betreten und griff bei Harrislee den linken Flügel der Feinde an. Hier befehligte Hauptmann v. Schmidt, und dieser tapfere Offizier war es, der das Zentrum der Armee rettete. Mit 850 Mann, worunter 550 Freischärler, hielt er stundenlang seine Stellung gegen 5000 Dänen und ging dann kämpfend auf Flensburg zurück. Leider wurde dieser tapfere Führer durch eine Kugel schwer verwundet und starb wenige Tage nach der Schlacht. Das v. Kroghsche Freikorps warf sich, von der feindlichen Reiterei verfolgt, in das Handewitter Gehege und entkam gegen Südwesten hin nach Holstein. Vor Flensburg trafen der linke Flügel und das Zentrum der Schleswig-Holsteiner zusammen; durch die Stadt nahmen sie ihren Rückzug. Die Höhen nördlich von Flensburg wurden von den Dänen besetzt.

Der rechte Flügel des schleswig-holsteinischen Heeres war bereits frühmorgens, als man den Feind heranrücken sah, in Kampfbereitschaft gesetzt, blieb aber unthätig, da die Dänen ihren Angriff auf die Stellung von Bau und Niehuus kon-

zentrierten. Als der Geschützdonner sich immer mehr nach Süden zog, unternahm Major v. Michelsen, da er vom Oberkommando weder Nachrichten noch Befehle erhielt, es gegen 11 Uhr, auf eigene Hand zu operieren. Er wollte dem Zentrum den Rücken decken und sein Korps mit jenem vereinigen. Um den Rückzug längs der von den Schiffskanonen bestrichenen Chaussee bewerkstelligen zu können, ließ er die dänischen Schiffe beschießen. Als aber seine beiden Geschütze dem überlegenen Feuer der Feinde weichen mußten, ließ er seine Truppe nach Westen schwenken, wo das Kluesrieser Gehölz Schutz gegen die Geschosse gewährte. Es sollte bis zu der von Bau nach Flensburg führenden Straße marschiert und auf dieser der Rückzug bewerkstelligt werden. Während sie bisher von den dänischen Truppen nichts gespürt hatten, wurden die Schleswig-Holsteiner jetzt plötzlich von hinter den Knicken liegenden Schützen beschossen. In dem nun folgenden Kampfe zeichneten sich namentlich die Studenten und Turner durch Mut und Unerschrockenheit aus. Sie bildeten die Nachhut und hatten die Aufgabe, die nachrückenden Dänen aufzuhalten. Durch lebhaftes Feuern und kühne Sturmangriffe gelang es ihnen auch eine Zeitlang; aber die Übermacht der Feinde war zu groß. Die Jäger, welche die Spitze des Zuges bildeten, stießen vor Flensburg auf die Dänen, die schon das Norderthor besetzt hatten und sie auf das bei einer hochgelegenen Windmühle kämpfende Freikorps zurückwarfen. Ein längeres Verweilen mußte verhängnisvoll werden, denn immer mehr Dänen langten vor Flensburg an. Darum suchte jeder Offizier seine Truppe zu ordnen, um durch einen Sturmangriff die Reihen der Feinde zu durchbrechen. Jäger, Studenten und Turner schlossen sich zusammen, froh, eine entscheidende That unternehmen zu können. Leider wurden gerade beim Sammeln nach dem ersten Anlaufe viele Offiziere verwundet: der Hauptmann der Studenten, der Führer der Turner, Major Michelsen und andere Offiziere der Jäger.

Dennoch kam die Sturmkolonne zustande: mit dem Rufe: „Hurra für Schleswig-Holstein!“ stürmten die todesmutigen Kämpfer den Hügel hinab. Bei den ersten Häusern der Stadt standen die Dänen, Hecken und Gräben mit Schützen besetzt haltend. Kein Schuß fiel aus den Reihen der Stürmenden, und auch die Feinde feuerten nicht. Erst als die Sturmkolonne bis auf eine geringe Entfernung herangekommen war, gaben die Dänen der dichtgeschlossenen Schar eine Salve, die verheerend wirkte: die Kolonne ward auseinandergesprengt; Tote und Verwundete bedeckten die Straße. Wer noch stand, suchte nur noch der Gefangenschaft zu entgehen; jeder fühlte, daß der Kampf zu Ende gehe. — In kleinen Scharen warfen sich die Zersprengten in die Vorstadt Flensburgs, als plötzlich aus dem Harrisleer Wege eine Abteilung dänischer Dragoner herbeisprengte, um die Flüchtlinge niederzuhauen. Diese aber warfen sich in die Häuser, erkletterten die Wälle, drückten sich an die Mauern und feuerten unter die Angreifer, daß Roß und Reiter stürzten und der Rest in eiliger Flucht davonjagte. Ein tollkühner Student, Ottens (als Leutnant bei Fredericia gefallen) hatte sich alleine der Reiterei entgegengestellt und mit seinem Bajonett zwei Pferde erstochen. Da der Weg durch die Stadt bereits durch dänische Infanterie verlegt war, so besetzten die Umzingelten eine Anzahl von Häusern, um sich in denselben noch so lange wie möglich zu verteidigen; die meisten Kämpfer fanden sich in den Gebäuden einer Eisengießerei zusammen, wo sie gegen die Geschosse der Kanonenboote einigermaßen geschützt waren. Eine Zeitlang wurde noch auf die anrückenden Dänen gefeuert, als aber die Munition ausging, steckten die Jäger weiße Tücher auf ihre Bajonette, zum Zeichen, daß sie sich ergeben wollten; gezwungen und widerstrebend folgten Turner und Studenten; die Waffen wurden, so weit möglich, unbrauchbar gemacht: dann lieferten sich die Kämpfer ihren Feinden aus. — Einigen gelang es, zu entkommen.

Der Gesamtverlust der Schleswig-Holsteiner in dem Gefecht betrug 950 Mann: 30 Tote, 143 Verwundete und 777 unverwundete Gefangene. An schwerverwundeten Offizieren fielen den Dänen in die Hände: Major Michelsen, Hauptmann von Schmidt, Hauptmann v. Wasmer, Leutnant v. Lützow und Unterarzt Dr. Weiß. Dieselben wurden zunächst in Flensburger Lazarette gebracht; nach kurzer Zeit aber kam der Befehl, sie nach Augustenburg zu überführen. Die dänischen Ärzte widersetzten sich dieser Maßnahme auf das nachdrücklichste, da, wie sie behaupteten, ein Transportieren den Verwundeten den Tod bringen müsse. Der dänische kommandierende General aber meinte: „Insurgenten gegenüber brauche man keine Rücksicht zu nehmen" und bestand auf der Ausführung seines Befehls. — Die Folge dieser unmenschlichen Handlung war, daß die fünf Offiziere ihren Wunden erlagen. — Major Michelsen war von dem dänischen Obersten Bülow noch in barbarischer Weise körperlich gemißhandelt worden. — Der schwerverwundete Führer der Studenten kam auf Verwendung von Flensburger Bürgern in Privatpflege und verdankte wahrscheinlich diesem Umstande die Erhaltung seines Lebens.

Am stärksten hatte das Kieler Freikorps in dem Kampfe gelitten; fast die Hälfte der auf schleswig-holsteinischer Seite Gefallenen hatte jener Schar angehört; die Studenten hatten an Toten und Verwundeten den fünften, die Turner den vierten Mann verloren. — Die Gefangennahme der tapferen Truppe war ein besonders harter Schlag, als damit dem jungen Heere die Elemente für ein einheimisches Offizierkorps für einen ganzen Feldzug verloren gingen. — Die Gefangenen wurden mit echt dänischer Brutalität behandelt, mit Schlägen und Kolbenstößen bedacht und mit gemeinen Schimpfwörtern überhäuft.

Daß das schleswig-holsteinische Heer unterliegen mußte, war vorauszusehen; zu bewundern ist noch, daß bei den vielen ungünstigen Umständen, welche für die Schleswig-Holsteiner während der Schlacht in Betracht kamen, daß bei der mangelhaften Organisation der Truppen, der gänzlichen Unfähigkeit des Oberbefehlshabers und des daher rührenden Mangels einer einheitlichen Leitung sowie der erdrückenden Übermacht des Feindes nicht das ganze Heer vernichtet wurde. Daß das nicht geschah, ist dem Heldenmut und der Umsicht einzelner Abteilungskommandanten (vor allem Oberstleutnant von Baudissin und Hauptmann von Schmidt) sowie der Tapferkeit der Truppen zu verdanken. — Der dänische Generalstabsbericht sagt, daß sich die Schleswig-Holsteiner mit verzweifeltem Mute verteidigt und mehrmals die dänischen Truppen zurückgetrieben hätten. Wie hartnäckig der Widerstand gewesen ist, erhellt aus dem Umstande, daß die Dänen trotz ihrer so unendlich überlegenen Artillerie fast ebenso viele Leute an Toten und Verwundeten verloren wie ihre Gegner. — Vor allem hatten sich die Freiwilligen ausgezeichnet, und nach Beendigung des Krieges war man in der dänischen Armee der Ansicht, daß in allen Kämpfen der drei Jahre keine Truppe, weder auf dänischer noch auf deutscher Seite, mit solcher todesverachtenden Tapferkeit gekämpft habe, wie die Schar der Studenten und Turner im Gefecht von Bau.

Den gefallenen Turnern ist an der Stätte, wo der letzte Sturmangriff unternommen wurde, am 25jährigen Gedenktage des Treffens von Flensburger Turnern ein Gedenkstein gesetzt worden, der am 9. April jedes Jahres durch Kränze geschmückt wird. — Aber auch die anderen Braven sind nicht vergessen, und wenn auch dem jüngeren Geschlecht in unseren Landen leider größtenteils die Kenntnis von den Ereignissen jener großen Zeit fehlt, so wird doch die fünfzigjährige Wiederkehr jener Tage die Kunde davon wieder wachrufen, und der müßte kein echter Sohn seines meerumschlungenen Vaterlandes sein, der nicht mit Stolz und Ehrfurcht dächte an die tapferen Kämpfer für Recht und Freiheit!

Zwei wertvolle Bereicherungen der schleswig-holsteinischen Litteratur.

Von Oberlehrer **H. Krumm** in Kiel.

II.

Wie ganz anders mutet uns der Roman von Adolf Bartels „Die Dithmarscher" an, dem wir uns jetzt zuwenden. Dort verschwimmende Weichheit in Stimmung und Umrissen, hier gedrungene Kraft und plastische Rundung! Der Gegensatz fällt sofort in die Augen. Sollte Kröger Recht haben, der schon als Knabe, bei seinen gelegentlichen Streifzügen in das benachbarte Dithmarscher Land, die Bemerkung gemacht hatte, daß „die scharfen, hartknochigen Sachsengesichter und die dazu gehörigen weichen Sachsenherzen aufhörten?" „Es begann," fügt er hinzu, „das Land der starken, gutgenährten, schönen Menschen des breiten Kinns . . . . . Der ganze Mensch trat uns mehr als Persönlichkeit entgegen, als Persönlichkeit, die ein herbes, hartes Gemüt haben konnte und jedenfalls einen klaren, durch Rührseligkeit nicht getrübten Blick besaß". — So einseitig diese Beobachtung, wie alle verallgemeinernden Beobachtungen, sein mag, es liegt doch viel Wahres darin. Es läßt sich schwerlich leugnen, daß in dem Charakter der Dithmarscher, die ihre alte Bauernfreiheit so zäh gegen Dänen und Holsten verteidigten, eine überschüssige Kraft und machtvolle Energie des Willens scharf hervorsticht, der sich die Nachgeborenen auch jetzt noch mit Stolz bewußt sind, und mit der sich ein harter Egoismus bisweilen paaren mag. Wer Altdithmarschen kennt, wird dies von vornherein begreiflich finden. Auch die bedeutendsten Dichter Dithmarschens, Groth und Hebbel, verschmähen nichts so sehr als die Sentimentalität, das Zerfließen in Gefühlen. Doch wird es allen, die sich tiefer in sie versenken, bald klar werden, daß die obige Bemerkung doch einer wesentlichen Einschränkung bedarf. Sie sind allerdings beide, obgleich große Lyriker, nicht bloß lyrische Naturen, wie es nach meinem Urteile z. B. Storm, auch der Novellist, bis in die letzte Periode seines Schaffens im wesentlichen geblieben ist, sondern übertreffen ihn und andere gleichartige Talente jedenfalls an Umfang. Hebbel auch wohl an Kraft der poetischen Begabung, ohne ihnen an Tiefe des Gefühls nachzustehn. So ist es Groth — ganz abgesehen von seinen epischen Dichtungen, die ich am meisten bewundere — auch in seinen Liedern mindestens ebensosehr um die treue Darstellung des dithmarsischen Volkstums zu thun, hinter dem die dichtende Persönlichkeit sich keusch zurückhält, als um dem Ausdruck seiner subjektiven Empfindung. Ich glaube nicht, daß seine Lyrik dadurch an Innigkeit und Wärme verloren hat. Als noch mehr spezifisch dithmarsisch erscheint Hebbels Eigenart. Er ist ohne Frage der niederschmetterndste und gewaltigste unserer Tragiker und stößt zarter besaitete Gemüter nicht selten ab. Auch als Lyriker verleugnet er nicht eine gewisse Sprödigkeit, die das im Herzen wogende Gefühl zurückdrängen möchte. Aber dieses Gefühl ist in allen seinen Schöpfungen, wenn auch öfters tief versteckt, dem feineren Ohre stets wahrnehmbar, wie eine in unterirdischer Verborgenheit rauschende Quelle, die plötzlich mit elementarer Gewalt mächtig hervorbricht. Gemeinsam ist ferner diesen beiden dithmarsischen Dichtern die Kampffreudigkeit. Mit dem Einsatz der ganzen Kraft hat Groth zeitlebens für das Plattdeutsche, die Gleichberechtigung und Wertschätzung der geliebten „Moderspraak", gestritten. Hebbel war das gegen den Strom schwimmen von jeher Bedürfnis, er rechnete auf die Anerkennung seines Strebens durch spätere Generationen und wies jedes Paktieren mit den Moden und Strömungen des Tages vornehm von sich ab; auf niemanden möchte das schöne Goethesche Wort so sehr Anwendung finden als auf ihn:

„Denn er ist ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein."

Das ist echt dithmarsische Art, und wer die Wurzeln dieser Kraft erkennen will, lese den historischen Roman „Die Dithmarscher," mit dem sich Adolf Bartels seinen größeren Landsleuten würdig anreiht.

Schwerlich wird ein Anderer wieder dieselbe Liebe zu der schönen Aufgabe, die Heldenzeit der Dithmarscher in einem weitgespannten Gemälde vorzuführen, und dieselbe Fähigkeit mitbringen, den großartigen aber schwierigen Stoff zu meistern. Dem Dichter ist der kühne Wurf gelungen, nicht so sehr, weil er jeden Fußbreit heimischen Bodens kennt und mit allen Quellen der Geschichte des Stammes gründlich vertraut ist, sondern vor allem, weil er mit so begeisteter Liebe an der glorreichen Vergangenheit hängt und weil sein Charakter und Talent, wie bei Groth und Hebbel, den echten Stempel dithmarsischer Eigenart tragen. Ein kurzer Blick auf seine Entwickelung wird dies klar zeigen. Der Kritiker und Essayist, in weitern Kreisen bis jetzt noch bekannter als der Dichter, hat unermüdlich mit scharfer Feder den Kampf gegen falsche Götzen und ungesunde Richtungen der jüngsten litterarischen Bewegung geführt; sein neuestes Buch über Gerhart Hauptmann, vielgeschmäht und von der kurzsichtigen Wut der Gegner angefeindet, wird je länger desto nachhaltiger wirken, weil es aus der Tiefe einer geschlossenen, festgegründeten, ästhetischen Überzeugung heraus furchtlos die Wahrheit sucht und verkündet. Über den Dichter ist ein abschließendes Urteil noch nicht zu fällen. Der Lyriker offenbart bereits in der bis jetzt allein vorliegenden Sammlung von Jugendgedichten, die neben manchem Unreifen auch viel Schönes enthält, daß er im Kerne seiner Artung Hebbel nahe verwandt ist und auf seinen Schultern steht. Der Dramatiker haßt falsches Pathos und entwickelt in einzelnen Scenen wenigstens dramatische Kraft; wahrscheinlich ist sehr Tüchtiges von ihm zu erwarten, sobald er einmal den seinem Talent zusagenden Stoff gefunden hat. Seine „Geschichten in Versen," die den Titel „Schleswig-Holstein meerumschlungen" tragen, sind in der Heimat viel beachtet worden, enthalten auch manches Schöne, sind aber noch zu ungleich in der Behandlung, als daß sie einen reinen Eindruck machen könnten. Das komische Epos: „Der dumme Teufel" dagegen, eine scharfe Satire auf das Deutschland unserer Tage, legt für alle, die sehen können und wollen, trotz einzelner Übertreibungen und Geschmacklosigkeiten, bereits einen bündigen Beweis ab von der seltenen Vielseitigkeit und der kräftigen Originalität seiner Begabung. Der vorliegende historische Roman endlich, einer der besten seiner Gattung, wird hoffentlich alle Freunde unserer Litteratur, in erster Linie die Schleswig-Holsteiner, veranlassen, dem Dichter näher zu treten und ihm die Ehre zu erweisen, die sie ihm schuldig sind.

Es ist eine Art von nationalem Epos, in dem kein Einzelner, sondern das ganze dithmarsische Volk die Heldenrolle spielt, was Bartels hier mit sicherer Hand entwirft. Sie steigt leibhaftig vor uns auf aus den Blättern dieses Romans, jene gewaltige Zeit des heißen Kampfes um Dithmarschens Unabhängigkeit, die mit der Hemmingstedter Schlacht beginnt, der größten, die je auf dem Boden der Cimbrischen Halbinsel gefochten worden, und mit der „letzten Fehde" schließt, in der die Sonne der Freiheit blutigrot untersinkt. Auf zwei verschiedene Weisen konnte der Dichter die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, lösen: er mußte entweder eine freie, in Stimmung und Ausführung subjektive Phantasie über die dithmarsische Geschichte schreiben, wie es etwa Wilhelm Jensen, allerdings nicht immer glücklich, mit Stoffen aus der Zeit der Hohenstaufen und des dreißigjährigen Krieges gemacht hat. oder eine schlichte Darstellung geben, der innere fortreißende Gewalt einzig und allein aus dem Stoffe selbst kommen konnte. Der realistische Dichter, dem daran lag, alles Zuständliche breit zu entwickeln, seine Landsleute, die er sich zunächst als Leser des Buches dachte, in ihre Vergangenheit gleichsam zurückzudrängen, schlug den zweiten Weg ein, er stellte das Geschichtliche in den

Vordergrund des Bildes, ohne gleichwohl auf rein dichterische Wirkung verzichten zu wollen. Wenige werden die großen Schwierigkeiten gerecht würdigen, die er bei der Ausgestaltung dieses Planes zu überwinden hatte, da wenige die dürftigen und widersprechenden Berichte kennen, aus denen er schöpfen mußte. Wie viele Phantasie und lebendige Gestaltungskraft mußte er aufbieten, um alle die historischen Vorgänge in einen wohlgeordneten pragmatischen Zusammenhang zu bringen! Eine so reiche Fülle von Einzelzügen, klar geschaut und kräftig umrissen, auf engen Raum zusammenzudrängen, war sicherlich keine leichte Aufgabe. Gerade das ist ihm aber so vorzüglich gelungen — das ist auch das Urteil Klaus Groths, dem niemand die Kennerschaft auf diesem Gebiete abstreiten wird —, daß es mich garnicht wundern sollte, wenn seine Darstellung der Ereignisse den Landsleuten unmittelbar und unwillkürlich als die einzig richtige erschiene.

Doch auch das noch Schwierigere, die Verkettung des Einzelschicksals mit dem Schicksale des Stammes, ist geglückt. Die Figuren, die er auftreten läßt, sind alle mit großer Kunst individualisiert, doch mußte die psychologische Analyse, nach Art unserer Modernsten, vermieden werden, da sie den Kern dieser einfachen, derben Bauernnaturen zerstört hätte. Sie sind alle wie aus einem Guß, aus hartem Gestein kraftvoll herausgemeißelt, und trotz der größten Unterschiede in Alter, Geschlecht und ursprünglicher Anlage verleugnen sie nicht den gemeinsamen Familienzug, der sie zu echten Kindern Dithmarschens macht. Sie gruppieren sich um die reckenhafte Gestalt Johannes Holms, der im Mittelpunkte der Handlung steht. Er feiert seine Hochzeit, als die schwarze Garde in das Land einrückt, er ist einer der Tapfersten bei Hemmingstedt, er erschlägt den eigenen Bruder Karsten, der aus Ehrgeiz zum Landesverräter geworden ist. Als der Apostel der neuen Lehre, Heinrich von Zütphen, einige Jahrzehnte später in Meldorf zu predigen beginnt, ist Johannes Holm sein Gegner, weil er ihren zersetzenden Einfluß auf das altdithmarsische Volkstum ahnt und fürchtet, er ist es denn auch, der dem Märtyrer den tötlichen Schlag versetzt. Er schürt später die Unruhen im Lande, welche der Ermordung Peter Swyns vorangehen, da er mit ganzer Seele an den festgeschlossenen Geschlechterverbänden hängt, auf die sich des Vaterlandes Kraft stützt. Als Greis kämpft er noch gegen die siegreich vordringenden Feinde und fällt, von den Kugeln der eigenen Landsleute durchbohrt, als auf der Koppel an der Aubrücke vor Heide die Freiheit auf immer unterliegt. Es ist bewundernswert, wie hier die Tragödie des einzelnen Geschlechts, der Individuen, mit der Tragödie des Volksstammes in eins zusammenfällt. Ueberhaupt ist die Komposition, in ihrer großartigen Einfachheit, der Gewaltigkeit des Stoffes durchaus ebenbürtig. Um nur eins herauszuheben: trotz der Liebe, mit der des Dichters Auge auf der Kraft und dem Heldentum der Dithmarscher weilt, wird ihr Schicksal doch als unabwendbar hingestellt. Wir erkennen klar die innere Auflösung der Formen, die sich überlebt haben, und blicken vorwärts in mildere, menschlichere Zeiten, die an Stelle der blutigen Fehden und wilden Sitten treten und dadurch für den Verlust der Freiheit entschädigen werden.

Mit derselben Treue wie das Individuelle der Personen ist auch das Landschaftliche behandelt. Schon die Einleitung trifft mit meisterhafter Sicherheit den Ton. Der von der Nordsee sausende Nordweststurm, der um seine Kirche wie zusammengeduckt liegende Ort Weslingburen, die herbstlich trübseligen Felder, die öden Watten draußen! Wir sind auf die Menschen vorbereitet, die zu dieser Natur passen. Doch auch alle späteren Bilder sind ebenso farbenfrisch, ob sich das unendliche Schweigen der weiten, in Schnee gehüllten Ebene vor uns aufrollt, oder der grüne, von der blauen Himmelswölbung überspannte Teppich der Marschen in goldner Frühlingszeit. Eine kurze Probe wird vielleicht manchen Lesern willkommen sein.

Kaum hat sich der Vorhang über die erschütternden und grausigen Scenen gesenkt, mit denen der erste Teil des Romanes schließt, als wir, zu Beginn des zweiten Teils, durch folgende, entzückend stimmungsvolle Einleitung überrascht werden: „Die Sommerstille kurz vor dem Beginn der Ernte lag über dem Lande Dithmarschen. Es waren wunderschöne Tage, der eine so klar und köstlich wie der andere. Das Sonnenlicht verbreitete einen wahrhaft goldenen Glanz über die weite Kornebene der Marsch, die Dörfer erschienen im blauen Duft, ein leiser Seewind kühlte die Hitze. Kein Laut war zu vernehmen, höchstens hier und dort das schwerfällige Wandeln des Viehs auf den fetten Weiden, ein kurzes Gebrüll der Rinder, ein Schütteln der Pferde. Sonst jene fast unheimliche Stille der völligen Einsamkeit im goldenen Tageslicht." Mit so wenig knappen Strichen dies Bild auch hingeworfen ist, es haftet in der Erinnerung und gewinnt, wie alles Echte, bei wiederholter Betrachtung.

Es ist selbstverständlich, daß die Kritik an dem schönen Werke auch manches aussetzen könnte, doch glaube ich, daß kaum ein ernsthafter Tadel erhoben werden dürfte, der nicht in der von dem Dichter gewählten Art der Behandlung seine Erklärung oder Entschuldigung fände. So ist es nicht zu leugnen, daß er manchmal zu lakonisch über die bedeutendsten Schicksale, die tiefsten Seelenerschütterungen seiner Personen hinweggeht. Man darf sicher sein, daß er dies gewollt hat, damit kein Einzelner sich ungebührlich vordränge, die Darstellung der unaufhaltsam vorwärts eilenden historischen Ereignisse nicht an Wucht und Konzentration einbüße. Er hat die Farben gespart, sie sind ihm nicht ausgegangen. Auf gewissen Höhepunkten der Handlung, für die der Dichter die volle Kraft zusammenfaßt, wird jeder Leser bis ins Innerste gepackt werden. Der nächtliche Ritt Karsten Holms von Meldorf nach Heide, die furchtbare Scene auf dem Sarzbüttler Moor, das den von Bruders Hand Erschlagenen verschlingt, die noch unheimlichere Scene auf dem Heider Marktplatz, wo Johannes Holm, als er sich selbst anklagt, den Bruder mit eigener Hand gerichtet zu haben, von dem ersten Blitzstrahl des plötzlich heranziehenden Unwetters getroffen zu Boden sinkt, auch manche zarte und rührende Momente der Erzählung, die mit gleicher Kunst ausgeführt sind wie die gewaltigen und großartigen, beweisen, daß der Verfasser sich ruhig an das Höchste wagen darf. — Andere werden klagen, daß Bartels sie durch die übermäßig vielen Namen, mit denen sie nichts anzufangen wissen, weil sie keine bestimmten Vorstellungen in ihnen erwecken, ermüde und verwirre. Wirklich wird uns, um ein Beispiel anzuführen, kein noch so kleines Dorf erlassen, wenn wir den „Bruder Heinrich" auf seiner Wanderung von Brunsbüttel nach Meldorf begleiten. Auch das ist Absicht. Der Dichter möchte durch diese Genauigkeit im Einzelnen den unmittelbaren Eindruck der Wirklichkeit hervorrufen und die Glaubwürdigkeit seines Berichtes erhöhen. Auch mag er hoffen, bei Landsleuten das, was er etwa bei Fernerstehenden dadurch verlieren könnte, doppelt und dreifach zu gewinnen. — Anderen mag die gelegentliche Steife und Trockenheit des Ausdrucks unangenehm auffallen. Doch möge man hierbei besonders vorsichtig im Tadel sein, da der Dichter doch längst vorher bewiesen hat, daß er das Instrument der Sprache in allen Registern zu spielen versteht. Er wollte in seinem Buche den Volks- und Zeitton so genau wie nur irgend möglich treffen, und manche Schwerfälligkeiten, die verwöhnten Lesern nicht behagen wollen, verstärken entschieden die beabsichtigte Illusion. Manches, das in hochdeutschem Gewande einen etwas zweifelhaften Eindruck macht, gewinnt unendlich, wenn man es in die plattdeutsche Mundart überträgt, die dem Verfasser, im Dialoge wenigstens, überall vorgeschwebt hat. — Doch, wie viel man auch im einzelnen tadeln möge, es bleibt sicherlich genug übrig, was dem Romane ein kräftiges Leben verspricht. Namentlich die Schleswig-

Holsteiner haben alle Ursache, sich den Namen des Dichters zu merken und seiner aufsteigenden Entwicklung mit regem Anteil zu folgen.

Meine ausführliche und liebevolle Besprechung hofft beiden Dichtern und ihren Werken in gleicher Weise gerecht geworden zu sein. Kaum wird es noch zum Schlusse der ernsten Mahnung an die Landsleute bedürfen, mit ihrem Dank gegen sie nicht zu kargen. In unseren Tagen herrscht nicht zum wenigsten auf dem Gebiete der Kunst und Litteratur jene mit einer tastenden Übergangsperiode untrennbar verbundene Zerfahrenheit und Unklarheit der Bestrebungen und Ziele, die viele, die nur naiv genießen möchten, verwirrt, auch wohl anekelt. Da ist es eine besondere Freude, auf Bücher zu stoßen, die nicht in den häßlichen Kampf der Parteien hinabgezerrt werden, die allen gefallen können. Seien sie denn den Empfänglichen, die sich warme Liebe für die schöne Litteratur bewahrt haben, nicht zuletzt auch allen Volksbibliotheken als gesunde Kost angelegentlichst empfohlen!

Mitteilungen.

1. „Dingstock." Noch bis in die neueste Zeit hinein wanderte in dem Dorfe Vorby bei Eckernförde der „Dingstock" von Haus zu Haus, um den Gemeindemitgliedern Bekanntmachungen zu unterbreiten oder dieselben zur Gemeindeversammlung anzusagen. Erst vor einem Jahre wurde, da die Gemeinde sich mehr ausgedehnt hatte, der „Dingstock" dort außer Gebrauch gesetzt, nachdem das eine der beiden vorhandenen Exemplare fast zwei Jahrhunderte seinem Zwecke gedient hatte. Der Vorbyer „Dingstock" ist eine oben mit einem Ringe versehene eiserne Klammer, in welche die zusammengefalteten Zirkulare hineingeschoben wurden, um in derselben, vom Gemeindevorsteher ausgesandt, in festgesetzter Ordnung von Nachbar zu Nachbar weitergegeben zu werden und endlich an die Ausgangsstelle zurückzugelangen. Nach mir erteilter Auskunft trägt der ältere „Dingstock" auf der einen Seite die Jahreszahl 1697 und die Buchstaben BB; Eingravierungen auf der andern Seite sind unleserlich geworden. Auf der zweiten Klammer findet sich die Jahreszahl 1777. Das Jahr 1897 sah den Vorbyer „Dingstock" durch mehrere Aushängekästen und bei kurzen Bekanntmachungen durch einen Boten mit einer Glocke ersetzt. F. Lorentzen, Kiel.

2. Nutt, butt, jiepsteert — ein Jugendspiel hinterm Ofen.*) Wenn wir zu Hause an langen Winterabenden im traulichen Stübchen hinter dem warmen Ofen saßen und Langeweile spürten, dann pflegten wir Brüder uns die Zeit mit einem Glücksspiel zu vertreiben. Aus seinem wohlgefüllten Nußbeutel nahm mein Bruder einige, jedoch höchstens drei Nüsse in seine fest geschlossene Hand, hielt mir sie hin und rief: „Nutt, butt, jiepsteert?" Antwortete ich auf gut Glück etwa: nutt (eins), so öffnete er die Hand. War in diesem Falle nur eine Nuß darin, so gehörte sie mir, waren es aber butt (zwei) oder jiepsteert (drei), so mußte ich die Differenz aus meinem Nußbeutel begleichen. (Der Ratende gewann überhaupt stets, wenn er den Inhalt richtig nannte; er verlor, wenn er falsch riet.) Dann kam ich an die Reihe u. s. f. — So ist dies harmlose Glücksspiel noch jetzt in Kisdorf bei Kaltenkirchen im Gebrauch. In Söhren, Kreis Segeberg, pflegt man den drei Zahlwörtern den rätselhaften Ausdruck hinzuzufügen: „Hatt för't erst!"

Hamburg. C. H. Dannmeyer.

3. Roland. Zu den bisher nachgewiesenen 47 Rolandsarten (wovon in Holstein allein 5) tritt Schleswig als der 48. Hier — wie auch an den andern Orten — stand der Roland auf dem großen Markt, oben auf dem Bake (Pranger). 1564 und 1565 wurde er repariert, noch 1646 mit großen Kosten neu wieder aufgerichtet. Es scheint bemerkenswert, daß hier bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts feierliche Rundgänge um die Säule stattfanden, und die Säule zugleich als Pranger benutzt ward. Daneben stand das Drillhaus, welches Umhertreiber und Betrunkene aufnahm, mit folgender Inschrift:

Alle lose Gesindel schrenk ich ein,
hüte dich, daß du nicht kommst drein!

J. J. Callsen, Flensburg.

(Nach Dr. Sach, Geschichte der Stadt Schleswig 1875.)

4. Die Spätzin als Pflegemutter. Schon oft habe ich Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie sehr die Meisen und Schwalben unter der Frechheit und Bosheit des Spatzen zu leiden haben. Umsomehr war ich überrascht, als ich im vorigen Sommer eine Handlungsweise dieses schlimmen Gesellen sah, die ihn in ein besseres Licht stellt. Auf dem

*) Zu vergleichen: Handelmann, Volks- und Jugendspiele, S. 35.

Schulhofe hörte ich eine junge Bachstelze nach Futter schreien und schaute aus dem Stallgebäude hin. Ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu können, als ich eine Spätzin heranfliegen sah, die dem Schreihals Futter in den geöffneten Schnabel reichte. Ich konnte noch eine Zeitlang beobachten, wie die Spätzin in kurzen Zwischenräumen wiederkehrte und den Hungerleider versorgte. Als die Bachstelze mir aus den Augen gekommen war, wagte ich mich hervor und verscheuchte sie leider, konnte aber noch beobachten, wie die Spätzin ihr sogleich folgte. Ob wohl die Spatzenmutter die Bachstelze auch schon ausgebrütet hatte?

Eschenburg, Holm.

5. Das Übernachten der Vögel an Bord eines Schiffes auf hoher See. Im Herbste des Jahres 1889 beteiligte ich mich an einer Expedition zur Erforschung von Heringslaichplätzen in der Nordsee. Als wir uns mit unserm Schiffe ca. 50 Seemeilen nordwestlich von Sylt befanden, erhielten wir Besuch von kleinen Vögeln, u. a. von einigen Schnepfenarten. Die Tiere waren offenbar sehr erschöpft, weil sich ihnen nirgends ein Ruhepunkt bot, und ließen sich ohne Scheu auf unserm Dampfer nieder. Nachdem sie sich ein wenig erholt hatten, liefen sie auf dem Deck hin und her und waren so zutraulich, daß selbst das Gerassel der Dampfwinde sie nicht zu verscheuchen vermochte. Hoch über uns zog ein kleiner Habicht seine Kreise, der offenbar die Veranlassung gewesen war, daß sich die kleinen Vögel Schutz suchend auf unserm Schiffe niedergelassen hatten. „Lat em man tofręd'n," sagte der Steuermann des Schiffes, „de kümmt ok noch to uns an Bord." Und so geschah es. Als der Abend hereinbrach, setzte auch er sich auf dem Mast des Schiffes nieder und ließ sich alsdann vom Steuermann ruhig herunterholen. Als derselbe mir seine Beute überreichen wollte, fragte ich ihn, ob es nötig sei, bei dem Fang eines solchen Vogels Handschuhe anzuziehen. „Ja," erwiderte er mir, „aber keen von Glacé; son Art mut man mit Fußhandschen gripen; de Brüder könt bös bieten." — Als ich am andern Morgen in aller Frühe auf das Deck kam, saß der Habicht wohlverwahrt unter einem Torfkorbe, während die andern Vögel vom Deck auf das Reeling hüpften, um bald darauf das Schiff unter lautem Gekreisch und Gezwitscher zu verlassen und dem Lande zuzufliegen. Den Habicht aber behielten wir noch einige Tage an Bord, bis wir in die Nähe von Helgoland kamen, wohin er sicherlich mit gutem Appetit — er hatte während seiner Gefangenschaft jegliches Futter verschmäht — geflogen ist. — Das Übernachten von Landvögeln an Bord der auf hoher See befindlichen Schiffe geschieht nicht selten. Die Seeleute lassen sie ruhig gewähren. „Wi lat se ruhig betämen," erklärte mir der Steuermann, „denn gewöhnlich, wenn wi den euen Dag na de Vageln griept, könt wi de anner Dag in de Segel griepen," was so viel heißen soll, daß es dann Sturm giebt und die Segel gerefft werden müssen.

Kiel. A. Hinkelmann, königl. Oberfischmeister.

Fragen und Anregungen.

Erforschung unserer heimatlichen Seen. Mit einer Monographie über unsere Seen beschäftigt, bitte ich die Vereinsmitglieder um gefällige Mitteilungen und Litteraturangaben über die schleswigschen Seen (besonders Wittensee und Bistensee) und die nordholsteinischen Seen (besonders Westensee und Selenter See). Zumal wären mir Bemerkungen über vorhandene ältere Karten und Tiefenkarten, wie über ausgeführte Lotungen erwünscht. Im voraus besten Dank.

Gut Westensee. Alfred Berg.

Kleine Nachrichten.

Bei Pahlhude ist ein Kreidelager entdeckt worden; ein Förderschacht von 38,75 m ist kürzlich vollendet worden, und demnächst wird der bergmännische Betrieb beginnen. — Auf dem Knivsberg ist ein Turn- und Spielplatz fertiggestellt worden; demnächst denkt man mit dem Turmbau zu beginnen. — Der geplante Abbruch der Duburg in Flensburg ist regierungsseitig untersagt worden. — Am 28. Februar ist Professor Dr. Eduard Alberti, der lange Jahre Universitäts-Bibliothekar in Kiel gewesen ist, in Voorde gestorben. Er hat sich durch wissenschaftliche und populäre Abhandlungen, durch Gedichte und Jugenderzählungen bekannt gemacht; ein besonderes Verdienst hat er sich durch sein „Lexikon der schleswig-holstein-lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller von 1829 bis 1866" erworben.

Buchbesprechung.

Die Erhebung Schleswig-Holsteins vom 24. März 1848. Aufzeichnungen aus dem Nachlaß von Karl Friedrich Lucian Samwer. Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann. Preis 1 M.

Mit Freuden begrüßen wir die von seinem Sohne besorgte Herausgabe der Aufzeichnungen eines Mannes wie Samwer, der sowohl 1848 wie 1863—66 den leitenden Männern nahe gestanden hat. Als Professor der Geschichte in Kiel hat Samwer bekanntlich im Verein mit Droysen die „aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik seit 1806," eine gründliche Widerlegung der Hirngespinnste des dänischen Historiographen Wegener, herausgegeben; für die Rechte der Augustenburger ist er von jeher warm eingetreten und ja schon in Gotha für das zu bildende Ministerium Friedrichs VIII. in Aussicht genommen gewesen. Das in seiner, dann in seines Sohnes Karl Samwer Verwahrung befindliche Archiv des Herzogs hat endlich die Grundlage gebildet für das vor einem Jahre erschienene Werk: Schleswig-Holsteins Befreiung, von Professor K. Jansen und K. Samwer.

Die vorliegende, 34 Druckseiten enthaltende kleine Schrift besteht aus zwei Teilen. Der erste behandelt die Ereignisse vom 23. März bis zum 5. April 1848 in knappen Zügen und ist, wie im Vorwort gesagt wird, 1852 niedergeschrieben, der zweite ist betitelt „Aus den Lebenserinnerungen Samwers" und erst 1878 während einer schweren Krankheit des Verfassers aufgezeichnet worden. Samwers Schilderung der Vorgänge am 23./24. März in Kiel (im 1. Teil) bringt zu dem von O. Fock, Friedrich von Noer und Hansen (Der 24. März nach „authentischen," leider aber nicht näher bezeichneten Quellen) Gesagten nichts wesentlich Neues. In den „Lebenserinnerungen" aber wird das Gesamtbild um einige Einzelheiten bereichert, die sich freilich nicht immer mit den Berichten Focks und des Prinzen vereinigen lassen. Da Samwer, wie gesagt, mit den leitenden Männern in engster Verbindung stand und bei diesen sein staatsmännischer Rat etwas galt, so verdient seine Auffassung und Darstellung der Sache im ganzen vielleicht den Vorzug vor manchen anderen. In einigen abweichenden Punkten machen dagegen die Schilderungen Focks in ihrer Ausführlichkeit und zeitlichen Aufeinanderfolge einen glaubwürdigeren Eindruck, während Samwers Angaben in der Zeit vielfach vor- und wiederzurückgreifen, häufig auch mit einem bescheidenen „ich meine" eingeleitet sind (namentlich betrifft das die Vorgänge auf dem Rathause). Dazu kommt, daß Fock noch in der Nacht vom 23./24. einen Bericht für die „Weser-Zeitung" geschrieben hat, auf den er zurückgreifen konnte. Daß die vorhandenen Berichte in den Nebendingen nicht immer stimmen, ist indessen bei der herrschenden Aufregung psychologisch wohl erklärlich, und solcher gehässigen Auslassungen, wie sie gegen die Aufzeichnungen des Prinzen gemacht worden sind, hätte es nicht bedurft. Lägen Berichte von Beseler selbst und von Reventlou vor, so würde man wahrscheinlich auch hier nicht alles in Einklang bringen können. — Neu erscheinen, soweit nicht andere Augenzeugen darum wissen, z. B. folgende Punkte bei Samwer: — Auf dem Rathause habe der Stadtsyndikus Witte den Vorsitz geführt, also nicht M. T. Schmidt, wie Fock, allerdings auch mit Vorbehalt, meint. Zum Obersten Hoegh begab sich Beseler in der Begleitung Samwers und einiger Bürger. Darunter mag denn jener in der Nacht nach Rendsburg abgesandte Bote (Hirschfeld) gewesen sein, dessen „Kleine Beiträge," wie schon im vorigen Heft der „Heimat" angedeutet, ein etwas reichliches Selbstbewußtsein durchblicken lassen. Samwer berichtet nun, daß Hoegh erst in der Nacht das Kommando niedergelegt, vorher aber schon um seinen Abschied nachgesucht habe. Das abfällige Urteil Focks über Stein wird von Samwer vollauf bestätigt. Derselbe habe im Auftrage der auf dem Rathause Versammelten den General Krohn an der Spitze des Militärwesens, Olshausen und Claussen als Mitglieder der Regierung haben wollen, ohne überhaupt beauftragt worden zu sein. Abweichend von Fock („Heimat" Nr. 3, S. 64 oben) wird von Samwer noch berichtet, daß der Herzog von Glücksburg aus dem Rathaussaale zurückgewiesen worden sei. Die Rathauspartei hat übrigens auf die Bildung der Regierung so gut wie keinen Einfluß ausgeübt. Beseler, der Prinz und Reventlou (gegen Bargum protestierte der erste selbst in dessen Gegenwart) hatten, der weit stärkeren konservativen Partei sicher, den Gang der Dinge in der Hand. Daß man Olshausen und Schmidt in die Regierung (Samwer hatte „Regentschaft" vorgeschlagen) mit aufnahm, war ihr freier Wille. — Was noch die persönliche Anteilnahme Samwers betrifft, so interessiert es, zu erfahren, daß er das Kommando über die 38 Kieler Freiwilligen übernahm, welche den Zug nach Rendsburg mitmachten. Ihre Namen werden auf S. 31 veröffentlicht. — Bisher nicht gedruckte Einzelheiten finden sich bei Samwer noch über die Einnahme von Rendsburg. Es handelte sich bei dem Einfahren des Zuges namentlich darum, ob eine Brücke niedergelassen war, welche von dem außerhalb der Festungswerke gelegenen Bahnhofe in die Festung selbst, und zwar in einen trockenen Graben auf den Punkt führte, wo Altstadt und Neuwerk sich verbinden. Über die weiteren Ausführungen Samwers ließen sich noch manche Vergleiche mit dem bereits vorhandenen Material machen, doch verbietet das der in diesem Hefte der „Heimat" recht beschränkte Raum.

Dr. Gloy.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 5. Mai 1898.

Die Schlacht bei Hemmingstedt.

Von Adolf Bartels.

Die Schlacht bei Hemmingstedt, wohl die größte, die jemals auf dem Boden der cimbrischen Halbinsel geschlagen worden ist, gehört zu denen, über welche völlige Klarheit und absolute Gewißheit heute nicht mehr zu erlangen ist. Es fehlt der Bericht eines kriegskundigen Augenzeugen; die wichtigste gleichzeitige Quelle, des Hamburger Domherrn Albert Krantz Saxonia, giebt wohl nur das, was in Hamburg über die Schlacht bekannt wurde, Neocorus, über fünfzig Jahre nach der Schlacht geboren, bringt die dithmarscher Überlieferungen, mit dem, was seither über die Schlacht gedruckt worden und ihm zugänglich war, in Einklang gesetzt; die Holsteiner Johann Petersen und nach ihm Johann Ranzau und Cilicius Cimber (Heinrich Ranzau) mögen die holsteinische Überlieferung vertreten, sind aber als Angehörige des besiegten Volksstammes nicht eben glaubwürdig. So steht weder die Größe des gegen die Dithmarscher kämpfenden Heeres noch die Zahl der in der Schanze befindlichen Dithmarscher noch die Lage dieser Schanze und damit der Ort der Schlacht noch endlich die Zahl der auf fürstlicher Seite Gefallenen vollständig fest, und wenn auch der Verlauf der Schlacht im allgemeinen übereinstimmend geschildert wird, ein klares Bild im einzelnen ist nicht leicht zu gewinnen. Namentlich über die Lage der dithmarscher Schanze und den Ort der Schlacht hat sich neuerdings wieder ein heftiger Streit entsponnen, der sogar praktische Bedeutung gewann, da von ihm die Entscheidung über die Aufstellung des im Jahre 1900 zu errichtenden Hemmingstedt-Denkmals abhing. Diese Entscheidung ist inzwischen erfolgt, wie ich glaube, durchaus richtig.

Es giebt, wie ich hier des Breiteren kaum auseinanderzusetzen brauche, eine Art Prüfstein für die Richtigkeit von Schlachtberichten, wodurch falsche Angaben widerlegt, Unklarheiten aufgehellt, zweifelhafte Thatsachen zur Evidenz erhoben werden können: die genaue Untersuchung der Gegend, in der die Schlacht stattfand, nämlich. Freilich, auch Gegenden

Digitized by Google

verändern sich im Laufe der Jahrhunderte, Moore werden ausgetrocknet, Heiden kultiviert, Wälder abgeholzt, Wege verlegt, Gräben zugeworfen. Doch ist wenigstens die Terraingestaltung im ganzen nicht zu verändern, Hügelland kann nicht zur Ebene, Marsch nicht zu Geest werden, und alle Veränderungen pflegen auch irgendwie Spuren zurückzulassen, aus denen ein scharf beobachtender Blick auf den ursprünglichen Zustand Schlüsse ziehen kann. Die Schlacht bei Hemmingstedt hat, das wissen wir bestimmt, in der Marsch stattgefunden, und gerade die Marsch ist eine sozusagen historische Gegend par excellence, ihre Wurten und Wege, Deiche und Dörfer predigen ihre Geschichte bis in die Vorzeit zurück. So können wir denn auch einigermaßen genau feststellen, wie die Hemmingstedter Gegend um das Jahr 1500 aussah, und danach ergiebt sich, wie ich glaube, auch ein ziemlich gutes Bild der Schlacht. Ich bedurfte eines solchen für meinen Roman „Die Dithmarscher“ *) und habe deshalb die Gegend mit Zuhilfenahme guter Karten sorgfältig studiert; für mich giebt es seitdem kaum Zweifel mehr über den Ort und den Verlauf des großen Kampfes.

König Hans und sein Bruder Herzog Friedrich hatten mit ihrem gewaltigen Heere, das, wenn auch nicht, wie die Dithmarscher angaben, 30—40000 Mann, doch sicher 20000 Mann zählte, darunter 6000 Mann Garde und 2000 Ritter, die hohe Lieth, den Dithmarschen und Holstein verbindenden Heiderücken, bei Grünthal am 11. Februar 1500, einem Dienstage, überschritten und die erste Nacht in Albersdorf gerastet. Am Mittwoch zogen sie von Albersdorf (wohl über Tensbüttel, Süderhastedt, Frestedt) nach Windbergen. Der Marsch war strategisch sehr geschickt und zeigt, daß die Fürsten landeskundige Führer hatten; denn erstens umgingen sie dadurch die jenseits Tensbüttel beginnende, von der Meldorfer Landstraße durchschnittene Süderhamme (im weiteren Sinne), die hier aus Ausläufern des großen Riesewohldes und dem von den Dithmarschern jedenfalls besetzten, durch Schanzen verteidigten Engpaß der Dellbrücke bestand; zweitens ließen sie unentschieden, ob ihr Angriff auf den Süderstrand oder Meldorf gerichtet sein werde. Hätten die Dithmarscher hier Widerstand leisten wollen, so hätte es bei Frestedt, hinter dessen Bach sich alte Befestigungen finden, geschehen müssen; nachdem Windbergen erreicht war, war es zu spät, dem Feinde stand der Weg über Gudendorf in den Süderstrand und nach Meldorf offen. Natürlich war es auf die alte Landeshauptstadt abgesehen, der Zug dorthin erfolgte aber nicht — was wieder das Vorhandensein landeskundiger Führer beweist — auf dem über den Elpersbüttler Donn führenden gewöhnlichen Verbindungswege zwischen Windbergen und Meldorf, sondern durch die Niederung des Windberger Sees und über Wolmersdorf. Durch diese Niederung führt noch heute

*) „Die Dithmarscher,“ geschichtlicher Roman in 4 Büchern. Verlag von Lipsius & Tischer, Kiel und Leipzig.

nur ein Fußsteig, und es wird berichtet, daß dieser von Wasser überlaufen war; das Wasser war aber jedenfalls fest gefroren, sonst wäre der Zug eines solchen Heeres mit seinem ungeheuern Trosse hier ganz unmöglich gewesen. So kam der Feind von Osten an Meldorf heran, während die Dithmarscher ihn im Süden von Meldorf, an der Bohlenbrücke, wo sich eine Hamme befand, d. h. Fluß (Süderau), und die an ihn heranstreichenden Dünenhöhen des Ammerswurther Sandbergs eine feste Stellung ergaben, erwarteten. Es sollen hier aber nur von den Dithmarschern angenommene Landsknechte gewesen sein, die nun, da der Feind von Osten kam, sofort, jedenfalls am Meldorfer Hafen entlang nach Norden, über die Mielbrücke flohen. Meldorf wurde geplündert, alles, was von seinen Einwohnern zurückgeblieben war, erschlagen.

Die nächsten drei Tage, den Freitag, Sonnabend und Sonntag, blieben die Fürsten, wahrscheinlich, weil sie nun die Unterwerfung der Dithmarscher erharrten, in Meldorf, und das ward ihr Verderben; denn in der Nacht vom Sonntag auf den Montag trat plötzlich Tauwetter ein, und damit wurde der beschlossene Marsch nach Heide, der durch die Marsch gehen mußte, auf alle Fälle schwierig, weshalb denn auch der Feldmarschall Hans von Ahlefeld vom Aufbruch abriet. Dagegen meinte der Anführer der schwarzen Garde, Junker Schlenz, daß das trübe Wetter mit Sturm, Regen und Schneegestöber dem Zuge gerade günstig sein werde, da man den Feind so überraschen könne, und seine Ansicht drang durch, man erwartete wohl garkeinen Widerstand der Dithmarscher. Diese aber hatten durch einen aufgefangenen Kundschafter von dem geplanten Zuge nach Heide erfahren und ihre Maßregeln getroffen: der Landweg zwischen Meldorf und Heide war durch eine auf Wolf Isebrands Rat über Nacht aufgeworfene Schanze gesperrt worden. Zwischen dieser Schanze und Meldorf fand denn am Montag, dem 17. Februar des Jahres 1500, die große Schlacht statt, die man allgemein die Schlacht bei Hemmingstedt heißt.

Sehen wir uns nun die Gegend zwischen Meldorf, Heide und Wöhrden, die so ungefähr ein rechtwinkliges Dreieck mit dem rechten Winkel bei Wöhrden bildet, etwas näher an! Sie ist größtenteils Marsch, im Westen vom Meer, im Osten von der großen Fieler Niederung begrenzt, doch springt von Nordosten, von Heide, die Hemmingstedter Geesthalbinsel ziemlich tief in die Marsch hinein und nähert sich der Meldorfer Geesthalbinsel bis auf wenig mehr als eine Stunde (6 km). Gelang es dem fürstlichen Heere, glücklich an die Hemmingstedter Geest heranzukommen, so war es geborgen; denn von nun an führte der Weg sicher auf dieser dahin, sowohl der alte Landweg, der westlich von Hemmingstedt die Dünen von Lieth und Lohe benutzte, wie der über Hohenheide gehende direkte Verbindungsweg zwischen Hemmingstedt und Heide. Zwar Reste von alten Befestigungen hat man, wie an so vielen Punkten Dithmarschens,

auch hier entdeckt, aber gegen ein solches Heer hatten die schwerlich etwas zu sagen. Den Dithmarschern also galt es, den Feind von der Geest überhaupt fernzuhalten, und so mußten sie ihre Schanze in der Marsch, zwischen Hemmingstedt oder richtiger Lieth (denn dieses Dorf berührt die alte Landstraße, nicht Hemmingstedt) und Meldorf aufwerfen. Wo nun aber da? Doch sicher an einem Orte, wo der Feind nicht ausweichen, die Schanze nicht umgehen konnte. Nach Osten war eine Umgehung überhaupt nicht möglich, da lag die große wasserreiche und unwegsame Fieler Niederung; aber nach Westen in die Marsch hinein, größtenteils in der Richtung auf Wöhrden führten manche Wege, meistens wohl Dammwege, wie es die bedeutenderen Marschwege damals alle waren, und es war also die Möglichkeit auszuschließen, daß der Feind, den Weg nach Heide gesperrt findend, die Richtung auf Wöhrden, das ja auch wichtig genug und Hauptquartier der Dithmarscher war, einschlage. So muß denn die Lage der Schanze im Hinblick auf die Wege, die von der Meldorf-Heider Landstraße nach Westen abgehen, bestimmt werden, und in der That haben auch alle neueren dithmarscher Geschichtschreiber dies versucht.

Es sind namentlich zwei Anschauungen, die sich da gegenüberstehen: nach der einen lag die Schanze dort, wo ein Nebenweg nach dem Kanzlei genannten Hofe von der Meldorf-Heider Landstraße abgeht, auf der Dehling, reichlich 4 km von Meldorf, unmittelbar an der Wurt, die der hier doch schwerlich täuschenden Überlieferung nach das Dusenddüwelswarf ist; nach der andern hat man sie viel weiter nördlich, genau westlich von Hemmingstedt, wo sich der Weg nach diesem Dorfe von der Landstraße trennt, zu suchen. Die erstere Anschauung ist namentlich von Kolster, die letztere von Chalybaeus vertreten worden; Nehlsen, der jüngste der dithmarscher Historiker, hat sich gegen Chalybaeus erklärt, ohne doch selbst eine Hypothese über die Lage der Schanze auszusprechen. Für Kolster ist unbedingt die Tradition, die die Schlacht am Dusenddüwelswarf stattfinden läßt; da Neocorus, der Vertreter dieser Tradition, zu Wöhrden, unweit des Schlachtfeldes und noch in den Zeiten der Freiheit geboren war, ist hier die Tradition natürlich nicht wie eine beliebige Sage zu behandeln. Aber, sagen nun die Gegner der Kolsterschen Anschauung, eine wichtige Episode der Schlacht kann ja immerhin am Dusenddüwelswarf stattgefunden haben; daß die Schanze dort war, wird keineswegs berichtet. Zwischen dem Dusenddüwelswarf und Hemmingstedt lag das wilde Schwienmoor — ist es wahrscheinlich, daß die Dithmarscher dieses im Rücken Stellung genommen hatten? Und weiter: konnte sich das gewaltige feindliche Heer bis eben über Epenwöhrden hinaus auch nur einigermaßen entwickeln, singen nicht alte Lieder, daß die Schlacht „vor der Thür" von Hemmingstedt stattfand, heißt sie nicht nach Hemmingstedt und selbst nach Lieth, wie denn ein Zeitgenosse berichtet, daß die Garde und des Königs von Dänemark Volk „in campo prope Lyt pagum" (auf einem Felde bei der

Feldmark oder dem Dorfe Lieth) gefallen seien? So scheint Chalybaeus' Ansicht doch schwerwiegende Gründe für sich zu haben.

Die Entscheidung bringt die genaue Betrachtung der Gegend, und sie bringt sie so vollständig und unwiderleglich, daß von einer Verteidigung der Chalybaeusschen Hypothese überhaupt nicht mehr die Rede sein kann. Gesetzt, das fürstliche Heer wäre über das Dusenddüwelswarf und die Dehling hinausgekommen, hätte das Schwienmoor auf der Landstraße durchquert und sich Hemmingstedt genähert, so hätte es, sobald die dithmarscher Kugeln aus der Schanze einschlugen, nicht bloß einen, sondern vier Wege zum Ausbiegen in die Marsch gehabt, und die Zusammenkeilung und Stockung des Zuges hätte einfach garnicht stattfinden können. Diese vier Wege sind: der Weg von Epenwöhrden über die Kanzlei und Ketelsbüttel nach Wöhrden (der Fußweg von Meldorf nach Wöhrden), der Nebenweg von der Dehling zur Kanzlei, ein zweiter Nebenweg, der nördlich des Schwienmoors nach der Kanzlei führt, endlich der Weg nach Böddinghusen (s. die Kartenskizze). Diese vier Wege gehen auf einer Strecke von höchstens 3 km von der Meldorf-Heider Landstraße ab; anzunehmen, daß ein auf dieser Strecke befindliches Heer, dessen Marsch durch einen Angriff von

vorne gehemmt wird, sie nicht zur Ausgleichung der eingetretenen Stockung benutzen sollte, wäre doch wohl geradezu thöricht. Ja, selbst ein Versuch, die ganze Marschrichtung zu ändern, statt auf Heide, auf Wöhrden zu ziehen, wäre bei solcher vierfachen Gelegenheit unzweifelhaft gemacht worden. Nun könnte man freilich einwerfen: Existierten denn jene Wege damals auch schon? Wer die Marsch kennt, wird das nicht bestreiten, die Wege neueren Ursprungs sind verhältnismäßig selten in ihr, die meisten Wege gehen sogar auf alte Deiche und Dämme, Verbindungen zwischen den einzelnen Wurtsiedelungen, zurück. Also, nimmt man die Schanze westlich von Hemmingstedt an, so war es unschwer möglich, ihr und ihrem Feuer auszuweichen.

Aber weiter: Zwischen dem Schwienmoor und Hemmingstedt, genau zwischen den beiden zuletzt genannten Wegen, liegt auch noch eine ziemlich große Geestinsel mitten in der Marsch — wer von der Hemmingstedter Geest auf dem alten Landwege durch die Marsch nach Epenwöhrden wandert, bemerkt mit Erstaunen, daß die Gräben zu beiden Seiten des Weges plötzlich wieder aufhören und die Knicke wieder anfangen. Lag die Schanze unmittelbar westlich von Hemmingstedt, so konnte das fürstliche Heer unangefochten auf diese Geestinsel, die sich natürlich als niedriger Hügel darstellt, gelangen und hatte damit den beherrschenden Punkt der Gegend, eine vorzügliche Position zur Aufstellung des Geschützes, selbst zur Ausbreitung eines Teiles der Truppen gewonnen. In einer Entfernung von kaum einer Viertelstunde sah es dann auch rechts die Masse der Hemmingstedter Geest (ich weiß freilich nicht, wie viel das trübe Wetter verbarg, aber fortwährend war doch sicher nicht alles verborgen) und damit das Ziel, das erreicht werden mußte. Gewiß hatte das schreckliche Unwetter das Heer mitgenommen, gewiß wirkte der unerwartete Angriff der Dithmarscher verblüffend, aber wenn ein solches Heer von 20000 Mann das rettende Ziel einmal vor sich sieht und der Gegner zunächst nur wenige hundert Mann stark ist, dann ist an ein Halten nicht mehr zu denken, das Ziel wird erreicht. Auch wird ja in der That von mutigen Umgehungsversuchen der Garde berichtet — wie hätten sie bei solcher Lage, wie wir sie, genau der Gegend entsprechend, soeben geschildert haben, scheitern können? Selbst ein Umgehungsversuch über Böddinghusen wäre dann naheliegend und von den Dithmarschern kaum zu hindern gewesen.

Wie ganz anders stellen sich die Dinge dar, wenn man die Kolster'sche Anschauung für richtig hält und die Schanze nach der Dehling in die Nähe des Dusenddüwelswarfs verlegt. Da haben die Dithmarscher zwar das Schwienmoor im Rücken, aber da Wöhrden das Hauptquartier ist und der Rückzug auf dem Weg nach der Kanzlei vor sich gehen mußte, macht das ja garnichts aus, abgesehen davon, daß die Landstraße doch eben durch das Schwienmoor führt, und für die wenigen hundert Verteidiger der Schanze zum Rückzug auch diese wohl genügte. Natürlich lag die

Schanze südlich von der Wegteilung, nach Meldorf zu, aber wahrscheinlich doch ganz unmittelbar südlich, so daß sie sich direkt an das Dusenddüwelswarf selber, das die Ecke zwischen den beiden Wegen ausfüllt, anschloß. Damit hatten die Dithmarscher die die Gegend beherrschende Position; denn das Dusenddüwelswarf, nun wohl stark zusammengesunken, muß, wie ja der Name andeutet, eine Wurt von auffälliger Mächtigkeit gewesen sein; hinter ihr, auf dem Wege nach der Kanzlei, fanden die Dithmarscher, die nicht in der die Landstraße sperrenden Schanze waren, guten Schutz, von ihr herab konnten die Ausfälle der Dithmarscher auf die die Schanze zu umgehen versuchende Garde die größte Wucht gewinnen. Nehmen wir diese Position an, so wird der Kampf völlig in die tiefste Marsch verlegt, an ein Erblicken der rettenden Geest ist nicht zu denken, an ein Ausweichen nur auf dem einen Wege von Epenwöhrden aus, aber natürlich drängte sich grade am Dorfe alles am wirrsten und wüstesten zusammen, und dann zeigt auch dieser Weg kein Ziel, scheint sich in der Marsch zu verlieren, wird dazu noch früher als das eigentliche Schlachtfeld von der von Westen, von Barsfleth kommenden Überschwemmung erreicht worden sein. Wären die Feinde der Dithmarscher aber auch diesen Weg gezogen, so hätten sie so gut wie an der Dehling Widerstand gefunden; Kranz berichtet, daß ein Teil der Dithmarscher anderswo als in der Schanze Stellung genommen hätte, und das kann nur an der Kanzlei gewesen sein. Dieser detachierte Haufe aber konnte in wenig mehr als zwanzig Minuten zum Dusenddüwelswarf gelangen und die dort Kämpfenden verstärken, hat es jedenfalls auch gethan. So war die Lage des fürstlichen Heeres hier von vornherein ziemlich aussichtslos. Die Landstraße war zwar ziemlich breit, wie sie es auch heute, wo sie längst nicht mehr die Hauptverkehrsader des dithmarscher Landes, sondern ein stiller Landweg ist, noch erscheint, die Garde und die übrigen Fußtruppen hätten auf der mehr als ein Kilometer langen Strecke von Epenwöhrden bis zur Dehling wahrscheinlich leidlich Platz gefunden, aber ihnen nach drängte die Reiterei aus Epenwöhrden hervor, und diesem Dorfe näherte sich von der Meldorfer Mielebrücke her der gewaltige Troß, so daß denn bald alles „gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge" war. Da schlugen nun die Kugeln der Dithmarscher ein, ausweichen ließ sich nicht, weil eben dort, wo es hätte geschehen müssen, im Dorfe Epenwöhrden, das Gedränge am größten war, den Nachkommenden das Dorf ja den Anblick des Schlachtfeldes verbarg — also los auf die Schanze! Auch hat es natürlich nicht im Willen der Garde gelegen, zurückzuweichen, sie hat sich das Nehmen des Hindernisses zunächst nicht allzuschwierig vorgestellt. Es gelang ihr, über die Seitengräben aufs Feld zu kommen und sich zu entwickeln — ich nehme an, daß dies namentlich links vom Wege, dem Dusenddüwelswarf gegenüber geschah, das sich ja als die zu nehmende Position darstellen mußte und in der That, in der Hand der Garde, die Dithmarscher von Wöhrden abgeschnitten, sie die

Schanze zu verlassen gezwungen hätte. Hier also links vom Wege, auf den großen Feldstücken, die man auf alten Karten[1]) denn auch als „Blutfeld" bezeichnet findet, entwickelte sich der heftigste Kampf, hier trafen die sich immer mehr verstärkenden Dithmarscher und die Garde in wiederholten Zusammenstößen zusammen, hier ward die Garde vernichtet, und damit das Schicksal des Tages entschieden. Denn zu einem Angriff der Reiterei kam es nicht, inzwischen war wohl schon die Überschwemmung, durch Öffnung der Barsflether Schleuse verursacht, zu weit fortgeschritten. Aber auch der Rückzug war nicht mehr möglich; wohl jenseits Epenwöhrden hatten sich die Wagen des Trosses so schrecklich ineinander verfahren, daß die Straße völlig gesperrt war, und so wurde denn fast das ganze fürstliche Heer, das schon durch das Unwetter halb und halb kampfunfähig gemacht worden war, von den Dithmarschern erschlagen.

Auf die Einfügung der überlieferten Einzelzüge in dieses kurze Schlachtbild verzichte ich; sie passen alle mehr oder minder zu der geschilderten Lokalität. Nur über die Zahl der Dithmarscher in der Schanze möchte ich noch einiges sagen. Neokorus läßt hier nur dreihundert Mann sein, Kranz redet von mehreren Tausend da aber der dithmarscher Chronist die Heimat seiner Dreihundert genau angiebt (die Kirchspiele Oldenwöhrden, Hemmingstedt und Neuenkirchen, die etwa vierhundert Mann stellen konnten), so dürfte doch seine Nachricht nicht so ohne weiteres abzuweisen sein. Ein wenig umfangreiches, nur einen Weg sperrendes Bollwerk konnte auch garnicht mehr als dreihundert Mann Besatzung gebrauchen, und die Dithmarscher mochten zunächst wirklich nicht mehr zur Verfügung haben; denn die Errichtung der Schanze war ja erst am Sonntag Abend beschlossen worden, und die verschiedenen Haufen der Dithmarscher standen natürlich an den gewohnten Punkten, wo ein Angriff erwartet werden konnte: die Nordhamminger an der Tielebrücke, die Mittel- und Westerdöffter zum größeren Teil in der Hamme östlich von Heide (auf die das fürstliche Heer von Meldorf über Sarzbüttel und Odderade leicht losrücken konnte). Verfügbar waren in Wöhrden also jedenfalls nur die Meldorfer, die dann an der Kanzlei Stellung nehmen mußten, und die Mannschaften jener Kirchspiele. Aber die übrigen Haufen hatten Ordre, denen in der Schanze zuzuziehen, und sind denn wohl auch bald erschienen, zunächst die, die an der Kanzlei standen, dann die aus der Hamme, der stärkste Haufe, mit dem die Zahl der kämpfenden Dithmarscher sicher auf einige tausend Mann (die Kranz'sche Zahl!) stieg, endlich auch die Nordhamminger. Diese aber sollen sich in Hemmingstedt verzögert haben, was ganz unmöglich wäre, wenn die Schlacht „vor der Thür" dieses Kirchdorfs stattgefunden hätte. So spricht alles gegen die Verlegung des Schlachtfeldes nördlich des Schwienmoors; am oder im Schwienmoor selbst kann die Schanze aber natürlich

[1]) Wenn ich Geerz' historischer Karte trauen darf!

auch nicht gelegen haben, da dann ja gerade den Dithmarschern die Bewegungsfreiheit genommen, ein Ausfall z. B. unmöglich gewesen wäre — bleibt also nur die Dehling! Hier mitten in der Marsch, die sich nach und nach zum Meer verwandelte (die Barsflether Schleuse lag keine dreiviertel Stunden entfernt und das Wasser konnte sich durch einen mehrästigen Strom rasch verbreiten), ist das stolzeste Heer, das nicht bloß der deutsche, sondern der europäische Norden jemals sah, in weniger als drei Stunden vernichtet worden. Es mag die schauerlichste Schlacht der Weltgeschichte sein, diese Schlacht bei Hemmingstedt: Himmel und Erde, Meer und Land, alles wirkte mit zum Untergange der Eroberer, und sobald diese ihre Lage erkannten, gab es nichts mehr für sie als völlige Verzweiflung. Ein Wunder, daß noch die Fürsten entkamen!

Die Eckernförder Fischerei.

Von F. Lorentzen in Kiel.

III.

Althergebracht ist auch die Betriebsweise, die man in dem bedeutungsvollsten Zweige der Eckernförder Fischerei, der **Herings- und Sprottenfischerei,** befolgt. Ein Bild von Eckernförde aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts zeigt, daß schon damals mit großen Zugnetzen von zwei Booten aus am Strande in unmittelbarer Nähe der Stadt in fast gleicher Weise gefischt worden ist, wie man noch heute an der ganzen Küste der Eckernförder Bucht die Fischerei mit den großen Heringswaden betreibt. Die Art und Weise ist im großen und ganzen dieselbe geblieben, aber der Betrieb gerade dieses Zweiges hat sich vor allem zu ganz bedeutender Höhe aufgeschwungen.

Im Jahre 1833 besaßen die Eckernförder Fischer nur 9 Heringswaden, und bis 1841 war die Zahl erst auf 12 erhöht. Als man aber zu Anfang der neuen Fangperiode im Herbste 1842 beabsichtigte, noch zwei neue dieser großen Geräte einzustellen, da wurde aufs bestimmteste Verwahrung dagegen eingelegt, weil es nicht für angängig gehalten wurde, die Zahl noch zu vermehren. Unterm 4. Oktober 1842 findet sich im Protokoll des Fischer-Vereins folgende begründende Eintragung: „Die Vorsteher sowohl, als auch die übrigen Wadenfischer mit Ausnahme der Beteiligten sind der Meinung, daß mehr als 12 Waden nicht gleichzeitig existieren können, ohne sich zu sehr zu beschränken.“ Der vorgebrachte Protest hat wahrscheinlich keinen Erfolg gehabt; im Dezember schon sah eine neue Generalversammlung von den letzten Beschlüssen ab, und 14 Waden waren alsbald in Betrieb. Hiermit scheint nun das Mögliche erreicht gewesen zu sein, ist doch diese Zahl lange Zeit nicht wesentlich überschritten worden. 1850 waren 16 Waden vorhanden, doch war man in diesem Jahre insofern weitergegangen, als man einzelne der bis dahin benutzten kleinen Waden, welche mit vier Mann bearbeitet wurden, in große Netze gleicher Art umwandelte, welche sechs Leute erforderten. Von der Zeit an wurden die großen Waden immer mehr eingeführt. Im Herbst 1874 wurde mit 23, 1884 mit 35, 1890 mit 57 solchen Geräten gefischt. Der Betrieb der Fangperiode 1895/96 umfaßte 53 Waden und 106 Boote mit 318 Mann Besatzung. Das in den Fahrzeugen und Geräten angelegte Kapital belief sich auf etwa 180000 ℳ, dem ein Ertrag von etwa 180000 ℳ gegen-

überſteht. Im Herbſt 1896 wurden ſogar 61 Waden eingeſtellt, aber die Fangergebniſſe waren ſehr wenig befriedigend, ſo daß der Geſamtertrag wohl nur die Hälfte der Summe des ebenfalls nicht gerade günſtigen Vorjahres erreicht haben wird. Trotzdem wurden im Herbſt 1897 für die jetzige Fangperiode 62 Waden in 124 Booten in Betrieb genommen, und 372 Leute ſind dabei beſchäftigt.

Mehr als ein Drittel aller an der Oſtküſte Schleswig-Holſteins verwendeten Waden findet ſich in Eckernförde, und dabei iſt zu bemerken, daß die anderswo benutzten meiſtens kleinerer Art ſind. Die Eckernförder Heringswaden ſind Zugnetze von äußerſt beträchtlichen Dimenſionen. Sie beſtehen aus einem mächtigen Sack, der aus ſieben ſich ſtetig verjüngenden Netzringen zuſammengenäht wird und hinten in eine Art Netzſchlauch von 7 m Länge, die „Pinne", endigt. Dieſer große Fangſack, der „Hamen," hat eine Länge von 18 m und mißt an ſeiner vorderen Öffnung 48 m im Umfang. An dem Hamen ſitzen als Leitnetze zwei Flügel von je 128 m Länge; dieſelben haben anfangs eine Tiefe von 22 m, ſind aber nach vorn bis auf 7 m abgeſchrägt. Der dort an den Simmen befeſtigte „Bogen," ein etwas gekrümmter Holzſtab, mißt nur reichlich 1 m, ſo daß ſchon dadurch veranlaßt wird, daß beim Einziehen des Netzes die Flügel ſich genügend bauſchen und nicht wie ſteile Wände im Waſſer ſtehen, wenn auch die am Oberſimm angebrachten großen Korkſtücke nach oben, die am Unterſimm hängenden Steine, unter denen ſich Exemplare von 4 bis 10 kg befinden, nach unten ziehen. In der Mitte jedes Bogens iſt eine Leine von 380 m Länge befeſtigt, an welcher das gewaltige Netz ans Boot herangewunden wird.

Zu jeder Wade gehören 2 Boote, große, offene Fahrzeuge, welche am Kiel eine Länge von 6 bis 7 m, über Steven eine ſolche von 8 bis 10 m und eine Breite von $2^1/_2$ m haben. Sie ſind ſtark und dauerhaft, im Winde ſteif, von großer Tragfähigkeit und dabei gute Segler. Wie die Quaſen, ſind auch die Wadenboote und faſt alle Eckernförder Fahrzeuge auf der kleinen Werft des Schiffszimmermeiſters Glaſau in Eckernförde erbaut worden, und zu ihrer Entſtehung haben die an der Bucht belegenen herrlichen Waldungen von Altenhof, Noer, Hemmelmark und Ludwigsburg manch ſtolzen Eichbaum und manche ſtattliche Buche preisgeben müſſen. Die Glaſauſche Werft hat wohl über 300 Boote geliefert, von welchen eine Reihe auch auswärts, ſo an der Kieler Föhrde, an der Schlei, in Neuſtadt, Travemünde, Tönning ihre Auftraggeber hatten. Die hintere Hälfte eines jeden Wadenbootes wird faſt ganz von dem hochaufgetürmten Netz eingenommen, ſo daß nur ein Sitz für den Steuerer frei bleibt. Vorne ſind drei Sitzbretter angebracht, von denen zwei zur Aufnahme der Maſten eingerichtet ſind, die breite Sprietſegel tragen. In der Mitte liegt quer von Wand zu Wand eine Winde mit zwei durchgehenden Speichen, mit welcher die Leine aufgewunden und das Netz gezogen wird. Unter dem mittleren Sitzbrett ſteht eine große Holzmulde, die zur Aufnahme des Fanges beſtimmt iſt und etwa 300 bis 800 Wall Sprotten zu faſſen vermag. Zur weiteren Ausrüſtung gehören ein kleiner Anker, zwei gewaltige Riemen aus Föhrenholz von 7 m Länge, ein paar Keſcher und zwei Pulſe[1]), hohle, an Stielen befeſtigte Gefäße, mit denen man ins Waſſer ſtößt, um durch den Schall die Fiſche ins Netz zu ſcheuchen. Es finden ſich dort ferner eine Saugpumpe zum Ausſchöpfen des Waſſers, das beim Einziehen des Netzes mit ins Boot gebracht wird, eine Laterne und ein Kompaß, ſeit einiger Zeit auch wohl ein großer eiſerner Grapen, in welchem Holzfeuer angefacht wird, wenn es gilt, zur Stärkung in kalter Nacht den Kaffee zu bereiten, für deſſen Bereitung in einem Holztönnchen oder in einem Keſſel friſches Waſſer mitgenommen wird.

[1]) Vergl. Abbildung Heft 1 S. 13.

Die Fischerei mit den großen Heringswaden dauert sieben bis acht Monate. Lange Zeit hindurch wurde der Anfang alljährlich auf den 20. oder 21. September und der Schluß auf den 15. Mai des folgenden Jahres angesetzt. Erst in den letzten acht Jahren hat man einzeln auch schon im August Fangversuche unternommen, aber selten sind die Resultate bedeutende gewesen, und die volle Aufnahme des Betriebes fand nach wie vor um die Herbst-Tag- und Nachtgleiche statt. Im Herbste wird fast ausschließlich in der Nacht gefischt, während im Frühjahr sowohl schon gegen Abend, wie auch am frühen Morgen das Netz gezogen wird. Über die Zeit und die Höchstzahl der Züge in einer Nacht hat der Vorstand des „Vereins der Wadenfischer" den Beschluß zu fassen, dem jedes Mitglied unterworfen ist. Innerhalb der getroffenen Vorstandsbestimmungen vereinbaren sich wieder die Fischer, die Fangplätze derselben Station befischen sollen, über die Zeit des Hinausfahrens, und dann wird der Mannschaft, von welcher gewöhnlich einer für die Nacht das Wecken übernimmt, die Stunde des Versammelns bestimmt.

Zur festgesetzten Zeit kommen die Leute schweren Trittes nach der Schiffbrücke hinunter. Große Stiefel reichen ihnen bis hoch über die Kniee hinauf, dicke „Isländer" müssen gegen die Kälte der Nacht schützen. Nur bei regnerischem Wetter ist die blaue Schiffermütze oder der alte weiche Filzhut mit dem geölten „Südwester" vertauscht und der Ölrock über die Schulter geworfen. Eine Schürze, „Schotfell" genannt, und Ärmel aus geöltem Leinen, wie eine wohlgefüllte Proviantkiste vervollständigen die Ausrüstung. Ist die ganze Mannschaft zur Stelle und das Wetter günstig, so werden alsbald die Taue losgeworfen, und die Fahrt nach dem Fangplatz beginnt. Gewöhnlich sind die beiden Boote (Abbildung S. 39) nebeneinander zusammengekoppelt. Bei stillem Wetter übernimmt einer das Steuer, und die übrige Mannschaft arbeitet an den vier gewaltigen Riemen. Wenn es irgend angeht, wird aber anstatt dieser oftmals sogar dreistündigen Ruderfahrt der Fangplatz unter Segel aufgesucht. Vor dem Winde ist es eine schnelle Fahrt; die beiden Sprietsegel eines jeden Bootes werden dann je nach links und rechts wie Schmetterlingsflügel aufgestellt und bieten dem Winde eine große Fläche dar. Bei entgegengesetztem Winde müssen die Boote aber kreuzen. Dann wird vorerst der eine Flügel des großen Netzes abgetrennt, die Boote werden losgekoppelt, und jedes Fahrzeug erreicht für sich allein den Fangplatz. Nach der Ankunft dort vereinigen sich beide wieder, das Netz wird durch eine Naht schnell wieder verbunden, und alles ist zum Zuge klar. Mit achtzig bis hundert kräftigen Ruderschlägen werden die vereinigten Boote quer vom Ufer seewärts gerudert. Dann beginnen zwei Mann mit dem Aussetzen des Netzes, zunächst des Hamens, dann der Flügel, während je zwei Mann die nun getrennten und sich immer mehr von einander entfernenden Boote in einem Bogen dem Lande zurudern, bis die langen Leinen von der Winde abgelaufen sind. Nun kommen die Anker über Bord, und es beginnt das eigentliche Ziehen oder Einwinden des Netzes. Je zwei Mann arbeiten an den Speichen der Winde, der dritte achtet auf die straff gewundene Leine und kommt auch, wenn es nötig ist, seinen Genossen zu Hülfe. Um ein gleichmäßiges Ziehen herbeizuführen, sind auf den Leinen Merkmale angebracht; sobald dieselben ans Boot heranreichen, wird es der anderen Mannschaft durch Zuruf kundgethan. Sobald die Enden der Flügel ans Boot herangewunden sind, werden die Anker wieder gelichtet, und die Boote fahren, nun sich einander nähernd, während die Leinen wieder abrollen, dem Ufer zu, um sich dort zu vereinigen und wieder zu ankern. Das Winden beginnt von neuem und währt so lange, bis das Netz wieder bis an den Bord reicht. Nun wird das Gerät von den nervigen Händen der Fischer an den Simmen gepackt und ins Boot hineingezogen. Dabei werden schon die mit den Köpfen in den Maschen der Flügel

hängenden Heringe und Sprotten, „dat Bestick," abgeschlagen und aufs hintere Sitzbrett geworfen. Reichliches „Bestick" läßt auf reichen Fang schließen; dieser wird im Hamen umschlossen und durch die geöffnete „Pinne" ins Boot gebracht, zunächst in die beiden Mulden, wenn dieser Raum aber nicht ausreicht, auch in die freien Vorboote. Nach dem Ausfall des ersten Zuges wird, wenn die Vereinbarungen es zulassen, oft ein zweiter und noch ein dritter gethan. Ist die Heimfahrt beschlossen, so gilt es meistens, möglichst schnell die Ware an den Markt zu bringen, und je nach der Gunst des Wetters führt eine Segel- oder eine Ruderfahrt in den Hafen zurück.

In den ersten Vormittagsstunden wird an der Schiffbrücke der Fang je nach seiner Größe in Mengen von 20 bis 60 Wall in Auktion an die Fischhändler und an die Inhaber der großen Räuchereien verkauft, und alsbald beginnt man mit dem Aussammeln und Einzählen der verkauften Fische. Wenn guter Fang heimgebracht worden ist, bietet die Schiffbrücke ein sehr interessantes Bild. Am Bollwerk entlang sind bei jedem Liegeplatz auf losen Böcken Tische errichtet, deren

Teilansicht des Auktionsplatzes an der Eckernförder Schiffbrücke.
(Nach einer Original-Aufnahme des Photographen G. Haltermann in Eckernförde.)

Platten an der Längsseite mit hoher Kante versehen, an den Enden aber frei sind. Aus den Bootsmulden werden die Heringe und Sprotten mit Keschern in Körbe gefüllt, aus diesen wieder auf die Zähltische geschüttet, und die Fischer suchen und zählen nun die Fische aus, vereinigen vier zu einem Wurfe und fügen nach jedem zwanzigsten (1 Wall) einen Wurf als Zugabe unter der Bezeichnung „voll" hinzu. Bei großen Erträgen wird vom Zählen Abstand genommen; dann werden die Fische nach Gewicht oder nach Maß (Kiste, Zuber) verkauft. Da reihen sich dann Kisten an Kisten, Körbe an Körbe, alle voll silberglänzender Ware, die alsbald gleich „grün" versandt oder vorerst mit Karren und Rollwagen nach den dortigen dreißig großen Fischräuchereien befördert wird.

Vielfach zahlen die Käufer den Betrag der empfangenen Waren sogleich in klingender Münze aus. Wie liegt es da nahe, daß der Fischer, falls der Fang

nicht allzuklein ausgefallen ist, nach den Anstrengungen in der oft recht kalten Nacht und nach dem oft stundenlangen Hantieren am Hafen sich ein wenig Erholung und Stärkung in den nahe gelegenen warmen Wirtsstuben gestattet! Die zusammengehörigen Gesellschaften laben sich am braunen Gerstensaft und am dampfenden Grog, rauchen ihre Zigarre und sind alsbald im eifrigsten Gespräch. Man unterhält sich über die Erlebnisse der letzten Ausfahrt, trifft Vereinbarungen über den Fangplatz und über die Stunde der Zusammenkunft für die neue Fahrt und teilt den Nebenerlös vom letzten Fang. Nach kurzer Rast geht es heim, und ein fester Schlaf giebt Kraft zur Arbeit in kommender Nacht.

Die Fangplätze für die Wadenfischerei ziehen sich vom letzten Duc d'Alben des Hafens an der Nordküste der Föhrde bis fast nach Waabs und an der Südküste bis unter Grönwohld hinaus. Fangplatz reiht sich an Fangplatz, im ganzen sind fast 100 Plätze an der Küste für die Wadenfischerei in Anspruch genommen, so daß dieselben vom Gerät der Kleinfischerei frei gehalten werden müssen. Sie führen die Bezeichnung „Züge" und tragen von alters her bestimmte plattdeutsche Namen, jedoch sind oftmals mehrere „Züge" unter dem Namen einer Station zusammengefaßt und werden alsdann einzeln nur nach Nummern unterschieden. Einzelne Namen entsprechen denen der Ortschaften am Ufer oder ganzer Uferstrecken, wie Noer, Lindhöft, Louisentog, Ohrt, Kronsort, Wik. Andere sind von der Beschaffenheit des Meeresgrundes an jener Stelle hergeleitet, so Kul, Mœlenkul, Lukskul, Schar, Knappschar, Sot, Pahlentog. Viele sind Merkmalen und Eigentümlichkeiten des Ufers entlehnt, so Eekholt, Steenwall, Scheedtun, Appelbom, Au, Bek, Nibek, Fulbek. Unmittelbar beim Hafen liegt „Keteltog"; dort soll man einmal in alter Zeit einen großen kupfernen Kessel mit dem Netz heraufgeholt haben. Auch der Humor ist bei der Benennung zu seinem Rechte gekommen; ein Zug an der Südküste nahe der Stadt wird nämlich „Hot" genannt, weil auf dem Gelände der dortigen Uferstrecke oft ein alter Fischer arbeitete, der wegen seines eigenartigen Hutes bekannt war. Die „Züge" werden unter die einzelnen Waden verlost; da aber die Zahl der Plätze die der Waden übertrifft, so werden auf eine Nummer zuweilen mehrere zusammengelegt, dabei gewöhnlich so verteilt, daß ein „Zug" der Außenföhrde mit einem der Binnenföhrde oder ein solcher an der Südseite mit einem an der Nordküste verbunden ist. Diese Verlosung findet zwei-

Heringswade, auf einen Wagen geladen, zur Fahrt nach dem Trockenplatz.
(Nach einer Original-Aufnahme des Photographen G. Haltermann in Eckernförde.)

mal in jeder Fangperiode statt, einmal zu Beginn im Herbste, das zweite Mal zu Anfang der Frühjahrsfischerei gleich nach Neujahr. Innerhalb der durch das Los bestimmten Reihenfolge tritt alle 24 Stunden ein Wechsel ein, nämlich so, daß jedem Berechtigten der „Zug" von Sonnenaufgang bis zu Sonnenaufgang zufällt. Durch mancherlei Bestimmungen wird der große Betrieb weiter aufs beste geregelt.

Bei der Frühjahrsfischerei schließen sich je zwei Waden zu einer „Kompanie" zusammen. Selten werden dann noch beide Geräte benutzt, sondern gewöhnlich wird nur das eine in Betrieb genommen, während das andere in der Zeit zum Trocknen auf „Stöken" gehängt wird. Meistens ist dann die Mannschaft auf acht Leute erhöht, so daß vier bei jeder Ausfahrt freibleiben. Als Trockenplätze werden eine Anzahl Weidekoppeln in der Nähe der Stadt gemietet und mit „Stöken" besetzt. Auch schon im Herbst müssen die Waden, die im Boot nie trocken werden, etwa alle zwei bis drei Wochen herausgenommen und aufgehängt werden. Die Steine werden alsdann abgelöst, das Netz wird hoch aufgestapelt auf den Wagen geladen, die Mannschaft setzt sich oben darauf, und so geht es zur Stadt hinaus. Gleiche Fahrt wird unternommen, wenn das trockene Gerät wieder in die Fahrzeuge geschafft werden soll. Um das Netz dauerhaft zu machen, wird dasselbe einmal vor Beginn der Fangperiode und nochmals während derselben mit einer heißen braunen Lauge aus Catechu oder Terra japonica, einem Extrakt aus dem Holze einer Akazienart, getränkt.

Wenn die Wade zum Trocknen aufgehängt ist, wird in der Zwischenpause zugleich jedesmal Abrechnung über den bis dahin erzielten Verdienst gehalten, und den einzelnen Leuten wird ihr Anteil ausgekehrt. Der Lohn der Mannschaft besteht nämlich in einem Anteil an den Einnahmen, welche jeder Fang bringt. Vom Gesamtbetrag fällt eine Hälfte den Besitzern der Wade zu, während jeder der Mannschaft — wenn der Besitzer auch zu derselben gehört, also auch dieser — im Herbste den sechsten, im Frühjahr, wenn die „Kompanien" gebildet sind, den zwölften Teil der andern Hälfte empfängt. Nach dieser Norm stellt sich der Durchschnittsverdienst eines Wadenfischers für eine Fangperiode auf 300 bis 500 ℳ; jedoch ist zu bemerken, daß bei dieser Rechnung eben nur der Gewinn, der aus den gefangenen Heringen und Sprotten erzielt wird, Berücksichtigung findet. Alle anderen im Fang enthaltenen Fische, wie Makrele, Dorsch, Wittling, Butt, Aal, Hornfisch, Lachs, Lachsforelle, werden als „Plattfische" (ursprünglich sind also wohl nur die Buttarten gemeint) bezeichnet, und der Erlös aus denselben wird in sechs oder zwölf gleiche Teile geteilt, ohne daß den Besitzern als solchen für die Hergabe des Gerätes etwas von diesen Erträgen zuerkannt wird, und doch belaufen sich diese „Plattfischgelder" für den einzelnen durchschnittlich auf etwa 250 ℳ. Wenn die Wadenfischerei zeitweilig überhaupt wenig lohnend ist, kommt man wohl auch dazu, einfach den Erlös aus dem ganzen Fange nur für die Mannschaft aufzuteilen, um den Leuten einen größeren Verdienst zu gewähren. Freilich jederzeit kann dieses Prinzip nicht durchgeführt werden, muß doch auch den Besitzern ein Sonderverdienst zufließen, zumal die jährlichen Reparaturen am Gerät sich schon auf etwa 500 bis 600 ℳ belaufen.

Die Wadenfischerei wird durchaus nicht allein von Berufsfischern betrieben, sondern manche der dabei beschäftigten Leute haben nur die Gelegenheit ergriffen, auch im Winter guten Verdienst zu erlangen. Viele sind Arbeiter, Gelegenheitsarbeiter vom Hafen, vom Lande, wie von Baustellen, Maurer und Zimmerer; schon manchmal hat ein Handwerksbursche, der früher kaum einmal das Meer gesehen hatte, bei der Fischerei den Winter unter gutem Verdienst verbracht.

Die Erträge der Wadenfischerei sind für die einzelnen Jahre, für die einzelnen

Tage, wie für die einzelnen Waden sehr verschieden. Die schönsten Fische bringt der Herbstfang, die größten Mengen liefert die Frühjahrsfischerei, der daher nicht minder lohnender Verdienst verdankt wird. Der größte Gewinn wird durch die Sprotten erzielt, da die Heringe wegen der geringen Größe nicht so hohe Preise erreichen, oftmals im April und Mai gänzlich unverwertbar sind. Bei den aufgeführten Erträgen an Heringen hat man nämlich an die kleinen Heringe zu denken, die in Eckernförde Sielen genannt werden, eine Bezeichnung, die vielleicht aus dem dänischen sild (Hering) entstanden ist. Die großen Heringe, wie solche vor allem die benachbarte Schlei liefert, scheinen die Eckernförder Bucht seit der Absperrung vom Noor zu meiden, wenigstens treten sie jetzt sehr selten zahlreicher auf. Erst in den letzten Jahren ist auch den oft sehr schmackhaften Sielen ein höherer Wert zuerkannt worden, seitdem sie die Ehre hatten, als geräucherte Ware unter der Marke „Sekunda-Sprott" guten Absatz zu finden. Die Sprotten kosten das Wall 0,20—3 ℳ. Zu einem niedrigeren Preise geben die Fischer laut Vereinbarung keine Sprotten ab, fahren dieselben lieber wieder ins Wasser hinaus und stellen, wenn die Nachfrage so gering ist, die Arbeit einige Tage ein, lassen, wie es heißt, „die Züge stehen." An Sprotten wurden in den Jahren 1890 bis 1895 jährlich durchschnittlich Erträge von 200 000 Wall erzielt, im gleichen Zeitraum vorher dagegen waren die Fangergebnisse jährlich 350—400 000 Wall. Den größten Ertrag, nämlich gegen 700 000 Wall, lieferte die Fangperiode 1886/87, und auch für die folgende wurden über 500 000 Wall eingetragen.*) An Heringen (besonders Sielen) wurden in den Jahren 1890 bis 1895 durchschnittlich jährlich 150 000 Wall gefangen. Den Höchstertrag, gegen 250 000 Wall, brachte die Fangperiode 1888/89, deren Frühjahr besonders durch bedeutende Höhe der Gesamt- und der Einzelfänge sich auszeichnete, wurden doch in demselben über 200 000 Wall ans Land gebracht. Der Preis der Sielen ist sehr verschieden. Dieselben werden bei starker Nachfrage in bester Zeit wohl mit 2 bis 2,50 ℳ das Wall bezahlt; sind aber, besonders im Frühling, große Mengen an der Brücke, so wird ein Zuber voll (etwa 20 bis 24 Wall) für 1,50 bis 2 ℳ abgegeben, ja, wenn der Handel brach liegt, ein ganzer Bauwagen voll den Landwirten für nur 1 ℳ verkauft oder gar umsonst überlassen.

Wie bedeutend sich zuweilen der Tagesfang gestalten kann, zeigen folgende Aufzeichnungen. Am 19. April 1888 lagen 20 Bootsladungen Sprotten an der Brücke. Am 19. Januar 1889 wurden 18 Boote voll Sprotten in den Hafen gebracht. Am 24. Januar 1889 hatte eine Wade 10 Boote voll Fische, besonders Heringe, eine zweite 5 Boote voll Heringe und Sprotten gefangen, während von anderen Fangplätzen der Bucht wenig heimgebracht wurde. Am 17. Februar 1889 fingen 5 Waden zusammen 50 000 Wall kleine Heringe und 30 000 Wall Sprotten. Manche anderen Waden zerrissen und konnten bei der umschlossenen Menge der Fische nicht gelandet werden. Am 21. März desselben Jahres wurde sogar von einer Wade allein in einem Zuge ein Fang von 30 000 Wall Sprotten gemacht. Wenn in früheren Jahren einmal ein solcher Fang, für welchen der freie Raum der beiden Boote nicht genügend erschien, dem Fischer beschert wurde, dann flatterte alsbald ein „Schotsell" oben am Maste, ein Signal, das in der ganzen Fischerbevölkerung schnell die frohe Botschaft verbreitete, die am Lande weilenden arbeitsfreien Fischer mit leeren Booten zur Unterstützung herbeirief und den Frauen Veranlassung gab, den alsbald landenden, aber dann noch lange beim Auszählen des Fanges am Hafen beschäftigten Männern die wohlverdiente Labung zu beschaffen. Die Theekessel mußten sausen, Kaffee und Grog wurden bereitet und

*) „Ergebnisse der Beobachtungen zur Untersuchung der deutschen Meere." 1874—1893.

Digitized by Google

nebst großen Körben voll „Heedwęken," Schnecken und anderm Gebäck an die Landungsstätte gebracht.

Neben dem althergebrachten Betrieb der Herings- und Sprottenfischerei mit großen Waden ist lange Zeit hindurch keine andere Fangweise aufgekommen. Ein einziges Mal und zwar schon 1846 hat man den Versuch machen wollen, in dem Hafen, der damals noch in ungehinderter Verbindung mit dem Noor stand, einen Heringszaun zu errichten, wie solche in großer Zahl in der Schlei beim Heringsfang verwendet werden; aber der Plan scheiterte, da derselbe außerhalb des Kreises der Berufsfischer entstanden war, an dem energischen Widerstand der sämtlichen Fischer. Im Jahre 1881 fand dagegen das ebenfalls in der Schlei, wie auch an den dänischen Inselküsten benutzte „Bundgarn", eine große, an Pfählen befestigte und vom Ufer seewärts stehende Heringsreuse, in Eckernförde Eingang, und im Jahre 1882 wurden sogar schon 15 dieser großen Geräte ausgestellt. Aber die freie Bucht, mit ihren bei Sturm so hoch und so gewaltig rollenden Wogen, erwies sich alsbald für dieselben nicht geeignet. Die Netze wurden oft zu sehr beschädigt, so daß sich der Betrieb nicht lohnte. Seit einer Reihe von Jahren schon hat man daher gänzlich von dieser Fangweise abgesehen.

Besser haben sich die Heringsstellnetze und besonders die Breitlingsstellnetze bewährt, deren Einführung den Bemühungen des Königlichen Oberfischmeisters Hinkelmann in Kiel zu verdanken ist. Im Jahre 1892 waren gegen 30 Fahrzeuge bei dieser Art der Fischerei beschäftigt. Mit mehr als 1000 Sprottnetzen ist in dem genannten Jahre wie in den folgenden gefischt worden, und in den 5 Jahren sind mit diesem neuen Gerät Jahreserträge von durchschnittlich 100000 Mk. erzielt worden. Diese Stellnetze, die seit langem in den norwegischen Fjorden verwendet werden, fanden zuerst in Eckernförde sehr schwer Eingang. Erst auf vieles Zureden hin entschlossen sich im Herbst 1890 zwei dortige Fischer, einige Fangversuche zu veranstalten. Aber die beiden ersten mißglückten völlig. Nur ein paar einzelne Sprotten waren die jedesmaligen Erträge. Als aber die beiden Beteiligten sich nochmals zu einem Versuch, der mindestens 8 Tage andauern sollte, hatten ermutigen lassen, lohnte guter Erfolg ihre Mühe, und die Brauchbarkeit und Bedeutung dieser Netze wurden erkannt, waren doch schon über 60 Wall Sprotten in der festgesetzten Zeit gefangen worden. Von da an sind diese Geräte in großer Zahl angekauft worden, zumal die Anschaffungskosten gering sind und alsbald durch den erzielten Verdienst gedeckt werden. Von jedem Boote aus wird mit 8 bis 12 Netzen gefischt, von welchen ein einzelnes eine Länge von 40 bis 50 m bei einer Tiefe von 120 bis 200 Maschen zu 14 bis 15 mm Weite hat und zum Fange hergerichtet 40 bis 50 ℳ kostet. Die Stellnetzfischerei wird neben der Wadenfischerei ihre Bedeutung haben, zumal oft noch mit den Sprottnetzen der Fang betrieben werden kann, wenn Sturm oder Eis den Betrieb der Wadenfischerei unmöglich macht. Im Frühjahr gehen beide Weisen Hand in Hand, indem bei manchen „Kompanien" die vier Leute, welche abwechselnd von der Ausfahrt mit der Wade frei sind, gleichzeitig durch die Fischerei mit Sprottnetzen den Gesamtverdienst zu erhöhen suchen.

So gilt es auch auf dem Gebiete der Fischerei, am guten Alten festzuhalten, aber auch Neues zu erproben und das sich Bewährende einzuführen. Diesem Zwecke widmen sich überall die Fürsorge der Provinzialregierungen, die Anregungen, Belehrungen und Maßnahmen, welche von den Königlichen Oberfischmeistern und Fischmeistern ausgehen, wie auch die Bestrebungen des „Deutschen Seefischerei-Vereins". Auch die Eckernförder Fischerei, schon als eine der bedeutendsten im ganzen preußischen Ostseegebiete bekannt, erfreut sich seit langem dieser Begünstigungen, die dazu beitragen dürften, sie in ihrer Bedeutung zu erhalten und ihr zu weiterem Aufblühen zu verhelfen.

Stapelholmer Sagen.*)

Geſammelt von Heinr. Carſtens.

II.

Der wilde Jäger.

Der wilde Jäger fährt in einer Kutſche oben durch die Luft und jagt nach den Seelen ungetaufter Kinder. Seine Hunde begleiten ihn, und ihr „Iffen" kann man dann deutlich hören. Der wilde Jäger ſelber aber ruft immer: „His da! his da!" Ein Dienſtjunge, der abends die Pferde weggebracht hatte, hörte den wilden Jäger „his da!" rufen, äffte ihm nach und rief auch: „His da! his da!" Nachts Uhr 12, als der Knabe in ſeinem Bette lag, trat der wilde Jäger bei ihm ein, ſchlug auf den Tiſch und ſprach: „Du haſt mitgejagt, nun ſollſt du auch miteſſen"; und warf einen Pferdeſchinken auf den Tiſch.

Mündlich aus Drage.

Der Freiſchütz.

Einſt lebte ein Holzvogtsſohn, der die Jagd ſehr liebte, aber nie etwas treffen konnte. Einſt jagte er im Walde und ſchoß viel, aber traf nicht einmal. Da begegnete ihm ein alter Mann (nach anderer Faſſung ein altes Weib). „Haſt du deine Taſche noch nicht voll?" fragte ihn der Alte. „Nein," ſagte der Jäger, „ich kann ganz und gar nichts treffen." Sprach der Alte: „Ich will dir ein Geheimnis mitteilen, das ſollſt du gebrauchen und dann kannſt du alles treffen." „Sage mir das Geheimnis," ſprach der junge Jäger. Sprach der Alte: „Wenn du zum heiligen Abendmahl gehſt und der Prediger dir die Oblate in den Mund ſteckt, ſo nimmſt du dein Taſchentuch und thuſt, als wollteſt du die Naſe ſchnäuzen, und mit dem Tuch nimmſt du dann die Oblate wieder aus dem Mund heraus. Dann befeſtigſt du ſie an einen Baum und ſchießeſt darnach, und von Stund an kannſt du alles Wild treffen."

Der Holzvogtsſohn ging ſchon am nächſten Tage zum heiligen Abendmahl und that mit der Oblate, wie ihm geheißen war. Dann befeſtigte er ſie an einen Baum, nahm ſeine Flinte und zielte. Da hing Jeſus am Kreuze vor ihm. Dennoch ſchoß er nach der Oblate, und von jetzt ab konnte er alles Wild treffen. Wenn er aber ſpäter einmal betrunken war, ſo pflegte er zu erzählen, was ihn quäle, und ſprach: „Ich habe unſern Herrn Chriſtus zum zweitenmale gekreuzigt."

Mündlich aus Drage.

Tier als Seele.

Zwei Arbeiter ſchliefen in einer Fenne zu Mittag. Nachdem ſie eine Zeitlang geſchlafen, erwachte der eine von ihnen und erblickte jenſeits des mit Schilfrohr bewachſenen Grabens, in deſſen Nähe die beiden ſchliefen, ein kleines weißes Tier, das immer ängſtlich am Ufer hin- und herlief und mehrfach verſuchte, über den Graben zu gelangen. Er verſuchte ſeinen Gefährten zu wecken, doch dieſer ſchlief feſt. Endlich nach langem vergeblichem Bemühen gelang es dem kleinen Tierlein, über ein Schilfrohr hinüber zu gehen und nach dem Schläfer hinzulaufen, in deſſen Mund das Tier verſchwand. Nun wachte der Gefährte auf und erzählte: „Ich hatte ſoeben einen wunderbaren Traum. Ich befand mich nämlich vor einem Waſſer, über welches ich hinüber ſollte und mußte, und endlich gelang es mir denn auch."

Mündlich aus Drage.

Geſpenſtiſches Tier.

Einſt mußte ein Mann, deſſen Frau in der Not war, die Hebamme holen, und ging quer über Feld. Schon war es dunkel, und der Mann hatte es ſehr

eilig. Da lief vor ihm vorüber immer ein großes merkwürdiges Tier, das Haare hatte wie Kohlbüschel, als wolle es ihn aufhalten oder zur Umkehr bewegen. Der Mann schlug das Tier mit seinem Stock, da verschwand es. Am andern Morgen kommt im Dunkeln ein Dienstjunge, der die Pferde holen soll. Er sieht ein Tier liegen, und da es noch dunkel ist, meint er, es sei ein Pferd, legt ihm den Zaum an und setzt sich im Liegen auf dasselbe. Kaum aber sitzt er oben, so geht das Tier im sausenden Galopp mit ihm davon, und ein Glück war es nur für den Jungen, daß er bald abfiel, sonst wäre es ihm sicher nicht gut ergangen.

Mündlich aus Drage.

Gespenstische Hasen.

Ein Krupschütze ging einst auf die Jagd. An einem mit Busch bewachsenen Wall, wo gerade eine prächtige Lichtung sich befand, legte er sich hin und dachte: Kommt nun ein Hase, so kann ich ihn schön schießen. Kaum hatte er das auch nur ausgedacht, so kamen zwei Hasen an die Öffnung, dicht vor den Lauf seiner Flinte. Schon will er anlegen und schießen, da wird der eine Hase immer größer und größer und zuletzt so groß wie ein Kalb. Unser Jäger aber wirft eiligst seine Flinte über die Schulter und geht heim.

Mündlich aus Drage.

Höllenhunde.

Zwischen Seth und Drage, gerade auf der Dorfgrenze, geht ein schwarzer Pudel mit großen glühenden Augen um. Begegnen ihm Leute, so geht er ihnen aus dem Wege, steht aber eine dann Zeitlang still und schaut ihnen mit seinen glühenden Augen unheimlich nach und verschwindet.

Zwischen Norderstapel und der Holzkate geht auch ein schwarzer Pudel.

Mündlich aus Drage und Seth.

Aus vergangenen Tagen.

Von J. J. Callsen in Flensburg.

2. Session.

Session oder, wie es jetzt heißt, Stellung zum Militärdienst war früher ein für die jungen Leute schreckliches Wort, und der Gedanke, Soldat zu werden, brachte das kalte Gruseln. Freilich war es damit auch eine andere Sache als jetzt. Die Söhne der Städtebewohner waren frei, ebenso die der Beamten, bis zum Prediger und Lehrer auf dem Lande hinab. Der Bauer, welcher ein paar hundert Mark leicht aufbringen konnte, nahm für seinen Sohn einen Stellvertreter, und so blieben nur die Söhne der Unbemittelten übrig zum Dienste fürs Vaterland, und dabei erfuhren sie noch obendrein eine wenig rücksichtsvolle Behandlung. Rückte nun die Zeit der „Session" heran, dann suchten die jungen Leute sich auf alle mögliche Weise dieser peinlichen Pflicht zu entziehen, der eine um sein Geld zu sparen, der andere um seinen eigenen Pelz zu wahren. Es wurden alle erdenklichen Künste gemacht: einige fasteten, aßen Kreide, nahmen allerlei ein, um schwach und elend auszusehen; andere banden sich lange vorher einen Finger fest, daß er steif wurde, oder verwundeten sich an einer Zehe, um marschunfähig zu erscheinen, oder ließen sich einen Vorderzahn ausbrechen, damit sie keine Patronen abbeißen konnten; wieder andere simulierten — oft mit vieler Geschicklichkeit — Taubheit, Blindheit oder gar Geistesschwäche u. s. w. Wenn die Künste diesem oder jenem glückten, oder wenn sich einer frei gelost hatte, dann

gab's zu Hause einen Jubel; wurde aber trotz alledem einer „gezogen," dann war die Familie in Trauer versetzt, ausgenommen, wenn er zur Garde bestimmt war, denn das war eine Ehre. — Kam einmal ein Soldat auf Urlaub, dann wurde auf seine Uniform nicht viel gehalten; sie war auch wenig ansehnlich und recht unbequem; kam aber ein Gardist, dann stolzierte er als ein Ehrengast durchs Dorf und erzählte überall von den Herrlichkeiten Kopenhagens und von dem Dienst und der Behandlung der Gardisten, wobei ein Vergleich mit dem gewöhnlichen Soldaten für diesen recht schlecht ausfiel.

Wiederholte Schritte und Eingaben der Landleute um Aufhebung der Vorrechte und Einführung allgemeiner Volksbewaffnung blieben ohne Erfolg, als aber 1848 alle diese alten Schranken fielen, da — ging jedermann mit Jubel unter die Fahnen, und als große Schande galt es, sich zurückziehen zu wollen!

Auf Gassen der Heimat.

Droben der Mond und die dämmernde Nacht,
Die Welt so still und verlassen,
Leise nur klirrt mein langsamer Schritt
Auf träumenden Heimatgassen.

Am Markt der Brunnen, ich lehne mich dran,
Hab' hier ja so oft gesessen .....
Ihr ragenden Bäume und Dächer ringsum,
Sagt, habt ihr den Buben vergessen?

Ich fasse den Eimer und lasse ihn sacht
Zur Tiefe herniedergleiten:
Aus der Jugend Brunnen nur einen Trunk, —
Und dann will ich weiterschreiten.

Kiel. Wilhelm Lobsien.

Mitteilungen.

1. Marterkreuz. (Vgl. „Heimat" 1898, Nr. 3, S. 76.) Auf meine Anfrage in der „Heimat" teilte mir Herr Jensen in Schieren bei Segeberg gütigst mit, daß das Marterkreuz bei Schalkholz im Kirchspiel Tellingstedt heute noch steht. In Tellingstedt erzählt man sich, daß der Mörder mit einem schönen, reichen Mädchen verlobt gewesen, daß ihm aber von seinem Bruder, Namens Karsten Groth, dasselbe abtrünnig gemacht worden sei. Karsten Groth nahm die Braut seines Bruders zu einem Gelag (Tanzmusik) mit nach Tellingstedt. Der verratene Bräutigam Klaus Groth lauerte dann zwischen Tellingstedt und Schalkholz dem Bruder auf und erschoß ihn. — Das erwähnte Marterkreuz ist der „Steen bi Schalkholt," von dem Klaus Groth in seinem Quickborn singt.

Leitmeritz. Ankert, Heinrich.

2. Pferdeaberglaube. (Vgl. „Heimat" 1898, Nr. 3, S. 76.) Herr Professor Kauffmann in Kiel teilt mit, daß es sich in der Anfrage des Herrn Dr. jur. Devens um das bekannte, für die Geschichte der Hexenprozesse wichtige Buch handelt: Samuel Meigerius, De Panurgia lamiarum sagarum, strigum ac veneficarum usw. Hamburg 1587.

3. Die Mistel. Herr Professor Kauffmann macht ferner darauf aufmerksam, daß die Mistel in Müllenhoffs Sagen, Märchen und Liedern auf Seite 243 erwähnt wird. Dort heißt es: „Wer von der Mähr (Nachtmähr) geplagt wird, dem sei die Mistel, ein Gewächs, das auf alten Eichen wächst, empfohlen. Man nennt es darum auch Marentaken oder Alfranken." Der Herr Professor weist darauf hin, daß es von Interesse ist, hier zu

finden, daß die Mistel auf Eichen wächst, und knüpft an die Mitteilung die Anfrage: Ist etwas über die Namen Marentaken, Alfranke bekannt? Sind sie heute noch gebräuchlich?

4. Ankunft der Störche. Die Störche sind gestern angekommen. Ich sah 7 bei starkem Schneegestöber nordwärts fliegen. Auch ein paar schwarze meine ich heute über dem Grammer Wald gesehen zu haben.

Gramm, 28. März 1898. Dr. Hansen, Kreisphysikus.

Fragen und Anregungen.

Herr Lehrer Schwennsen in Westertorp bei Lügumkloster bittet, in der „Heimat" nach Pflanzen, welche, von Kühen genossen, die Buttergewinnung verhindern, zu fragen.

Bücherschau.

Up ewig ungedeelt. Die Erhebung Schleswig-Holsteins im Jahre 1848. Herausgegeben von Detlev von Liliencron. Mit 2 Buntdruckbildern und ca. 100 Illustrationen. Vollständig in 20 Lieferungen à 50 Pfg. 4°. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). — Das Buch will keine wissenschaftliche Darstellung sein, sondern im Charakter und Ton einer Chronik in erster Linie das menschlich Schöne und Große der Erhebung unseres Stammes gegen seine Unterdrücker vorführen. „Der breite Rahmen der historisch beglaubigten Thatsachen wird durch die Erzählung einer großen Reihe interessanter Episoden, die das wissenschaftliche Werk nicht berichtet und die in den zeitgenössischen Schriften noch nicht veröffentlicht worden sind, ausgefüllt." Wir werden nach Vollendung des Werkes darauf zurückkommen.

Die Schleswig-Holsteinische Armee in den Jahren 1848—51. Die Bildung, Schlachten, Gefechte, Verluste derselben nach eigener Wissenschaft und Erfahrung, nach Aussage von Kameraden, sowie nach schriftlichen Quellen zusammengestellt und allen alten Kampfgenossen der damaligen Zeit gewidmet zur Feier der 50jährigen Erhebung Schleswig-Holsteins. Kiel 1898. 32 S. 8°. Preis? — In kurzer, aber eingehender Darstellung bringt der Verfasser, einer der Gründer unsers Vereins und sein mehrjähriger Vorsitzender, der Gymnasiallehrer a. D. M. W. Fack in Kiel, eine Übersicht über alle militärischen Operationen unserer Armee in den Jahren der Erhebung. Der besondere Wert des Heftchens liegt in der knappen, übersichtlichen Darstellung, die sich vor allem bemüht, durch genaue Zahlenangaben ein deutliches Bild der Streitkräfte und ihrer Verwendung zu geben. Auf den letzten Seiten finden sich interessante Mitteilungen über das Alter der Soldaten, über die Bewaffnung, die Uniform, die Löhnung, die gebräuchlichsten Soldatenlieder, die verteilten Tapferkeitsmedaillen, die Denkmünzen usw. Das Heft ist nicht nur für die alten Kampfgenossen von Wert, sondern wird für alle, die sich eingehender mit der Geschichte der denkwürdigen Jahre beschäftigen wollen, ein zweckmäßiger und zuverlässiger Wegweiser sein.

Erinnerungen einer alten Schleswig-Holsteinerin. Lübeck, Verlag von Eduard Schmersahl (Richard Brunn). 8°. 2,40 M.

Unter den mancherlei Schriften, die zur Erhebungsfeier erschienen sind, ragt dieses Büchelchen vorteilhaft hervor. Die Tochter des Pastors Lorenzen-Adelby ist es, welche diese Erinnerungen veröffentlicht. Als Tochter eines der thätigsten Vorkämpfer für unser Recht, als Schwägerin Bremers, der gleichfalls stets im Mittelpunkt der Bewegung stand, von vorneherein mit der ganzen Sachlage vertraut, hat sie außerdem noch in der allernächsten Nähe Flensburgs Gelegenheit gehabt, die Ereignisse der denkwürdigen Zeit persönlich durchzuerleben und Anteil daran zu nehmen. Mit großer Lebendigkeit werden die einzelnen Phasen der Entwickelung der Bewegung uns vorgeführt; die Verfasserin versteht es, ihre Leser zu fesseln, und mit warmer Teilnahme lesen wir die Schilderung der ersten Flucht aus Adelby, die Kunde vom Tode des einzigen Bruders, der Gefangennahme des Vaters und seiner Überführung nach Kopenhagen, wo er im Kerker schmachten mußte, weil er ein deutscher Mann war. Das Buch bringt ja keine neuen geschichtlichen Thatsachen, aber es schildert uns so recht die Leiden, die Schicksale und Gefahren, welchen deutsch gesinnte und für ihre Heimat kämpfende Männer und deren Familien damals ausgesetzt waren. Das Buch verdient einen zahlreichen Leserkreis und ist auch Volks- und Schulbibliotheken zur Anschaffung warm zu empfehlen. H. E.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 6. Juni 1898.

Die Entstehung der Dörfer und die landwirtschaftlich-geschichtlichen Verhältnisse im südwestlichen Schleswig.

Von M. Voß in Husum.

I.

Über die landwirtschaftlichen Verhältnisse bei den Germanen zur Zeit der Geburt Christi haben zwei römische Schriftsteller, Tacitus und Cäsar, uns — allerdings nur in wenigen Worten — berichtet. Beide Darstellungen sind wiederholt zum Ausgangspunkt weiterer Forschungen gemacht worden; eine ganze Reihe von Schriftstellern, Geschichts- und Sprachforschern hat sie sich zum Thema feinsinnigster Betrachtung gestellt, ihnen immer wieder neue Aufmerksamkeit geschenkt und diesem Teil deutschen Lebens und deutscher Vergangenheit allmählich solche Klarheit verschafft, daß unsere Augen auch in diese ferne Vorzeit hineinschauen können und wir mit Hülfe einiger Phantasie ein Bild derselben zu entwerfen imstande sind. Die Stelle in Tacitus' Germania, Kap. 26, lautet: „Zinsen zu fordern und anwachsen zu lassen, ist unbekannt. — Die Ackerfluren werden gemäß der Anzahl der freien Bauern von der Bauerschaft abwechselnd in Gesamtbetrieb genommen, sodann teilen sie dieselben nach dem idealen Anspruch der Einzelnen unter sich; leicht wird die Teilung durch weite Ausdehnung ebener Felder. Das Pflugland tauschen sie jährlich, und reichlich Land bleibt über. Denn sie ringen auch nicht in harter Arbeit mit der Fruchtbarkeit und Größe von Grund und Boden, so daß sie Obstpflanzungen anlegten und Wiesen ausschieden und Gärten berieselten: nur die Saat wird vom Boden verlangt. Und daher teilen sie auch das Jahr selbst nicht wie wir in vier Jahreszeiten; ihnen sind nur Winter, Frühling und Sommer bekannt; vom Herbste kennen sie weder den Namen noch seinen Segen."

Cäsar sagt (de bell. gall. IV. 1): „Getrennten Grundbesitz giebt es bei ihnen nicht; auch darf niemand denselben Fleck länger als ein Jahr bebauen. Sie leben auch nicht sowohl von Getreide als größtenteils von

der Milch und dem Fleisch ihrer Herden und sind außerdem eifrige Jäger.“ [1])

Inwieweit obige Darstellung der landwirtschaftlich-geschichtlichen Verhältnisse auf Wahrheit beruht, soll in folgender Ausführung nachgewiesen werden.

Die ersten Ansiedelungen Schleswig-Holsteins, die zurückreichen in jene ferne Steinzeitperiode der „Kjökkenmöddinge“, lagen teils am Ufer des Meeres, teils auch im Binnenlande. Besonders an der Ostseeküste und zwar der Gjenner Bucht, zwischen Apenrade und Hadersleben, bei Ellerbek an der Kieler Föhrde und bei Neustadt hat man Spuren von der Hinterlassenschaft eines noch in bezug auf seine Entwickelung in Kinderschuhen wandelnden Urvolkes von Fischern und Jägern gefunden. Der erste der drei genannten Fundorte liegt am Fuße einer Bodenerhebung unmittelbar neben dem „Hopsö“, einem kleinen Gewässer bei Süderballig, das jedenfalls früher mit der Ostsee in Verbindung stand; der zweite Fundort wurde bei den Ausschachtungs- und Wegbaggerungsarbeiten bei Ellerbek nördlich von der Kaiserlichen Werft freigelegt; er liegt 8 bis 10 m unter dem Niveau der Ostsee. Die dritte Fundstelle findet sich unfern des Marienbades bei Neustadt an der Ostsee und liegt nur zu Tage bei starken West- und Südwestwinden, die die Wasser von unserer Küste hinwegtreiben. Einzelfunde vom Flintgerät im Kjökkenmöddingtypus sind außerdem hier und da im Binnenlande und auf den Inseln, unter andern auf Fehmarn, gefunden worden. Die ersten Bewohner unseres Landes scheinen also besonders das Meer als die Bezugsquelle ihrer Nahrung angesehen zu haben, das beweisen uns auch die gleichzeitigen großartigen Küchenabfallhaufen an den jütischen und dänischen Küsten. Später ist der Steinzeitmensch mehr ins Innere unseres reichbewaldeten Ländchens gekommen und hat auf seinem Einbaum auf Seen, Teichen und Flüssen den Fischen und Wasservögeln und in den Wäldern den wilden Tieren nachgestellt. Auch zahme Tiere — wir dürfen wohl sagen Haustiere — hat er sich gehalten. An Knochenresten aus Steinzeitgräbern sind als Haustiere bei ihm nachgewiesen: Rind, Pferd, Schaf, Schwein, die Ziege und der Hund. Daß die Steinzeitmenschen imstande gewesen sind, mit Hülfe ihrer Geräte Bäume zu behauen und daraus Blockhäuser zu bauen, hat uns der Kammerherr von Sehestedt zu Broholm auf Fühnen gezeigt.[2]) Er ließ eine Anzahl geschliffener Flintäxte mit Stielen versehen und damit durch seine Arbeiter eine Anzahl Fichtenstämme fällen. Nachdem dieselben geschält und behauen waren, stellten seine Arbeiter nach seiner geschickten Anleitung daraus ein Häuschen zusammen. Die Thür wurde aus Birkenrundhölzern gemacht und die Füllungen derselben aus Pferdehaut herge-

[1]) Die Übersetzung beider Stellen ist aus Dr. Hennings „Die agrarische Verfassung der alten Deutschen nach Tacitus und Cäsar“ genommen.

[2]) Siehe Fräulein Mestorfs Ausführungen im vorigen Jahrgang der „Heimat“.

stellt. Das Dach wurde mit Stroh gedeckt und in demselben eine verschließbare Klappe, durch die der Rauch des Herdfeuers entweichen konnte, angebracht. Kein Stück Eisen ward bei dem Bau dieses Hauses verwendet; kein Nagel oder Stift oder Klinke war metallen; nur Holz und Stroh und einige Fundamentsteine waren als Materialien gebraucht worden. Daß nun die Steinzeitmenschen solche Wohnungen sich hergestellt haben, ist damit nicht erwiesen; zur Wahrscheinlichkeit aber wird es, daß die Lehrmeisterin Not, die sie die Geräte machen lehrte, sie auch das Häuserbauen gelehrt hat. Da es nun in dieser Zeit keine Gesetze gab und nur das Faustrecht Gültigkeit hatte, gebot es die Sorge für gemeinsamen Schutz, zusammenzuwohnen. Die Beobachtungen des verstorbenen Malers Holm in Schenefeld, der auf einem Felde der Gemeinde Aasbüttel fünf Estriche (Fußböden) aus der Steinzeit neben einander fand, bestätigen obige Annahme. Das Haus der Steinzeitmenschen war im Verhältnis zu dem unserigen ein jämmerlicher Bau; wahrscheinlich kann es nicht einmal den Vergleich mit einer elenden Dorfrauchkate aushalten. Jedenfalls war es ein sogenannter Einraum, in dem die menschliche Wohnung nicht durch Wände, sondern nur durch Zaun und Reck von den Ställen des Viehes getrennt war. Ob das Dach bis auf die Erde reichte, wie wir es noch häufig bei unseren Moorhütten in Schleswig-Holstein sehen, oder ob Ständerwerk mit Busch durchflochten und Lehm beworfen, dasselbe stützte, wissen wir nicht. Wahrscheinlich wird das letztere der Fall gewesen sein, da Holz und Busch und Lehm leichter zu beschaffen waren als Stroh und Rohr, und Fachwerkwände nach oben hin mehr Platz gaben und außerdem das Anbringen von Thür und Gucklöchern mit Klappe besser ermöglichten. Die Geschicklichkeit im Häuserbau wird mit Einführung der Metalle, der Bronze und des Eisens, bedeutend größer geworden sein; auch mag der Kaufmann der Mittelmeerländer, der selbst unseren rauhen Norden aufsuchte und für seinen Handel erschloß, diese oder jene Verbesserung der Wohnung hierher übertragen haben. Die Entstehung der ersten Dorfgemeinden gehört also vorgeschichtlicher Zeit an. Fräulein Mestorf hat sogar für das Dorf Hammoor im Kirchspiel Bargteheide ein Alter von 2500 Jahren nachgewiesen.[1]) Es ist also ein Irrtum, wenn behauptet worden ist, daß die Dorfanlagen in das Mittelalter zu verlegen seien. Niemals — oder doch nur äußerst selten — sind Dorfgemeinden durch Zusammenrücken vereinzelt gelegener Häuser entstanden, sondern meistens geschah die Gründung derselben durch gemeinsamen Beschluß der überschüssigen Bevölkerung eines sogenannten Urdorfes. Der zweite oder weitere Sohn eines Hauses hatten, sobald sie erwachsen waren, im Vaterhause kein Heim mehr. Schon lange vor dem Ausscheiden aus der Muttergemeinde sahen sie sich nach Genossen um, mit denen zusammen sie sich selber

[1]) Siehe den 41. Bericht des Schlesw.-Holst. Museums vaterländischer Altertümer, S. 18.

eine neue Heimat, ein neues Dorf gründen wollten. Es wurden Beratungen gepflogen, dieser oder jener für das Projekt noch hinzugewonnen, und der Platz für die neue Gründung bestimmt. Das Interesse an dem gegenseitigen Schutz brachte alle verschiedenen Meinungen über die Platzfrage unter einen Hut. Es wurde Rücksicht genommen auf nahegelegenes Trinkwasser für Menschen und Vieh, womöglich die Dorfanlage an einem Bache gemacht; auch sah man auf eine bequem zu ermöglichende Bewirtschaftung der Felder, auf leichte Beschaffung der nötigen Baumaterialien und auf den Schutz gegen vorherrschende Winde. Vielfach sind daher die Dorfanlagen südlich einer Anhöhe gemacht, so daß diese Wasser und Schutz vor Nordwinden zugleich gewähren. Zuerst wurden die Tofte, die Räume für die Errichtung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude, für den Hausgarten und den Hofplatz abgesteckt. Dieselben wurden wahrscheinlich mit Nummern versehen und verlost. Jeder hatte nun sein Grundstück selbst einzufriedigen und seine Gebäude aufzuführen. Inmitten des Dorfes ließ man einen ziemlich geräumigen Platz frei und legte an demselben meist auch den Dorfteich an, damit man das dort vom Hirten zusammengetriebene Vieh tränken konnte. Später baute man vielfach an diesem Platze die Hirtenwohnung, noch später das Schulhaus, die Dorfschmiede, das Spritzenhaus und die Meierei auf. Die um den Ort liegende Flur war allen gemeinschaftlich. Meist führten nach derselben vier Wege, nach Osten, Westen, Süden und Norden hinaus. Die Art des gemeinsamen Besitzes der Flur hat eine Menge von kommunalrechtlichen und kommunalpolizeilichen Bestimmungen hervorgerufen; sie hat sogenannte Dorfwillküren, geschriebene, selbstgeschaffene Gesetze, die in der Dorflade aufbewahrt wurden, hervorgerufen und — wenn es nötig schien — daran wieder Verbesserungen und Abänderungen vorgenommen. Der gemeinsame Besitz ist es gewesen, der in den Interessenten einer Feldmark den Gemeingeist erzeugte und nährte, und der den selbstgeschaffenen Gesetzen immer wieder Achtung und Gültigkeit gab. Alle Familienhäupter waren gleichberechtigt und gleichverpflichtet; alle erhielten gleich viel, gleich gutes und in gleicher Entfernung liegendes Ackerland; alle konnten gleich viel Vieh auf die für die ganze Gemeinde ausgelegte Weide schicken. Die einzelnen Familienhäupter waren nicht eigentliche Besitzer des Grundes und Bodens, den sie bearbeiteten, sondern nur Nutznießer des ihnen zugewiesenen Stückes, das zur Ernährung der Familie gerade ausreichte und dessen Beackerung mit eigenen Kräften geschehen konnte. Die Verteilung der Ackerfläche war ein schwieriges Geschäft. Das eine Stück Land lag nahe, das andere entfernt vom Dorfe; dieses lag hoch und litt sehr leicht unter der Dürre, jenes niedrig und war Überschwemmungen ausgesetzt; hier bildete ein Acker den südlichen, dort den nach Norden gelegenen Abhang einer Anhöhe; jenes Feld war voll von Steinen, Gestrüpp und Stubben, dieses konnte dagegen gleich in Kultur genommen werden. Vor der Verteilung mußte daher eine Bonitierung,

die natürlich in damaliger Zeit sehr unvollkommen ausfiel, vorgenommen werden. Noch bei der Aufteilung der Wiesenländereien im Kirchspiel Ostenfeld im Jahre 1570 unterschied man nur drei verschiedene Bodensorten: „dath gode, myddelste vnd arge Lanth." Nach der Bonitierung wurden sogenannte Kämpe ausgelegt, diese in gleich große Striemen Landes geteilt und unter die Beteiligten verlost. Die Beackerung geschah kampweise. In dem einen Jahre bauten alle auf dem Kamp zu Osten des Dorfes Buchweizen, im nächsten Roggen, im dritten Roggen oder Hafer, und darnach ließ man dies Stück Land einige Jahre beweiden. Derselbe Fruchtwechsel vollzog sich auf den Kämpen zu Westen, Süden und Norden des Dorfes. Nach der Ernte, die meist gleichzeitig von einem Kamp beschafft wurde, gehörte derselbe dem Dorfhirten als Gemeindeweide. Außer den als Weiden ausgelegten Kämpen gab es noch eine Anzahl nicht unter besondere Kultur genommener Weidegründe, auf denen Busch, Heide, saure und andere Gräser durcheinander wuchsen. Wälder und Gebüsche dienten besonders in der Herbstesszeit der Schweinemast. Jeder Losanteil an den Ackerkämpen war so groß, daß er sich mit einem Pfluge und einem Gespann leicht bearbeiten ließ. (Vorstehende Ausführungen sind zum Teil den agrarhistorischen Abhandlundlungen von Dr. G. Hanssen-Leipzig, Hirzel 1880 entnommen). Pflüge waren selten, und anfangs mag die Pflugschar wohl von Stein gewesen sein. In den Museen in Lüneburg und Stade werden je eine 40 Zentimeter lange steinerne Pflugschar aufbewahrt. Auch als das Eisen an Stelle des steinernen Materials trat, war es anfangs noch so knapp, daß die Pflüge gemeinsamer Besitz waren und im Dorfe rund gingen. Von den Bauern des Dorfes Ramstedt im Kirchspiel Schwabstedt heißt es noch im Jahre 1436 im Liber censualis, dem Schatzungsbuch des Bischofs von Schleswig, daß drei Bauern sich mit einem Pfluge behelfen mußten. Da dreizehn Bauern im Dorfe vorhanden waren, werden im ganzen Dorfe nicht mehr als vier oder fünf Pflüge gewesen sein. Die Größe der Losanteile wurde von der frühesten bis in unsere Zeit nach Pflügen bezeichnet. Bei schwer zu bearbeitendem Boden, der gewöhnlich reichlichere Erträge brachte, war der Pflug als Landmaß kleiner als auf leichtem Sandboden. In einzelnen einander benachbarten Dörfern waren daher je nach der Qualität des Bodens die Boole oder Losanteile der Bauern verschieden groß. Starb der Bauer oder wurde er altersschwach und arbeitsunfähig, so erhielt sein ältester Sohn seinen Losanteil. Waren noch andere Söhne im Hause, so mußten diese beim Wechsel in die Welt hinaus und sich anderswo ein Unterkommen suchen. Hieraus erklärt es sich, daß die Deutschen so große Heere gegen die Römer in's Feld führen und die Normannen in zahlreichen Seeräuberscharen die Küsten fremder Länder heimsuchen konnten. Die Teilung des Bools wurde erst möglich, als mehr Kämpe unter Kultur genommen waren und die Größe derselben die Ernährung zweier Familien zuließ. Es

wurde nicht immer zu gleichen Teilen geteilt, sondern der älteste Sohn behielt auch dabei vielfach den Vorzug. Daher kommt es, daß wir noch jetzt Halb-, Dreiviertel-, Dreiachtel- und Viertel-Hufen haben. Bei Neukultivierung unurbarer Schläge fiel den Teilnehmern immer das ihrem Losanteil entsprechende Stück Land zu. Da diese Teile bei der späteren Einkoppelung festgelegt worden sind, finden wir besonders unter den weiter von den Dörfern entfernten Äckern solche von verschiedener Größe. Als auffällig muß es erscheinen, daß schon sehr früh ein bedeutender Teil der vorhandenen Hölzungen in den Besitz des Landesherrn übergegangen ist. Teils sind es die im Heidentum heiligen Wälder, die bei Einführung des Christentums als Banngüter großenteils an den König oder Landesherrn fielen, (Michelsen, vorchristliche Kultusstätten), teils sind es die Besitzungen jener Kleinkönige gewesen, die vielleicht zu Dutzenden unsere meerumschlungene Heimat beherrscht haben. Die an diese Hölzungen grenzenden Gemeinden hatten aber das Recht des Holzfällens, der Schweinemast und der Weide. Die Mast war je nach den Jahren verschieden. Wuchsen reichlich Eicheln, Bucheckern, Vogelbeeren, Pilze und dergleichen im Walde, so war die Mast lohnender; waren die Schweine dagegen nur auf Gräser, Kerbtiere und Gewürm des Waldes angewiesen, so mußte an Stelle der Waldmast die Stallmast treten. Daher heißt es in der „Designatio" des Bischofs von Schleswig: „Das Mastgeld in den Hölzungen des ganzen Stiftes ist jedes Jahr ungleich und stehet bei Gott":

anno	1577	0	Mark	anno	1583	2796	Mark
„	1578	2223	„	„	1584	1449	„
„	1579	29	„	„	1585	628	„
„	1580	245	„	„	1586	192	„
„	1581	732	„	„	1587	429	„
„	1582	1849	„	„	1588	0	„

Nicht ganz unabhängig war die Mast von dem mehr oder weniger zahlreichen Auftreten der Maikäfer, die daher auch in der Gegend von Schwabstedt und Ostenfeld „Masmerthiere" oder „Mastverterer" (Mastverzehrer) heißen.

Während des Sommers gingen die Schweine auf die Weide, erst Anfang oder Mitte September wurden sie in die Hölzungen getrieben und Ausgang November betrachtete man in günstigen Jahren die Herbstmast als beendet. Dann wurden oft an einem Tage ganze Schweinefamilien abgeschlachtet und im Anschluß daran große Schlachtfeste gefeiert. Erst mit Beginn dieses Jahrhunderts, als die Mergelung der Äcker aufkam, und damit der Kleeanbau ins Leben trat und die Verbesserung der Weiden anfing, verbesserte sich auch die Zucht des Rindviehs und die milchwirtschaftlichen Verhältnisse, und das Schweiu wurde von dieser Zeit an mehr und mehr ein Haustier. Die Mast geschah von nun an auch mit Milch und Buttermilch.

Die Gemeindeweiden machten in der Regel den entferntesten Teil der Feldmark eines Dorfes aus. Diejenigen der verschiedenen Dorfschaften waren wenig gegen einander abgegrenzt; teilweise waren sie wohl sogar gemeinschaftlich, wenigstens dann, wenn sie gute Tränkstätten und schattige Ruheplätze für das Vieh boten. Das Vieh wurde durch den Dorfhirten gehütet. Dieser bekam außer freier Wohnung in der Hirtenkate an Lohn freie Weide für eine Kuh, einen sogenannten Wandeltisch bei den verschiedenen Besitzern des zu hütenden Viehs und ein kleines Bargehalt. Die Wohnung des Dorfhirten ist in späteren Jahren in den Dörfern des Amtes Husum und auch anderswo häufig zum Armenhause gemacht. Grenzstreitigkeiten zwischen je zwei Gemeinden oder Besitzern wurden unter Vorsitz des Hardesvogtes von den Hardessandmännern geschlichtet. Sie kamen an der umstrittenen Grenze zusammen, steckten vier Stäbe, die Dingstöcke, ein Quadrat umschließend, in die Erde und die Thing- oder Gerichtsstelle war fertig. Darnach hörten sie die ältesten Männer die Grenze so oder so beschwören und fällten demgemäß ihr Urteil. Nach dem Urteil wurden, wo nicht Bäche oder Wasserläufe die Grenze genau bezeichneten, von den Sandmännern die Grenzsteine mit eigener Hand gesetzt.

Das Melken der Kühe wurde dadurch erleichtert, daß man des Morgens und Abends das Vieh in eingehegte Plätze trieb, die noch jetzt den Namen Melkstätte („Melkstęd") tragen. Gewöhnlich gab es deren bei jedem Dorfe mehrere, je nachdem die Feldmark nach den verschiedenen Weltgegenden ausgedehnt war. Meist sind die Melkstätten noch durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet, weil im Laufe von Jahrhunderten das hier zusammengetriebene Vieh eine Menge von Dünger abgelagert hat.

Die Schafzucht stand noch nicht auf der Höhe der Gegenwart, man suchte nur den eigenen Wollbedarf zu decken. Die Schafe wurden mit Rindern auf die Gemeindeweiden getrieben und kamen auch im Winter nicht in den Stall. Litten sie durch starken Schneefall oder Glatteis Mangel, so brachte man ihnen Futter hinaus. Für die Veredelung der Tiere des Landmannes geschah nichts oder nur sehr wenig. Der Dorfbulle wurde von einem der Dorfeingesessenen gehalten; er hatte für ihn die Weide im Sommer frei; für die Durchfütterung im Winter war ihm auch ein Stück Wiesenland zugewiesen, das noch bei den meisten Dörfern vorhanden ist und „Bullwisch" heißt. Ähnlich wurde es mit dem Dorfshengst, dem Eber und dem Bock gehalten. Für den ersteren war gewöhnlich eine Weide, „Hengstkoppel", Perhag oder Hesshöft benannt, ausgelegt, für den Bock dagegen gab es eine „Hamskoppel" oder „Hamswisch". Eine Hengstekörung war selbstverständlich unbekannt, und die Pferdeaufzucht diente meist nur dem eigenen Bedarf. Die jugendlichen Tiere wurden sehr früh zur Arbeit mit herangezogen. Die geringe Leistungsfähigkeit des Spannviehs, wie auch wohl die Unvollkommenheit der Ackergeräte mögen die Gründe gewesen sein, weswegen die Landleute vergangener Zeiten erst den

mageren, weniger ergiebigen Boden in Kultur genommen haben. Die Heugewinnung aus den Wiesenländereien geschah unter denselben Bedingungen wie die Beackerung des Bodens. Eben vor der Grasmahd wurden die gesamten Wiesenländereien in so viele Anteile zerlegt, als Losnehmer vorhanden waren, und diese dann unter die einzelnen verteilt. So konnte es geschehen, daß in diesem Jahre jemand sein Heu in dieser Wiese, im nächsten dagegen in jener gewann. An Brennmaterialien wurden Holz und Torf gebraucht. Letzteren grub man in den ausgedehnten Mooren. Zum Anbrennen benutzte man „Heideplaggen", die mit dem wunderbar geformten „Heidpottspad'n" gegraben wurden. Das eigentliche Blatt des Spatens war stumpfwinklig gebogen, und seine Spitze glich einem großen breiten Pfeil. Die „Heidpottspad'n" sind jetzt fast garnicht oder doch nur selten im Gebrauch; Heideplaggen werden auch wenig mehr gebrannt.

Die Schlei.

Von J. J. Callsen in Flensburg.

I.

Die Schlei, ein durchschnittlich kaum über 3 m tiefer Meerbusen, ist trotz ihrer von etwa 100—5500 m wechselnden Breite und ihrer etwa 38 km betragenden Länge nach den heutigen Ansprüchen kein bedeutender Verkehrsweg; aber sie ist ein besonders interessantes Gewässer. Sie bietet mit ihrem klaren blauen Spiegel inmitten zweier schöner und fruchtbarer Landstriche nicht nur zahlreiche allerliebste Landschaftsbilder an ihren wechselvollen Ufern, sondern ist auch mit der Geschichte unsers engeren Vaterlandes, insbesondere Schleswigs, so innig verwebt, daß wir sie wohl unsern Rhein nennen könnten.

An der innersten Bucht dieses Gewässers erhob sich vor mehr als 1000 Jahren als älteste Stadt Schleswigs jener viel umstrittene Herrschersitz, das alte Hethaby, das später von der Schlei den Namen annahm und diesen auf das zugehörige Land übertrug, so daß man von einer Schleistadt und einem Schleiland reden kann.

Hier an dem alten Stapelplatze des Handels reichte der vom Osten kommende Kaufmann dem vom Westen längs der Treene bis Hollingstedt und von da über Land kommenden Geschäftsfreunde die Hand, und Jahrhunderte lang wogte der Handelsverkehr auf diesem Wege hin und her. Wenn nur die Mittel dazu vorhanden gewesen wären, wir würden seit 300 Jahren hier eine durchgehende Wasserstraße gehabt haben.

An den Ufern der Schlei, in der Nähe der Stadt, taufte Ansgarius die ersten Heiden, hier erhob sich die erste Kirche des Nordens, hier entstand der Bischofssitz mit seinem Dom, dem Domkapitel und der zahlreichen übrigen Geistlichkeit, welche bald mit Erfolg bemüht war, einträgliche Besitzungen an den Ufern der Schlei zu erwerben oder wenigstens sich tributpflichtig zu machen, so daß man dieses Gewässer mit demselben Recht, wie den Rhein, die Pfaffenstraße nennen könnte.

Der Geistlichkeit folgte später der Adel, und auch dieser machte sich hier mit Vorliebe ansässig. Er kaufte ganze Landstrecken an, legte Dörfer nieder und baute mit der Geistlichkeit um die Wette Höfe, Schlösser und Burgen.

Zwischenein und hinterher zogen in den vielen verderblichen Kriegen

zwischen Deutschen, Dänen und Wenden bald diese, bald jene feindlichen Heere längs der Schlei gegen die alte viel beneidete Stadt hinauf, griffen die Handelsflotten an und verheerten die Ufer. — Vor allem aber bildete die Schlei in dem traurigen 25jährigen Schleswigschen Kriege (1409—35) unter Margareta und Erich von Pommern eine wichtige Verteidigungslinie. Die vorhandenen Vesten, Burgen und Verschanzungen wurden verstärkt, neue hinzugefügt und in dem langen hin- und herwogenden Streite schließlich größtenteils zerstört. Selbst in den neuesten Kriegen 1848/50 und 1864 kamen hier hin und wieder Zusammenstöße vor und spielten sich bedeutende Ereignisse ab.

Zahlreiche Überreste aus diesen traurigen Zeiten sind noch vorhanden, und wenn wir auch nicht von den Ruinen stolzer Ritterburgen, wie sie am Rhein liegen, hier sprechen können, so sind doch die Ufer unserer Schlei mit Spuren alter Herrlichkeit und menschlicher Leidenschaft reich genug besäet.

Freilich haben die Ufer keine Felsen, Weinberge und großen Städte aufzuweisen, wohl aber grüne Wälder, saftige Wiesen, wogende Kornfelder, stattliche Dörfer, zahlreiche Kirchtürme, große Gehöfte und herrschaftliche Schlösser, und wenn auch die Städte und städteartigen Ortschaften nicht eben zahlreich und groß sind, sie fehlen doch auch nicht.

Ein Fluß ist, wie gesagt, die Schlei nicht; aber eine Anzahl kleiner und größerer Bäche und Auen mündet hier. Namentlich ergießen vom Norden und Westen mehrere kleine Landseen, als da sind: der Ekeberger, Rabenholzer, Schaalbyer, Idstedter und Langsee ihr überschüssiges Wasser durch die Loiter Au in die Schlei. Dadurch wird der Salzgehalt bedeutend herabgemindert, und der stete Zufluß muß eine regelmäßige Strömung nach dem Meere hin hervorbringen. Daß jedoch diese Strömung eine schwache, kaum bemerkbare ist, beweisen die wechselnden Uferlinien mit ihren Halbinseln, Landzungen („Niß"), Buchten („Wik") und den durch schmale Landengen fast vom Hauptgewässer abgeschnittenen „Nooren," wie auch die kleinen mit Gras bewachsenen Inseln, welche hier und da eben aus der blauen Flut hervorlugen.

Dieser Charakter eines stehenden Gewässers hat von jeher die Schlei als Verbindungsmittel zwischen der Bevölkerung der beiderseitigen Landesteile geeignet gemacht. Wohl trennt sie die Halbinseln Angeln und Schwansen; aber ihre Bevölkerung hat sie nicht geschieden, denn wie Ortsnamen, Sprache, Bau und Sitte ausweisen, sind die Bewohner hüben und drüben ursprünglich gleiches Stammes, und wenn auch die bürgerlichen Verhältnisse sich im Laufe der Zeit verschieden entwickelt haben, so verkehren sie doch noch nachbarlich mit einander.

Andererseits aber hat dieser ruhige und sanfte Charakter der Schlei den Nachteil gebracht, daß sie sich dem mit Sandmassen fortwährend heran- und hereindringenden Meere gegenüber nicht hat wehren und ihre Mündung nicht hat offen halten können. Ursprünglich mündete sie, allem Anscheine nach, mit zwei Armen, nördlich und südlich um die vorgelagerte dreieckige Insel Öhe; die Ostsee warf eine hohe Sandbarre (das „Drecht") davor, der nördliche Schleiarm verschlickte zu dem „Öher Noor," das man in neuester Zeit vergeblich abzudämmen und auszutrocknen versucht hat. Der südlichen Mündung ging es nicht besser, und als gar zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Königin Margareta, um der verhaßten Stadt Schleswig zu schaden, hier mit Steinen beladene Schiffe versenken ließ, hatte es mit der alten „Slásmynna" ein Ende. Wenn auch die vorgelagerten Sandmassen Schutz gewähren gegen das Hereintreiben des Wassers an stürmischen Tagen, so wird dadurch doch nicht der Schade aufgehoben, den die gehemmte Ein- und Ausfahrt verursacht. Man war daher bemüht, auf künstliche Weise die Verbindung mit der See wieder herzustellen, doch wurde der erste

Graben bald wieder vom Sturme zerstört. Erst vor hundert Jahren, 1794—96, hat man durch einen kostbaren Kanalbau die neue „Schleimünde" hergestellt.

Seit einigen Jahren sind die bedeutendsten Untiefen im Fahrwasser der Schlei durch Baggern beseitigt worden, Dampf- und Segelschiffe passieren dort ziemlich häufig; aber tiefgehende Fahrzeuge können doch nicht hindurch, und die alte Bedeutung als Verkehrsstraße ist wohl für immer verloren!

Machen wir nach diesen allgemeinen Einleitungen in Gedanken eine Fahrt längs dem schönen Gewässer, um die einzelnen Punkte an den Ufern desselben näher kennen zu lernen.

Wir beginnen draußen vor der Einfahrt, wo wir mit unserer allgemeinen Beschreibung soeben angelangt waren.

Vom Süden her versperrt eine etwa 4 km lange Landzunge, meistenteils ein unfruchtbarer Sandwall, den Zugang. Diese soll ehedem bewohnt, gar mit einer Stadt besetzt gewesen sein. Jedenfalls stand hier, zum Schutze der Einfahrt, unweit der Mündung eine feste Burg, die Gammel- oder Oldenburg genannt, welche noch zu Anfang des 12. Jahrhunderts als Staatsgefängnis diente, und

Kappeln.
(Aus „Schleswig-Holstein meerumschlungen." Kiel, Lipsius & Tischer.)

wovon noch erkennbare Spuren eines großen runden Turmes vorhanden sind. Auch standen in der Nähe noch 1604 zwei Fischerdörfer, von denen nichts mehr sichtbar ist.

Durch diese Landzunge führt, wie schon gesagt, seit 1796 der Kanal, die neue „Schleimünde," der von der Stadt Schleswig unterhalten wird. Der Kanal schneidet das nördliche Ende der Landzunge ab, welches die sog. Lotseninsel bildet und von Lotsen und Fischern bewohnt wird. Durch die Schleimünde hindurch gelangen wir in den mit der Olpenitzer Bucht wohl 3 km breiten Binnenhafen, der an dem hochgelegenen, städtisch gebauten Fischerdorfe Maasholm und dem Öher Moor vorbei bis an den Einlauf der Sandbecker Au reicht. Von hier kommen wir in den stark verengten Kappeler Sund an die Stadt Kappeln, welche, um die hochgelegene Kirche, die ehemalige Kapelle des heiligen Nikolaus, gebaut, uns freundlich entgegenblickt. Früher durch eine Fähre, jetzt durch eine Pontonbrücke mit Schwansen verbunden, bietet ihre Umgebung auf beiden Seiten der Schlei herrliche Partieen. Die Stadt stand früher lange Zeit unter dem nahegelegenen alten, jetzt herzoglichen Gute Röst und wurde von dessen Besitzern zu Zeiten hart bedrängt. Erst 1807 ist sie vom Staate für 62000 ℳ angekauft und frei geworden. Die Stadt hat keine Ländereien, die Bewohner

aber suchen sich zu entschädigen durch gepachtete Grundstücke des angrenzenden, niedergelegten herzoglichen Gutes Dothmark. — In der Schlei fallen hier, wie auch später an einigen Stellen, die eigenartigen Verzäunungen, die sog. Heringszäune, auf, zum Aufhalten und bequemeren Fangen dieser zahlreich einziehenden Fische, welche, namentlich im geräucherten Zustande, früher einen bedeutenden Handelsartikel bildeten und der Stadt Kappeln in weiten Kreisen einen Namen machten.

An dem gegenüber liegenden herzoglichen Gute Loitmark vorbei fahren wir durch eine ziemliche Verbreiterung in den engen Arnisser Kanal, wo eine Fähre nach Sundsacker hinüber die Verbindung mit Schwansen herstellt. Bis hierher reicht die alte privilegierte Fischereigerechtigkeit der Stadt Schleswig (der Holmer Fischerzunft), die namentlich mit den anliegenden Gütern manche Streitigkeit verursacht hat.

Arnis.
(Aus „Schleswig-Holstein meerumschlungen." Kiel, Lipsius & Tischer.)

Arnis, ursprünglich wohl, wie der Name sagt, eine Halbinsel, in Kriegszeiten abgegraben und zu einer Insel gemacht, später wieder landfest geworden, war mit Wald bedeckt und gehörte im 17. Jahrhundert dem Domkapitel in Schleswig. Hier siedelten sich 1667 hundert Familien an, welche aus Kappeln geflüchtet waren wegen der argen Bedrückungen des Gutsherrn auf Röst. Der so gegründete neue Flecken Arnis blühte durch Küstenschiffahrt und Handel bald empor, ist aber in letzter Zeit infolge der veränderten Verhältnisse der Schiffahrt ꝛc. stark im Rückgang begriffen. Ob die Bestrebungen, den so schön belegenen Ort zu einer Sommerfrische und einem Bade zu gestalten, von Erfolg sein werden, muß sich zeigen; zu wünschen wäre es sehr.

Der Platz hat übrigens in den Kriegsläuften wiederholt eine Rolle gespielt. Im 15. Jahrhundert wurde hier von Erich von Pommern eine feste Schanze aufgeführt, gegenüber der auf 2 Hügeln jenseits liegenden, auch von ihm befestigten Schwonburg. Auch in den späteren Streitigkeiten zwischen den Königen von Dänemark und den Herzögen von Gottorf hat Arnis mehrmals stark gelitten. Am 6. Februar 1864 ging Prinz Friedrich Karl hier auf angelegter Pontonbrücke mit seiner Armee über die Schlei, um nach Flensburg zur Vereinigung mit der Hauptarmee zu ziehen.

Die Zeit der provisorischen Regierung,

dargestellt in den Geschichtswerken von Berner, Pierson, Hahn und Stacke.

Von v. Osten in Altersen.

Durch den fünfzigsten Jahrestag unserer Erhebung gegen Dänemark wurde der Gedanke in mir angeregt, einen Blick zu werfen in größere, anerkannt gute Werke über preußische und deutsche Geschichte, um zu erfahren, wie in diesen Büchern der Kampf der Herzogtümer, zunächst in Bezug auf das Jahr 1848, dargestellt wird. Indem ich meinen Vorsatz ausführte, mußte ich mich wundern über die vielen, auf Irrtum beruhenden Angaben, denen man bei einigen Geschichtsschreibern begegnet. Es dürfte für die Leser dieses Blattes von Interesse sein, mit den hier in Betracht kommenden Schriftabschnitten bekannt zu werden.

I. Geschichte des preußischen Staates von Dr. Ernst Berner, Königl. Preuß. Hausarchivar. 1891.

S. 650. „Da erließ der König Christian VIII. 1846 einen Offenen Brief, in welchem er die Einverleibung Schleswigs in Dänemark kurzerhand aussprach, obwohl es untrennbar mit Holstein verbunden war."

Bemerkung: König Christian VIII. hatte sein Hauptstreben darauf gerichtet, alle ihm untergebenen Länder zu einem Gesamtstaate zu vereinigen und die Erbfolge des dänischen Königsgesetzes auch in Schleswig-Holstein zur Geltung zu bringen. Am Schlusse seines Offenen Briefes sagt er ausdrücklich, daß es nicht seine Absicht ist, Schleswig von Holstein zu trennen.

S. 659. „Dagegen hatte der König (Friedrich Wilhelm IV.) eine andere Sache, die schleswig-holsteinische, mit Eifer ergriffen, wodurch, so hoffte man, das Ansehen Preußens auch im Reich wieder hergestellt werden könne. König Friedrich VII. von Dänemark hatte, wie erwähnt, unmittelbar nach seinem Regierungsantrit im Januar die durch alte Grundgesetze verbotene Trennung Holsteins von Schleswig und die Einfügung dieses nördlichen Herzogtums in den dänischen Staat verfügt. Mit aller Kraft wehrten sich dagegen die Schleswig-Holsteiner, besetzten die Festung Rendsburg, und Friedrich Wilhelm erkannte ihre Forderung auf eine selbständige ungeteilte Stellung beider Herzogtümer unter dem Prinzen von Augustenburg an, ließ am 10. April seine Truppen einrücken, und ihnen schlossen sich auf Veranlassung des Bundestages Hannoveraner und Braunschweiger an. Am 29. April erstürmten die Preußen unter dem General v. Wrangel die Dannewerke, und am 1. Mai überschritten sie die Grenze von Jütland. Indessen auch dieses unzweifelhaft gerechtfertigte Verfahren sollte noch schlimme Verwickelungen für Preußen nach sich ziehen."

Bemerkungen: 1. Der König Friedrich VII. dachte unmittelbar nach seiner Thronbesteigung gar nicht daran, Schleswig in Dänemark einzuverleiben. Er machte am 28. Januar den Entwurf einer Gesamtstaatsverfassung bekannt, welcher die Bestimmung enthält, daß in der bestehenden Verbindung zwischen Schleswig und Holstein nichts geändert werden soll. Erst am 21. März wurde der schwache Monarch durch einen großen Volkshaufen, der vor das königliche Schloß drang und mit der „Selbsthülfe der Verzweiflung" drohte, gezwungen, die Einverleibung Schleswigs auszusprechen. Der König war von jetzt an ein willenloses Werkzeug in der Hand der „Eiderdänen", deren Führer zu Ministern ernannt wurden.

2. Die Herzogtümer haben 1848 gar keine selbstständige Stellung unter dem Prinzen von Augustenburg gefordert. Der rechtmäßige Herzog, in dessen Namen die provisorische Regierung die Leitung der Landesangelegenheiten übernommen hatte, war der König Friedrich VII. von Dänemark, der aber, wie ge-

zeigt, unfrei war, sich in der Gewalt einer deutschfeindlichen Partei befand. Der Prinz Friedrich von Augustenburg, nach seinem Gute am Eckernförder Meerbusen gewöhnlich der Prinz von Noer genannt, war seit dem 24. März Mitglied der provisorischen Regierung und Befehlshaber der schleswig-holsteinischen Armee. Hätten die Schleswig-Holsteiner die Absicht gehabt, schon damals die Personal-Union mit Dänemark aufzuheben, so würden sie nicht dem Prinzen Friedrich, sondern dessen Bruder, dem Herzoge Christian August von Augustenburg (dem Großvater unserer jetzigen Kaiserin) als ihrem Landesherrn gehuldigt haben.

3. Nicht nur Hannoveraner und Braunschweiger, sondern auch Oldenburger, Mecklenburger, Bremer, Hamburger und Lübecker, überhaupt die Truppen des 10. Bundesarmeecorps schlossen sich an.

4. Am 29. April das Dannewerk erstürmt und schon am 1. Mai in Jütland eingerückt? Was wäre bei einem so raschen Vordringen der Deutschen aus der dänischen Armee geworden? Die Erstürmung des Dannewerks war am 23. April, der Einzug in Jütland am 2. Mai.

5. Von schlimmen Verwickelungen, die das Überschreiten der jütländischen Grenze zur Folge gehabt haben soll, ist auf den folgenden Seiten nichts zu lesen.

II. Preußische Geschichte von Professor Dr. William Pierson, zweiter Band, 1881.

S. 244. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über das Verhältnis Schleswig-Holsteins zu Dänemark: „Friedrich Wilhelm war gern bereit, das deutsche Recht zu schützen; er schickte seine Garden unter dem alten General v. Wrangel nach Holstein, die am 4. April dort einrückten, am 23. April das Dannewerk zerstörten und nach einem Siege bei Düppel (am 6. Juni) das dänische Heer bis in das nördliche Jütland vertrieben. Aber nun trat Rußland dazwischen. Unterstützt von England und Frankreich, begünstigt von Österreich, forderte der Zar drohend den König Friedrich Wilhelm auf, seine Hand von dieser Sache wieder abzuziehen; die Selbsthilfe des Volkes, die Revolution zu unterstützen, könne ihm ohnehin keine Ehre bringen."

Bemerkungen: 1. Nicht Preußen allein, sondern der deutsche Bund hat 1848 den Krieg gegen Dänemark geführt. Um wegen aller kriegerischen Maßregeln und zugleich wegen der Friedensunterhandlungen eine einheitliche Leitung herzustellen, erhielt Preußen in der Sitzung des Bundestages am 4. April den Auftrag, die Vermittelung zu übernehmen.

2. Am 4. April rückte nicht der General v. Wrangel, sondern der Oberst v. Bonin (der jetzt zum General befördert wurde) in Rendsburg ein. Erst nachdem der hannöversche General Halkett, der Kommandeur des 10. Armeecorps, sich mit dem General von Bonin und dem Prinzen von Noer vereinigt hatte, wurde der General v. Wrangel vom Bundestage zum Höchstkommandierenden in Schleswig-Holstein ernannt.

3. Der Verfasser hätte erwähnen müssen, daß der General v. Wrangel am 2. Mai in Jütland einzog, aber schon am 25. Mai den Rückzug antrat und dem Feinde sogar das nördliche Schleswig wieder einräumte. Diese rückgängige Bewegung bildet nämlich den Wendepunkt des ganzen Feldzuges von 1848.

4. Am sechsten (soll wohl heißen: am fünften) Juni haben die Preußen gar keinen Sieg errungen. Zwar drangen sie im Bunde mit Abteilungen des 10. Armeecorps bis nach Düppel vor, wurden dann aber zum Rückzuge genötigt und blieben, wie Waitz mit Recht sagt, gegen die Dänen im Nachteil. Hätten die Deutschen völlig gesiegt, so wären die Dänen nach der Insel Alsen, auf keinen Fall ins nördliche Jütland geflüchtet.

5. Rußlands Einmischung steht mit dem vermeintlichen Siege vom 6. Juni gar nicht in Verbindung.

III. Geschichte des preußischen Vaterlandes von Dr. Ludwig Hahn, 1879.

Der Verfasser berührt die schleswig-holsteinische Frage erst nach der Wiedereröffnung der Frankfurter Bundesversammlung. Er sagt S. 466: „Da sich in ganz Deutschland eine große Teilnahme für das deutsche Bundesland Holstein geltend machte, so hatte Friedrich Wilhelm zum Schutze der Herzogtümer eine Armee unter dem braven General v. Wrangel hingesandt, welcher die Dänen bei Schleswig aufs Haupt schlug und die ganze dänische Halbinsel bis zur äußersten Spitze von Jütland besetzte. Leider konnten jedoch diese Siege nicht weiter verfolgt werden, weil Preußen keine Kriegsflotte zu Gebote stand, um Dänemark im Mittelpunkt seiner Inselmacht anzugreifen. Im September 1848 war deshalb ein Waffenstillstand zu Malmö abgeschlossen worden."

Bemerkungen: 1. Auch hier liegt die falsche Vorstellung zu Grunde, als hätte allein Preußen den Krieg geführt.

2. Wie mag der Verfasser den Ausdruck verstehen: „Die ganze dänische Halbinsel?"

3. Bis zur Nordspitze Jütlands ist der General v. Wrangel nicht vorgedrungen. Seine Truppen standen im südlichen Jütland, nämlich bei Fridericia und Veile; Streifzüge wurden unternommen bis nach Horsens, Skanderborg und Aarhuus.

4. Die Siege brauchten kaum weiter verfolgt zu werden: die anhaltende Besetzung Jütlands würde die Dänen gezwungen haben, die Hand zum Frieden zu bieten.

5. Auf die fernere Kriegsführung haben verschiedene Umstände eingewirkt, zu welchen freilich auch der Mangel einer Kriegsflotte gehörte.

6. Der für die Herzogtümer so ungünstige Waffenstillstands-Vertrag zu Malmö, der am 26. August (nicht im September) abgeschlossen wurde, wird erklärlich, wenn man einerseits Deutschlands Uneinigkeit und Ohnmacht, andererseits die Einwirkung der Großmächte ins Auge faßt.

IV. Deutsche Geschichte. In Verbindung mit Anderen von L. Stacke. Zweiter Band, 1881.

S. 718. „Der König (Friedrich Wilhelm) bekam sogleich Veranlassung, die deutsch-nationale Gesinnung, zu der er sich rückhaltlos bekannt hatte, zu bethätigen. Unmittelbar nach dem Tode Christians VIII. (20. Jan. 1848) hatte sein Sohn und Nachfolger Friedrich VII. eine neue Verfassung angekündigt, durch welche Schleswig-Holstein ein integrierender Teil des dänischen Gesamtstaats wurde. Statt dessen verlangten die Schleswig-Holsteiner die Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund, Gewährung einer schleswig-holsteinischen Verfassung und ein deutsches Parlament (15. März). Am 18. beschloß eine Versammlung in Rendsburg, dem Könige ihre Wünsche vorzutragen. Die Nachricht, daß die eiderdänische Partei (welche die Einverleibung Schleswigs forderte) plötzlich ans Ruder gekommen sei (Orla Lehmann, Bischof Monrad), bewog die Patrioten, ihr Verfahren zu ändern. Sie bildeten (24. März) eine provisorische Regierung, gewannen die Truppen in Kiel und bemächtigten sich der Citadelle von Rendsburg. Am folgenden Tage traf von dem Könige von Dänemark die Nachricht ein, daß er Schleswigs Eintritt in den Bund nie zugeben werde; der König von Preußen dagegen erklärte, er erkenne die Forderungen der Schleswig-Holsteiner als berechtigt an und verspreche dem rechtmäßigen Erben, dem Herzoge Christian von Augustenburg, seinen Schutz. Er erteilte seinen Truppen den Befehl, nach Holstein zu marschieren, und

trieb den Bund zur Hilfeleistung an. Schon am 12. April verlangte die Bundesversammlung die Aufnahme Schleswigs unbeschadet der Rechte Friedrichs VII. Der dänische Gesandte trat aus, Preußen übernahm im Namen des Bundes den Krieg, der zwischen den Dänen und der provisorischen Regierung bereits entbrannt war."

Bemerkungen: 1. Am 15. März fand nur eine Beratung der schleswig-holsteinischen Ritterschaft statt; am 18. März war aber „eine Versammlung", d. h. eine Versammlung der ständischen Abgeordneten beider Herzogtümer. Die Abgeordneten beschlossen, eine Deputation nach Kopenhagen zu senden, um dem Könige über die Lage des Landes zu berichten. Unter den Wünschen, die vor den Thron gebracht werden sollten, waren freilich die Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund und eine schleswig-holsteinische Verfassung von besonderer Wichtigkeit; von einem deutschen Parlament war aber keine Rede, konnte auch kaum die Rede sein, weil die süddeutschen Patrioten, von welchen die Bewegung für ein einiges Deutschland ausging, es noch nicht einmal bis zu einem „Vorparlament" gebracht hatten.

2. Die Schleswig-Holsteiner haben ihr Verfahren nicht geändert; die Deputation ging am 21. März mit dem Dampfschiffe von Kiel ab.

3. Die Nachricht, daß die eiderdänische Partei plötzlich ans Ruder gekommen sei, gelangte erst am 23. März auf dem Landwege d. h. über Seeland und Fühnen nach Schleswig. Der Advokat W. Beseler begab sich sogleich nach Kiel, Eilboten wurden abgesandt an den Grafen F. Reventlou in Preetz und an den Prinzen von Noer, die Kieler Bürger versammelten sich auf dem Rathause: es bildete sich die provisorische Regierung.

4. Die Schleswig-Holsteiner bemächtigten sich nicht der Citadelle von Rendsburg, sondern der Stadt und Festung Rendsburg.

5. Am folgenden Tage ging aus Kopenhagen gar keine Nachricht ein; am 26. März kehrte aber die Deputation, die unter dem Pöbel der Hauptstadt kaum ihres Lebens sicher gewesen war, mit der abschlägigen Antwort des Königs zurück.

6. Im Jahre 1848 war nicht der Herzog von Augustenburg, sondern, wie schon gesagt, der König Friedrich VII. der rechtmäßige Landesherr. In Aussicht stand freilich, daß mit Friedrich VII. der Mannesstamm der regierenden königlichen Linie erlöschen und daß dann wegen der verschiedenen Thronfolge die dänische Krone auf eine Prinzessin des königlichen Hauses, die Regierung in Schleswig-Holstein aber auf das Haus Augustenburg übergehen werde. In dem freundlichen Schreiben, welches der König von Preußen an den Herzog Christian August richtete, bekennt sich Se. Majestät zu den drei Grundsätzen des schleswig-holsteinischen Staatsrechts, die der Graf F. Reventlou schon 1844 in der Ständeversammlung zu Itzehoe festgestellt hatte: „Die Herzogtümer sind selbständige Staaten, sie sind fest mit einander verbundene Staaten, der Mannsstamm herrscht in den Herzogtümern." Am Schlusse verheißt der König, Schleswig-Holstein gegen etwaige Übergriffe und Angriffe mit den geeignetsten Mitteln zu schützen.

7. Preußen übernahm im Namen des Bundes nicht den Krieg, sondern die Leitung desselben.

S. 722. „Während so innere Kämpfe die Kraft des preußischen Königtums schwächten, trat gleichzeitig auf einem anderen Gebiete, auf dem nicht minder Preußens als Deutschlands Ehre auf dem Spiele stand, eine schwierige Aufgabe an dasselbe heran. In Schleswig-Holstein war der Kampf im Anfange des April begonnen und waren die Preußen unter Wrangel gerade noch rechtzeitig angekommen, um die schon unterliegenden Patrioten zu retten. Am letzten Tage dieses Monats waren die Herzogtümer vom Feinde gesäubert; am 2. Mai besetzte Wrangel den südlichen Teil von Jütland. Da mischte sich die Diplomatie Englands, Ruß-

lands und Schwedens in die Angelegenheit und verlangte die Räumung Jütlands. Diesem Verlangen ward nachgegeben; als aber die Dänen keck nachrückten, wurden sie mit blutigen Köpfen heimgesandt (5. Juni bei Düppel durch Bonin, durch v. d. Tann bei Hoptrup)."

Bemerkungen: 1. Auch nach dieser Darstellung werden die Leser, die nicht schon ohnehin mit dem Kampfe der Herzogtümer gegen Dänemark bekannt sind, sich schwerlich ein richtiges Bild der Vorgänge von 1848 entwerfen. Die deutsche Geschichte von Stacke, 2. Band, beginnt mit Maximilian, 1493, und umfaßt 820 Seiten. Mit Rücksicht hierauf sollte man erwarten, daß der Verfasser die schleswig-holsteinische Geschichte, die mit der deutschen Geschichte in innigster Verbindung stand, etwas ausführlicher behandelt hätte. Es ist doch nicht viel Raum erforderlich, um der kleinen, ungeschulten schleswig-holsteinischen Armee, des Kampfes bei Bau (9. April), der deutschen Bundestruppen usw. zu erwähnen.

2. England, Rußland und Schweden haben die Räumung Jütlands nicht verlangt.

Es ist geschichtlich festgestellt, daß General von Wrangel aus eigenem Antriebe den Rückzug angeordnet hat. Der bezügliche Befehl von seiten der preußischen Regierung ist im Hauptquartier erst angelangt, als die Vorbereitungen zu der rückgängigen Bewegung schon getroffen waren. Der Oberbefehlshaber hatte wiederholt gebeten, das 10. Armeecorps zu ergänzen und auf die vorschriftsmäßige Stärke zu bringen, weil das durch Abzweigungen geschwächte Corps des Generals Halkett nicht imstande sei, sich im Sundewitt zu halten. Es wurde nämlich bekannt, daß die Dänen alle ihre Macht auf der Insel Alsen versammelten und daß 4 bis 5000 Schweden als Reserve nach Fühnen eingeschifft werden sollten. Auf seine Bitten hatte aber der General nur unbestimmte Antworten erhalten, so daß er in den nächsten 14 Tagen noch keine Verstärkung erwarten durfte. Es sind also bei ihm, wie er auch selber berichtet, rein militärische Rücksichten maßgebend gewesen.

Es scheint die Ansicht ziemlich weit verbreitet zu sein, daß die preußische Regierung durch die drohende Haltung der Großmächte, besonders durch eine russische Note, veranlaßt worden sei, dem General v. Wrangel den Befehl zum Rückzuge zu erteilen. Daß diese Vorstellung eine irrtümliche ist, ergiebt sich aus den Schriften: „Aktenstücke zur neuesten schleswig-holsteinischen Geschichte," Leipzig 1852, S. 273—295. — „Zur schleswig-holsteinischen Sache", von Wilhelm Beseler, 1856. — „Schleswig-Holsteins erste Erhebung 1848—1849", von Rudolph Schleiden, Wiesbaden 1891.

Erst nach dem Rückzuge aus Jütland, als Deutschlands Machtlosigkeit klar zu Tage trat und als es schien, daß der Krieg sich in die Länge ziehen werde, wurde von verschiedenen Seiten ein Druck auf Preußen ausgeübt, die Waffenstillstands- und Friedensunterhandlungen ernster zu betreiben.

3. Der Schluß enthält dieselbe unrichtige Bemerkung, auf welche ich unter II. 4 schon hingewiesen habe. Richtig ist jedoch, daß der bayrische Major v. d. Tann (am 7., nicht am 5. Juni) mit seinem Freicorps bei Hoptrup einen glänzenden Sieg über 6000 Dänen davongetragen hat.

Die Seiten 722 und 723 behandeln den Waffenstillstand zu Malmö.

Mit diesen Bemerkungen schließe ich meine Arbeit, da ich mir nur zur Aufgabe gesetzt hatte, irrtümliche Angaben zu berichtigen.

Das Daſſowfahren der Lübecker, Gothmunder und Schlutuper Fiſcher.*)

Nach den Erzählungen Schlutuper Fiſcher mitgetheilt von Hauptlehrer J. Maaſs in Lübeck.

Im Jahre 1262 belagerten (der Sage nach) die Lübecker mit dem Fürſten Johann von Mecklenburg gemeinſam das feſte Raubſchloß auf dem Kriegwärder (Buchwärder, Buchhorſt), einer kleinen Inſel im Daſſower See. Die Führer waren ſich einig, daß von Lübeck alle Prähme dorthin zu ſchaffen ſeien, um zwiſchen Land und Inſel eine Brücke herzuſtellen. Ein Fiſchergeſelle wußte einen andern, einfacheren Plan. Er hatte in der Burg ein Dienſtmädchen zur Braut; dieſes hatte ihm manchmal durch einen geheimen Gang Einlaß verſchafft, er wußte genau die Zeit, wann die Räuber auf Raub auszogen und nur wenige von ihnen als Wache zurückblieben. Sein Rat ging nun dahin: Von Lübeck wird ein Faß Wein, mit Schlaftrunk vermiſcht, hierher beſorgt. Ein Lübecker ruft in einer beſtimmten Nacht vom Lande aus um Hülfe, er ſei ein unſchuldig Verfolgter, habe Geld und Gut genug bei ſich und begehre Schutz in der Burg. Die Räuber würden ihn ſamt dem Faß Wein hinüberholen, fleißig aus dem Faß trinken, auch Brüderſchaft mit dem Lübecker machen. Sobald ſie ſchläfrig geworden, ſollten die Stadt-, Gothmunder und Schlutuper Fiſcher auf ein gegebenes Zeichen hinter dem rauhen Ort (Landzunge unweit des Kriegwärder), wo ſie ſich verborgen gehalten, hervorkommen, ins Schloß eindringen und die Räuber gefangen nehmen. Dieſer Vorſchlag des Fiſchergeſellen wurde ausgeführt und die Raubburg zerſtört.

Seitdem teilten ſich Lübeck und Mecklenburg in die Nutznießung des Kriegwärders, Lübeck erhielt von der Graswerbung den erſten Schnitt, die Vormahd, Mecklenburg den zweiten Schnitt, die Nachmahd. Wann der erſte Schnitt zu thun ſei, das beſtimmten die Herren der Wedde zu Lübeck. Vier junge Meiſter der Stadt- und Gothmunder Fiſcher mußten alljährlich Ende Mai nach dem Kriegwärder rudern, dort eine Grasbülte (-Sode) ausſtecken und dieſe, in ein Taſchentuch gewickelt, dem Ältermann übergeben, der ſie dann der Behörde vorzuzeigen hatte. War das Gras lang genug, ſo erfolgte der Befehl, dasſelbe zu mähen, am Sonntag darauf fand dann die Daſſowfahrt ſtatt. Später wurde ein für allemal der letzte Sonntag im Monat Mai für die Daſſowfahrt feſtgeſetzt. Es hatten nämlich öfters die jungen Meiſter die 4—5 Stunden lange Fahrt nach dem Kriegwärder ſich bedeutend abgekürzt, waren in Herreuwyk angelaufen, hatten ſich beim Kümmel und braunen Gerſtenſaft (ſelbſtgebrautem Bier) gütlich gethan und eine gute Grasſode vom Rückenitzer Ufer ausgehoben und abgeliefert.

Die Graswerbung war für die Fiſcher manchmal mit großen Schwierigkeiten verbunden, ſie mußte eben an beſtimmten Tagen beſchafft werden, trotz Sturm, Regen und Hochwaſſer. Im 17. Jahrhundert ſandten bei ungeſtümem Wetter die Fiſcher zwei von ihren Amtsbrüdern nach Daſſow, um ſich nach einer paſſenden Herberge umzuſehen. Dieſe wurde gefunden in der jetzigen Callies'ſchen Gaſtwirtſchaft. Die Fiſcher wurden dorthin geholt, ein Harfenſpieler und ſeine Frau, die zufällig bei der Daſſower Brücke ſtanden, geleiteten ſie unter Spiel und Sang nach der Wirtſchaft und ſpielten und ſangen den Fiſchern vor bis an den hellen Morgen. Dies gefiel, und Muſik durfte hinfort in Daſſow nicht fehlen.

Seitdem wurde am letzten Sonntag im Mai, nachdem das Gras auf dem Kriegwärder gemäht und in einem Stecknitzboot nach Schlutup gebracht war, die Daſſowfahrt unternommen. Die Geſellen übten, „muſterten" am Tage vorher in

*) Bereits abgedruckt in den Vaterſtädtiſchen Blättern, 1897, Nr. 35, vom Verfaſſer der „Heimat" zur Verfügung geſtellt.

der Schlutuper Wyk unter dem Kommando des Altgesellen, der am Steuer saß, das gleichmäßige Rudern mit 1½ Meter langen, grün und weiß gestrichenen Rudern. Dabei standen die beiden Mitältesten im Vorderkahn, an jeder Seite des Kahnes vier Gesellen.

Am Sonntag morgen wurde für die Gesellen ein Wadeschiff ausgerüstet, klar gemacht und mit Guirlanden und zwei Flaggen geschmückt, für die Meister 7—8 Kähne in Bereitschaft gesetzt. Um ½2 gingen Meister und Gesellen, letztere in weißen Hosen, blauen Jacken, mit weißen Strohhüten (früher in Cylinder mit Gnasterblank [Rauschgold], Bewernadeln [Zitter-, gekräuseltem Silberdraht] und gemachten [künstlichen] Blumen) hinunter an den Strand, jeder seine Kiepe mit Proviant, Back- oder Spickaalen, Puffern oder Ochsenaugen, Eiern u. dgl., unter dem Arm. Auf dem Küster- und Bedeyberg sammelten sich die Bewohner Schlutups. Punkt 2 Uhr erfolgte die Abfahrt, voran die Gesellen. Vom Ufer krachte aus Flinte und Pistole Schuß auf Schuß. Die Stadt- und Gothmunder Fischer folgten eine Stunde später.

Beim rauhen Ort vor dem Kriegwärder ergriff der Altgeselle das Wort: „Bröre, wäst mal 'n Ogenblick ruhig! Hüt is de Dag, wo unsʼ oll Vörfohren dat Kriegwarre (Kriegwärder) erobert hebbt; und dissen Dag wüllt wi hüt fiern. Jere hör sik vor Striet in Dassau, wi unner uns un ok unner unsʼ Meisters. Keener van uns gah na 'n anne Harbarg hen. Wen ik und min Kle (Kollege) upʼn annen Saal drapn, de müt'n Mark Straf betal'n!" (Die Knechte von den umliegenden Höfen waren an diesem Tage auch in Dassow, konnten das Rufen von „Schlutuper Bull!" und das Brüllen nicht unterlassen, sobald sie einen Schlutuper gewahrten; da gab es denn oft böse Schlägerei. Daher seine Warnung.) Die Gesellen fuhren dann auf der einen Seite vom Kriegwärder, die Meister auf der anderen vorbei, um die Einnahme der Insel anzudeuten. Die beiden Arbeiter, die das Futter gemäht hatten, begrüßten die Fischer durch Flintenschüsse, die mit lautem Hurra beantwortet wurden. Während die Meister nun direkt auf Dassow zufuhren, ruderten die Gesellen unter den Hauptteil der Brücke über die in den Dassower See mündende Stöpenitz hindurch und diese hinauf bis Lütjenhof, wo sie den Besitzer durch Fahnenschwenken begrüßten. (Der Hauptteil der Brücke, der mittlere, gehört Lübeck, der nördliche Mecklenburg-Schwerin, der südliche Mecklenburg-Strelitz. Die Stadt- und Gothmunder Fischer hatten das Befischungsrecht auf der Stöpenitz, einem rein Mecklenburgischen Flüßchen, bis Börzow bei Grevesmühlen [Mecklenburg-Schwerin]. Soweit hat Lübeck bis 1805 hin alle Jahre die Stöpenitz mit einem Fahrzeuge voll Pioniere befahren und alle Netze und Neunaugenwehren, die den Lübeckern nicht gehörten, wegnehmen lassen. Ein Stein vor Börzow, „Fischer kehr' wieder" genannt, bezeichnete die Grenze für die Fischer; vor 30 Jahren lag er noch frei da, jetzt ist er mit Motte und Gras bedeckt.) Nach der Landung ging es unter Vorantritt einer Kapelle in gemeinsamem Zuge: Gesellen, Jungfern (Fischertöchter), die in einem Omnibus gekommen waren, und zuletzt die Meister nach Dassow hinauf. Vor dem Gerichtshause wurden von 2 Gesellen die Fahnen geschwenkt. In der Gastwirtschaft von Callies freundlich willkommen geheißen, nahmen die Meister unten in der Gaststube, die Gesellen und Jungfern oben im Saale Platz. Es wurde gegessen und getrunken, gespielt und getanzt. Das sog. kleine Amt stattete dem Besitzer von Lütjenhof einen Besuch ab, bei dem Wein und Cigarren verabreicht wurden.

Nach dem Morgenkaffee, den die Jungfern bereiteten, wurden die leeren Proviantkiepen mit frischen Möllnschen und Maulschellen gefüllt und unter den Klängen des Liedes: „Muß ich denn, muß ich denn zum Städtle hinaus" der Heimweg angetreten, auf dem manchem die Dassower Straße gar schmal und

holperig vorkam. Trotzdem mußte in Schlutup noch einer zum Abgewöhnen genommen werden.

Die Aufsichtsbehörde hielt, um das Hoheitsrecht über den Dassower See zu behalten, strenge darauf, daß die Dassowfahrt alljährlich vorgenommen wurde und wies alle Ansuchen der Fischer um Aufhebung des lästigen Zwanges beharrlich zurück. Die Älterleute waren angewiesen, jeden bei der Fahrt fehlenden Meister und Gesellen, der nicht vorher wegen Krankheit sich entschuldigt hatte, in eine empfindliche Geldstrafe zu nehmen.

Nachdem Lübeck die Oberhoheit über den Dassower See endgültig zuerkannt war, hatte die Dassowfahrt ihre Bedeutung verloren und hat 1890 zum letzten Male stattgefunden zur Freude der Fischer, zum Leidwesen der Dassower.

Klaus Groth.

In Träumen lag versunken tief
Unser stolzer Heimatklang.
Das Wort auf den scheuen Lippen schlief,
Vergessen, wie lang, wie lang.

Gefesselt der tiefen Seele Kraft
Und des Herzens heißer Schlag —
Da riefest Du aus des Schlummers Haft
Mit Liebeslaut ihn wach.

Du gabst ihm das Wort, Du gabst ihm das Lied.
Und hallend zog hindann,
Wo die Düne stiebt, wo die Heide blüht,
Was die träumende Seele sann.

In des Lorbeerzweiges schlichte Zier,
Den die Welt Deiner Stirne bot,
Flicht still nun der Liebe Rosen Dir
Dein Heimatland, Klaus Groth.

Wilhelm Peyer.

Bücherschau.

Haupt, Richard, Die Domkirche St. Petri in Schleswig. Zum Jahresfeste des Vereins für innere Mission am 18. und 19. des Wonnemonds 1897 den Gästen als Festgabe dargeboten vom Provinzial-Konservator. Schleswig 1897. (Zu haben durch E. Strauch in Leipzig.) 36 S.; 8°. Preis 40 Pfg. — Die kleine Schrift will ein Führer durch den Dom sein, verzichtet darum sowohl auf Beigabe von Abbildungen als auf eine von Belegen und Beweisen begleitete weitläufigere Darstellung. Der erste Abschnitt bringt Geschichtliches; er beschäftigt sich mit der Vorgeschichte Schleswigs, den Anfängen des Christentums, der Entstehung der jetzigen Stadt, ihren alten Kirchspielen und vor allem mit der Geschichte des Doms. Er schildert den ältesten Bau aus der Zeit des Übergangsstils, führt sodann die Erweiterung in der gotischen Periode, die Umgestaltungen in der Reformationszeit und die allmählichen Wandlungen nach derselben, die traurige Ausräumung in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts und endlich die letzte Restauration vor. Ein Nachtrag berichtet von dem neuesten Funde, einer Reihe von drei großen symbolischen Löwenfiguren und einer Platte mit Runenschrift, die an oder in den Grundmauern des nördlichen Chorturms gefunden worden sind. — Im zweiten Abschnitt folgt die eingehende Beschreibung des Doms, seines Äußeren, seiner Umgebung und seines Inneren. Der Abschnitt schließt mit einer Auseinandersetzung über die Verwendbarkeit des Domes für den

Gottesdienst, bei der in sehr interessanter Weise „die Folgerungen aus den drei ärgsten Falschurteilen," die auf die Gestaltung unserer Gotteshäuser Einfluß gehabt haben, bekämpft werden. Endlich werden im dritten Abschnitt die einzelnen Kunstwerke nach einander aufgezählt und eingehend beschrieben. — Bei der großen Bedeutung des Domes und der Kunstwerke, die er in sich schließt, muß jeder Versuch, ihm Freunde zu gewinnen und verständnisvolle Besucher zu erziehen, mit Freuden begrüßt werden, umsomehr, wenn er von einem so genauen Kenner unserer heimischen kirchlichen Kunst ausgeht. Auch neben einer für spätere Zeit angekündigten ausführlicheren Darstellung wird das Heftchen seinen Wert behalten; jene wird den Bedürfnissen der Fachgelehrsamkeit entgegenkommen, diese ein hochgeschätzter Wegweiser sein für alle Freunde der Kunst, die nicht tiefere Studien treiben können, sondern vor allem sich des Schönen freuen wollen. Vielleicht leisten derartige kleinere Einzeldarstellungen für die Erhaltung unserer heimischen Kunsterzeugnisse und für die Erziehung unseres Volkes zum Kunstgenuß größere Dienste, als umfangreiche Sammelwerke, deren Studium einen weiteren Blick und mehr Zeit erfordert. Es wäre deshalb mit Freuden zu begrüßen, wenn dieser Führer viele gleichwertige Nachfolger fände. Dann könnte das Leitwort auf dem Umschlag: „Ehre das Alte, das Schöne erhalte!" zu immer allgemeinerer Geltung kommen. Ld.

Gedichte zweier Brüder (Leopold und Eduard Alberti). Verlag von Lühr & Dircks in Garding. 1898. Preis gebunden, mit Goldschnitt 3 M.

Das ist ein sehr hübsches Vermächtnis, das uns in diesen 232 Blättern des elegant ausgestatteten Buches der am 28. März d. J. verstorbene Mitverfasser und Herausgeber macht. Es enthält, wie er uns in einem lateinischen Vermerk — „Tota fortuna relicta" — auf dem Titel sagt, „alles hinterlassene Glück" der beiden Verfasser, zweier Brüder, die während der größten Zeit ihres Erdenwandels räumlich weit von einander getrennt waren, deren Lebensgang ein sehr verschiedener war, und die doch in ihrem ganzen inneren Sein so sehr mit einander verwachsen waren, daß auch auf dem Gebiet, welches hier als von beiden gleichmäßig durchwandert sich uns eröffnet, eine Übereinstimmung des Seelenlebens offenbart wird, wie sie wohl nicht allzu häufig bei zwei Menschen, deren Wege im übrigen so weit auseinander gingen, vorkommt. Diese Gedichte zweier Brüder, von denen der ältere bereits seit Jahren heimgegangen ist und der Überlebende, der frühere Privatdozent und Bibliothekar an der Kieler Universitätsbibliothek, Prof. Dr. E. Alberti, noch mit dem letzten Rest seiner Kräfte die Herausgabe besorgte, sind künstlerische Krystallisationen eines so feinsinnigen Fühlens, eines so edlen Denkens, daß sie zu dem Besten gerechnet werden dürfen, was die poetische Litteratur nicht zwar einer „modernen" Gegenwart, wohl aber einer nie untergehenden idealen Geistesrichtung bietet. Dazu kommt, daß durchweg auch in formaler Beziehung jedes dieser Gedichte eine Vollendung zeigt, wie sie nur die klassische Durchbildung auch nach dieser Seite hin zu erzeugen vermag. Ich muß gestehen, ich habe lange keine Gedichtsammlung in Händen gehabt, die außer denen eines J. G. Fischer mir so viel reine Freude und hohe Befriedigung verschafft hat, wie die Gedichte zweier Brüder; sie sind mir geradezu zu einer Art poetischen Andachtsbuches geworden, dessen Inhalt mich immer wieder erquickt und erhebt, welche Seite des Buches ich auch aufschlage und ob ich bei dem einfachen Liede verweile oder den tiefsinnigen Gedanken klassischer Distichen oder der echten, freilich nicht immer optimistischen Spruchweisheit des tiefbohrenden Philosophen folge. Aber — mit Rücksicht auf letzteres — so sehr auch beide Verfasser an abstraktes Denken, an tiefsinnige Spekulation gewöhnt und im Dahinwandeln auf den verschlungenen Wegen metaphysischer Betrachtungen geschult sind, hier ist doch nirgends ein Übermaß gelehrter Kunstpoesie vorhanden, sondern alles, von der oft erschütternden balladenartigen Erzählung bis zur weihevollen Elegie, vom oft fein humoristischen Idyll und der sinnigen Naturbetrachtung bis zum patriotischen Festgesang, ist jedem voll verständlich und muß jeden für Poesie empfänglichen Leser sowohl tief ergreifen, als innig erfreuen und herzlich erbauen. — So sei denn dieses schöne Vermächtnis zweier edler Landessöhne, die sich seinerzeit aus ärmlichen Verhältnissen durch eigene Kraft zu den angesehensten Stellungen teils innerhalb unserer Landesuniversität, teils im fernen Westen Amerikas emporgearbeitet hatten, dabei aber beide stets in engster Fühlung mit dem Sinnen und Dichten ihres Volkes geblieben waren, gerade als ein solches besonders den vielen Bekannten, die der heimgegangene Herausgeber in allen akademisch gebildeten Kreisen unserer Provinz hatte, daneben aber allen für Poesie empfänglichen Lesern aufs wärmste zur Anschaffung empfohlen. Ich bin überzeugt, wer sich das Buch kauft, wird sein Lebelang mit den Seinigen seine rechte Freude an demselben haben, und der Genuß und die Anregung, die er aus ihm in sich aufnimmt, werden um so nachhaltiger sein, als sie auch veredelnd und auf sein Fühlen vertiefend wirken werden. Emil Pörksen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 7. Juli 1898.

Die Entstehung der Dörfer und die landwirtschaftlich-geschichtlichen Verhältnisse im südwestlichen Schleswig.

Von **M. Voß** in Husum.

II.

Die geschilderte Art der Verteilung des Bodens hatte für die Gesamtheit manche Vorteile, für wenige Einzelne gewiß auch Nachteile. Der eine bearbeitete den ihm überwiesenen Acker vorzüglich, der andere schlecht; der eine düngte viel, der andere wenig oder garnicht; der eine reinigte seinen Acker von Unkraut, der andere ließ wachsen, was zu wachsen Lust hatte; wußte doch niemand im voraus, welches Stück Acker ihm im nächsten Jahre zufallen würde. So war es begreiflich, daß die tüchtigsten und besonders fleißigen Landleute das Streben hatten, möglichst dasselbe Stück mehrere Jahre nach einander zu besitzen, und daß sie dies allmählich im Rat der Gemeinde durchsetzten. So wurde aus dem Nutznießer der Besitzer; der Ackerbau konnte von dieser Stunde an sich entwickeln und anfangen seine Schwingen zu neuem Aufluge zu regen, der bisher bevorzugten Viehzucht den Rang ablaufen und zur Hebung derselben wieder der erste Faktor werden. Als das erreicht war, ging man allmählich weiter; man fing an, die Ackerflur in der Nähe der Wohnplätze zu verteilen und einzukoppeln. Wo möglich fiel jedem ein Stück in der Nähe seiner Toft zu, und war die Qualität des Bodens vielleicht zu Süden besser als im Norden, so mußte für den zu Norden Wohnenden dadurch der Ausgleich herbeigeführt werden, daß er ein größeres Stück bekam. Dabei blieben Weiden, Hölzungen, Moore, Heiden, Wiesen, Seen und Teiche noch im Gemeinbesitz. Wann die erste Ackeraufteilung stattgefunden hat und der Bauer zum eigentlichen Besitzer geworden ist, darüber schweigt unsere Heimatgeschichte. Jedenfalls wird das erste Jahrtausend unserer Zeitrechnung darüber hingegangen sein, und etwa gleichzeitig mit der Einführung des Christentums mag diese große Veränderung sich zugetragen haben. Einer Aufteilung der Acker- und

Wiesenflächen mußte eine Messung voraufgehen. Diese geschah mit sehr verschiedenen Maßen. In Eiderstedt hatte man „Demet," „Deymat" oder „Demat," „Schepelsad," Ruten und Fuß. Ein Demat hatte 6 Scheffelsaat, ein Scheffelsaat 36 Quadratruten und eine Rute 16 Quadratfuß. Im Kirchspiel Ostenfeld rechnete man nach Meesen. Eine Meese Landes war soviel, als man mit einem bestimmten Maß Korn, „Meese" genannt, besäen konnte. Eine volle Hufe hatte im 15. Jahrhundert zu Ostenfeld 6 Meesen Landes, zu Winnert und Wittbek aber 8, wahrscheinlich deswegen, weil die Erträge hier geringer waren. In Schwesing wurde ein volles Gut zu 9 Meesen gerechnet, dagegen werden zwei bischöfliche Kapitelsgüter zu Ahrenviöl im alten Erdbuch als 12 „Örtig" groß bezeichnet. Der „Örtig" war auch ein Getreidemaß; man rechnete auf einen Örtig 10 Schipp Roggen oder 12 Schipp Gerste oder 20 Schipp Hafer. Wenn nun eine Hufe 13 Örtig groß war, so ließen sich, wenn man sie ganz mit Roggen bestellen wollte, 130 Schipp von dieser Kornart säen, was immerhin eine ganz ansehnliche Aussaat war. Die Erträge aber waren geringer als die heurigen, weil man weder Mergelung noch Kunstdüngung kannte und weder Ackergerätschaften noch Spannvieh den Forderungen der Jetztzeit entsprachen. Die übliche Fruchtfolge auf den Geestländereien im südlichen Schleswig war folgende: 1. Jahr: Buchweizen, 2. Jahr: Roggen, 3. Jahr: Roggen und Hafer, darnach 4 bis 5 Jahre Weide; auf Holzgrund, wo der Boden schwerer war, hatte man folgende Rotation: 1. reine Brache, 2. Rapsaat, 3. Gerste, 4. Hafer, 5. Roggen 6. bis 9. oder 10. Weide. Die Rapsaaternte wurde in Stapelholm, im Kirchspiel Schwabstedt und Ostenfeld mit gegenseitiger Hülfe der Nachbarn beschafft. Sie hat jetzt fast ganz aufgehört; man baut sie nur noch auf Marschboden an. Von nicht geringer Bedeutung war der Anbau der Gerste und des Hopfens. Beide waren für die Bierbereitung erforderlich, die in jedem Hause eifrigst gepflegt wurde. Bier und Grütze aß man abends und morgens; man trank das Bier den Tag über, so oft man Durst verspürte, besonders aber bei festlichen Gelegenheiten. Allerdings wurde es bei letzteren mit besonderer Sorgfalt und mit verdoppelten Zuthaten an Malz und Hopfen hergestellt. Auf den Hopfenanbau weisen noch die Flurnamen, die bei fast allen Dörfern sich finden, hin. Hier giebt es einen „Wester- und Osterhoppenhof," da einen „Hoppentun" oder eine „Hoppenkule." Besonders im Kirchspiel Schwabstedt wurde im 14., 15. und 16. Jahrhundert der Hopfenbau so stark betrieben, daß eine nicht unbedeutende Ausfuhr von Hopfen von hier aus hat stattfinden müssen. Das Schwabstedter „Erdbuch des Bischofs von 1509 bis 1515" berichtet:

„To Swaueſtede liggen 500 Stige (ein Stieg sind 20 Stück) Hoppenkulen.

To Holbringhuß (jetzt Hollbüllhus) liggen 111 Stige Hoppenkulen.

To Freſendelue liggen 161 Stige Hoppenkulen.

To Hude liggen 140 Stige Hoppenkulen vnde 15 Kulen.
To Söderhouede (Süderhöft) liggen 70 Stige Hoppenkulen.
To Ramstede liggen 188 Stige Hoppenkulen.
To Wysch liggen 12 Stige Hoppenkulen.
Summa 1181 Stige vnd 15 Hoppenkulen."

Die Burg Schwabstedt besaß außerdem zwei Hopfenhöfe; in dem einen waren 1150, in dem anderen 1050 „Hopfenkulen." Jede Kule brachte durchschnittlich 1 Schipp Hopfen, die 2200 Kulen also 2200 Schipp oder 45 „Drompt vnd 40 scipp Hoppen." Ein Drompt hatte also 48 Schipp oder 6 Tonnen. Darnach wurden im übrigen Kirchspiel Schwabstedt in 1181 Stieg und 15 Kulen 23 635 Schipp oder 492 Drompt 19 Schipp Hopfen gebaut. Der Bischof erhielt davon den zwanzigsten Teil, also 24 Drompt und ca. 30 Schipp. Über den Anbau des Hopfens in „Kulen" hoffte Verfasser Aufschluß zu finden in unserer Landeslitteratur, besonders in den Provinzialberichten, die an der Hand von Albertis Registerband daraufhin leicht durchzusehen waren, doch — vergebens! Auch Reuters Kieler Rentebuch (1300—1487), das dem Hopfenanbau einen ganzen Abschnitt widmet, spricht wohl von „Dämmen" und „Gärten," aber nicht von „Hoppenkulen." Ebenso giebt die neuere Litteratur über Hopfenanbau keinen Aufschluß über diesen Ausdruck. Wir bleiben also in bezug darauf ganz auf Vermutungen angewiesen. Da besonders die schmalen Thäler der Schwabstedter Höhen für den Hopfenanbau benutzt wurden, hat man hier jedenfalls reihenweise Löcher ausgehoben, dieselben mit guter, fruchtbarer Humuserde versehen und dahinein die Hopfenstange und die Wurzel gesetzt. Jetzt ist aller Hopfenanbau in dieser Gegend verschwunden; nur die mit Busch und Gestrüpp bestandenen Wälle des Kirchspiels, besonders diejenigen in der Nähe der Dörfer, zeigen noch im Herbste die goldigen Kugelblüten jener Pflanze, die dem Bier schon seit Jahrhunderten die rechte Würze verliehen haben.

Die Darstellung der landwirtschaftlichen Verhältnisse wäre nicht vollständig, wenn nicht auch der Feinde des Landmannes gedacht würde. Zu den ärgsten Feinden rechnete man vor allen anderen Tieren das Hochwild. In den Wäldern ohne Ende waren Hirsche in solcher Menge vorhanden, daß nach Heinrich Ranzau der Herzog Adolf bei Schwabstedt im Jahre 1579 an einem Tage 80 erlegte. Rehwild war selbstverständlich noch reichlicher. Da nun die Landleute die Nutzung der Jagd nicht hatten und sie weder in den herzoglichen Forsten noch auf ihren eigenen Ländereien ausüben durften, konnten das Korn und der Graswuchs in den Wiesen oft nur mit großer Mühe geschützt werden.

Laß berichtet im II. Teil seiner Sammlung Husumischer Nachrichten von Ostenfeld: „Hirsche, Rehe und Hasen halten sich allda in großer Menge auf: welches dann die Ursache, daß die Ostenfelder in der Kornzeit fast alle Nacht bei dem Korn wachen, und sich balde auf diese balde auf

jene Weise bestreben müssen, das Wild, so sehr zahm, und weilen es nicht von allen und jeden geschossen werden darf, sehr dreiste auf das Korn loß gehet, ja öfters einen unaussprechlichen Schaden verursachet, wegzujagen." Nach der Holz- und Jagdverordnung de dato Friedrichsberg d. 24. April 1737 wurde ein von den Bauern geschossener

Hirsch	mit	100	Rthlr.,
eine Hindin	„	80	„ ,
ein Hase, Reh oder Wildschwein	„	20	„ ,
eine Ente, Rebhuhn, Schwan u.s.w.	„	10	„ gebrücht.

Konnte jemand die Brüche nicht erschwingen und aufbringen, so mußte er für je 10 Rthlr. einen Monat „in der Karre" arbeiten. Wurde jemand zum zweiten Male des Wilddiebstahls überführt, so wurde er ohne Gnade über die Grenze gebracht und war für immer des Landes verwiesen. Dagegen war die „Wolfsjagd ohne Schießgewehr" für alle frei. Man fing den Wolf in Gruben. Für einen alten Wolf wurden 6, für einen jungen 2 Rthlr. von den Amtskammern bezahlt. Die Wölfe, die bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts noch überall in unseren Wäldern hausten, mögen dem Landmann besonders an seinem Kleinvieh großen Schaden zugefügt haben, zumal dasselbe auch im Winter draußen blieb. Unter den Raubvögeln wurden auch Adler dem Landmann lästig. Daß ihrer im südlichen Schleswig nicht gerade wenige gewesen sind, geht daraus hervor, daß die Adler der Arensharde den Namen gegeben haben, und daß nach ihnen der Arensbek, Arenshöved, die Arlau, das Arlholz bei Westerohrstedt, Arlewatt, Ahrenviöl, vielleicht auch Arnis benannt sind. Kleinere Raubvögel, die allgemein mit dem Namen Falken belegt wurden, hob man, wenn sie noch nicht ganz flügge waren, aus den Horsten und fütterte sie groß, oder man fing die alten und voll ausgewachsenen in Falkenlagern, Falkonien oder „Valkenleggen" und richtete sie zur Jagd ab. Bekanntlich war die Jagd mit Falken, weil sie nur zu Pferde abgehalten werden konnte, eine große Dienerschaft erforderte, und weil sehr häufig die gezähmten Falken sich verflogen, ein sehr teures Vergnügen, das sich nur Könige und Fürsten leisten konnten. Die Falken kosteten roh und abgerichtet eine große Summe Geldes. Daher hatte der Bischof bei Schwabstedt in seinen Waldungen auch 3 Falkenfangorte anlegen lassen. Im liber censualis (derselbe ist mitgeteilt in Langenbek, Scriptores rerum Danicarum), dem Einnahme- und Schatzungsbuche des Bischofs, heißt es von ihnen: „Einer ist in Lintlo und giebt 7 Mark jährliche Pacht; ein anderer ist Aver dem Lemzike und giebt je nachdem, wie sie die Falken verkaufen können; ein dritter ist auf Vresendelver Felde und wird Lissenrod genannt und wird jährlich gegeben, je nachdem verkauft wird." Lintlo heißen noch jetzt mehrere Äcker bei Ramstedt. Der Falkenfangort daselbst war einem „Wilgher Zeit seines Lebens überlassen, nach seinem Tode soll der Bischof darüber frei verfügen. Früher hatten die Herzöge diesen

Falkenfangort, aber bei dem erwähnten Tausch kam er an den Bischof, welcher dafür 2 Bauern, die an dem Flensburger Hafen wohnen, gegeben hat." Lehmsiek sind Ausbaustellen am Schwabstedter königlichen Gehege, Fresendelve ist ein Dorf an der Treene-Niederung. Der Falkenfang [1]) wurde ausgeführt mit lebenden Tauben, die man in der Nähe des Falkenfangortes gefesselt aufstellte. Sobald der Falke sich auf sie gestürzt und sie geschlagen hatte, zog man die Taube unter die Wölbung eines Netzes, das in ihrer Nähe aufgestellt war. Der Falke, der sich sein Opfer nicht entgehen lassen will und in seiner Freßlust nur sein Augenmerk auf die Taube gerichtet hat, läßt sich verlocken, ihr unter das Netz zu folgen. Von der Erdhütte des Falkoniers aus wurde dann auch das Netz zugezogen, und der Falke war gefangen. Nachdem er vorsichtig ergriffen, setzte man ihm eine Haube auf, fesselte ihn und benutzte ihn nun selber mit, andere anzulocken, indem man ihn an dem Falkenfangort auf den Boden setzte.

Wie man auf Falken und deren Horste früher geachtet hat, zeigen noch die nach ihnen benannten Flur- und Waldbezeichnungen. Zwischen Wittbek und Ohrstedt trägt noch eine Hölzung den Namen „Falkenboe" (Falkenhorst). Ebenso sind Falkenhag, Falkenhain, Falkenthal u. s. w. häufig vorkommende Flurbenennungen.

Ähnlich wie mit der Ergiebigkeit der Jagd stand es auch mit der Fischerei. Unsere Flüsse und Bäche, die weder gerade gelegt noch von Kraut gereinigt wurden, bargen im Mittelalter unzählige Fische. Dazu kamen bedeutende Teichanlagen, die fürstliche Personen oder der Bischof machen ließen. Herzog Adolf ließ im Jahre 1591 und 1592 vier über- und nebeneinander liegende Fischteiche im Narrenthal bei Husum graben [2]) und daneben die Wasserkunst, die durch eine Mühle das Wasser hob, erbauen. Der Bischof von Schwabstedt legte im 15. Jahrhundert bei Hollbüllhus an der Treene eine „Piscina" oder Teichfischerei an, wobei er diejenigen Bauern, die durch die Stauung des Wassers Schaden erlitten, durch Waldnutzung entschädigte. [3]) Selbst ein Mann, so mächtig wie der Bischof, war also für den Schaden, den er einigen unbedeutenden Bauern verursachte, ersatzpflichtig. Im Siel zwischen Krauel und Winderingmoor hatte der Bischof die Fischerei für 20 Hühner verpachtet. Im Jahre 1646 bis 1647 wurde von den Bauern der Gemeinde Ostenfeld ein wunderschön im Walde gelegener Fischteich für die herzogliche Hofhaltung in Husum hergestellt. Die „Unterthanen" stellten dazu „188½ Gottorfswagen," d. h. es wurden ihnen die Fuhren nach Gottorp dafür erlassen. Die Anlage kostete daher nur 94 ℔ 12 ß. Wann die großen Ausbroer Teiche bei dem Dorfe Ipernstedt im Kirchspiel Mildstedt geschaffen worden sind, geht aus den

[1]) Derselbe ist beschrieben in „Riesenthal, Die Raubvögel Deutschlands, Kassel, Theodor Fischer, 1876."

[2]) Husumer Amtsrechnungen im Staatsarchiv in Schleswig.

[3]) Zeitschrift der Gesellschaft Schl.-Holst. Lauenb. Gesch. Bd. 12 S. 89.

Amtsrechnungen des Schlosses von Husum nicht hervor. Ihre Anlage wird sehr weit zurückreichen. Derartige Erdwerke, wie sie vor dem größeren Teiche sich finden, lassen sich nur von einer bäuerlich abhängigen Bevölkerung ausführen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Bewohner der einzelnen Geestdörfer im südwestlichen Schleswig, soweit sie nicht ausgesprochen friesischen Charakter tragen, teilten sich schon in frühester Zeit in drei Klassen: Bonden, Festen oder Lansten und Insten, zu denen später noch als Mittelglied und dritter Stand die Kätner hinzutraten. Der Bonde, Bunde, auch Landbo genannt, war freier Eigentümer seines Stavens und seiner Ländereien und konnte damit nach Belieben schalten und walten. Er hatte das Recht, seinen Besitz teilweise oder im ganzen zu verkaufen, ohne jemanden darnach zu fragen. Die Bonden saßen gänzlich unabhängig auf ihrer Hufe und hatten keine Abgaben außer denjenigen, die zur Landesverteidigung und zum Unterhalt des Landesfürsten notwendig waren. Wie gering die von ihnen erhobene Steuer war, zeigt uns die Geschichte König Erichs, der nach seinem im Jahre 1250 erfolgten gewaltsamen Tode deswegen den Beinamen „Plogpenning" erhielt, weil er von jedem Pflug Landes einen Pfenning Steuer verlangte. Später hinzugekommene Abgaben bestanden meistens in Naturalien oder Dienstleistungen, die endlich wieder in Bargeld umgewandelt wurden.

Der Name Feste stammt wahrscheinlich aus dem Dänischen. Festen, isländisch festa, dänisch fæste, bedeutet durch Vertrag ein Recht erwerben, etwas mieten oder pachten. Stellenweise werden die Festebesitzer auch Lansten genannt. Diesen Namen denkt man sich entstanden aus Landsaten, wie Holsten aus Holtsaten geworden sein soll. Andere meinen auch, der Lanste sei nach der Waffe, der Lanze, mit der er zur Verteidigung seines Vaterlandes ins Feld zog, benannt. Er war nur freier Besitzer seines Hauses, nicht seiner Ländereien. Seine Stellung war ähnlich derjenigen eines Erbpächters. Beim Antritt seiner Stelle hatte er für eine nicht unbeträchtliche Summe einen Festebrief zu lösen. Seinen Besitz zu teilen oder von demselben etwas zu verkaufen, war ihm nicht gestattet. Aus den Festehölzungen und Mooren durfte er nur nach Anweisung der Forstbedienten Holz hauen und Torf stechen; zu den Steuern wurde er wie die Bonden herangezogen. Sein Gut war ein Lehen, das er aus der Hand seines Fürsten oder eines andern empfangen hatte, und das bei seinem Abtritt wieder in dieselbe zurückfiel. Die Entstehung der Lanstengüter haben wir uns in folgender Weise zu denken: Königliche, herzogliche oder Landesherrengüter gab es seit der ältesten Zeit überall im Lande. Sie trugen meist den Namen „Konungslef" und dienten zur Unterhaltung der Krone oder gehörten dem Fürstenhause erblich. Besonders zu Gorm des Alten Zeit, wo die verschiedenen kleinen Königreiche Schleswigs und damit auch die Krongüter derselben unter ein Scepter vereinigt wurden,

sind die Besitzungen des Landesherrn sehr vermehrt worden. Dieser Urbestand an Krongütern wurde nach und nach dadurch größer, daß nach gesetzlicher Vorschrift im jütschen Lov Hab und Gut eines Bauern, der ein schweres Verbrechen begangen oder sich selbst entleibt hatte, an den König fiel. Dazu kam, daß mancher Bauer in schlechter Zeit Haus und Hof verließ und sein Eigentum aufgab, oder daß ganze Familien zu den Zeiten der Pest oder anderer Epidemien ausstarben und unfreiwillig den königlichen Besitz vergrößerten. Der König versetzte solche Hufen an andere Bauern, Festebauern oder Lansten genannt.

Einzelne Güter gingen auch durch Schenkung oder Kauf in den Besitz des Bischofs, des Domkapitels oder irgend einer Kirche über, und auf die Weise entstanden Bischofs-, Domkapitels- und Kirchenlansten. Zum Schwabstedter Bischofssitz gehörten im Jahre 1507 „311 Houeners (Hufner) und 163 Kätner." Ein Vollhufner zahlte 100, ein Halbhufner 10 und ein Kätner 2 Thaler Festegeld. Die Festeabgabe brachte in einem Jahre 352 Thaler ein.

Die Besitzungen der Kätner gingen wohl zumeist aus den Bondengütern hervor. Sie entstanden auf die Weise, daß ein Bonde einem seiner Knechte, einem Handwerker oder Verwandten ein Landstück gegen jährliche Grundheuer oder einige Tage Hofdienst in der Erntezeit überließ, damit dieser sich darauf eine Kate erbaue. Meistens gab er ihm abgelegene Ländereien, die ihm doch keine Erträge brachten. Der Kätner trug Gemeindelasten und Steuern mit seinem Bonden, aus dessen Besitz der seinige hervorgegangen war, gemeinschaftlich. In der Gemeindeversammlung waren ihm je nach Verhältnis seines Besitztums eine oder zwei Stimmen von dem Bonden überlassen. Die Insten sind die ursprünglich Hörigen des Bauern, die von ihm Wohnung erhielten und an seinem Tische aßen und tranken. Man darf sie nicht verwechseln mit den Leibeigenen der Adelsgüter. Die Leibeigenschaft ist hier erst im 17. oder 18. Jahrhundert aufgekommen. Heinrich Ranzau kennt sie 1597 in den Herzogtümern noch nicht,[1]) deutet aber an, daß sie im Werden begriffen ist. Die Zahl der Insten war früher verhältnismäßig geringer als jetzt, und da aus ihnen meist nur die Armen hervorgingen, wenn es solche gab, so waren die Armenlasten der Gemeinden verschwindend gering. Die Armenrechnung des Dorfes Ostenfeld beginnt erst im Jahre 1818; an Geldern werden 154 ℔ 11 ß aufgebracht; im Dorfe Winnert beginnt sie erst 1827 mit einer Ausgabe von 35 ℔. Unter der arbeitenden Klasse war und ist auch jetzt noch Ehrensache, sich selber zu helfen; der Gemeinde lästig zu fallen, gilt als verächtlich. Daher sind auch jetzt noch in den genannten Gemeinden eigentliche Arme nicht vorhanden.

Die Standesunterschiede zwischen den Bonden und den übrigen

[1]) Staatsb. Magaz. Bd. IV 1824 S. 378.

Einwohnern der Dörfer sind jetzt verschwunden, wenn auch jeder Bauer noch weiß und es aus den Erdbüchern ersehen kann, ob seine Vorfahren Bonden, Lansten oder Kätner waren. Merkwürdigerweise giebt es in den Dörfern Ostenfeld und Winnert je 12 Lanstengüter, während 17 und 11 Bondengüter vorhanden sind. Einige Stellen sind teils Bonden-, teils Lanstengut. Die Ablösung der Festen, oder die Umwandlung einer Festehufe in ein Bondengut, ist hier nach und nach, wohl nie dorfsweise vor sich gegangen. Die Obrigkeiten sahen diese Umwandlung gern, weil damit das Anrecht des Bauern auf Zuweisung von Latten, Buschwerk, Holz und Torf u. s. w. erlosch. Die meisten Dörfer des südwestlichen Schleswig sind recht alt und wohl ursprünglich von einer vollständig freien Bevölkerung, von Bonden, angelegt; darauf weist noch die Unregelmäßigkeit der durcheinanderliegenden Tofte hin. Wäre die Anlage regierungsseitig beeinflußt, so würde wie in den Kolonistendörfern auch eine gewisse Regelmäßigkeit wahrzunehmen sein.

Vorstehende Ausführungen sollen durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen; sie lassen sich nach verschiedenen Seiten hin erweitern und verfolgen nur den Zweck, an der Hand einigen Quellenmaterials dem Leser einen Blick zu gewähren in die Geschichte unseres schönen, teuren Heimatlandes.

Die Schlei.

Von J. J. Callsen in Flensburg.

II.

Nahe an Arnis, auf der Angler Seite, lag der Hof Grödersby, den die Königin Margareta mit dem benachbarten Hofe Pagerö von den Familien Pogwisch und Spliet kaufte, um dort ein festes Schloß zu erbauen, welches sie bald darauf, im Jahre 1406, dem Domkapitel schenkte als Beihülfe zur Erbauung der durch Brand zerstörten Domkirche in Schleswig, unter der Bedingung, für sie regelmäßig Messe zu lesen. Diese „Messen der Königin" sind denn auch bis zur Reformation gehalten worden. Die nächste Absicht der Königin bei diesen Geschenken ging jedoch darauf hin, sich die Geistlichen zu Freunden zu machen in dem Streite mit der herzoglichen Partei, welches Streben sie mehrfach bei andern Gelegenheiten mit Erfolg bewiesen hat. — Jetzt ist Grödersby ein Dorf; die Reste der Burg sind aber noch erkennbar.

Weiter fahrend kommen wir in die „Lange Breite" (etwa 900 m breit) und erblicken an der Schwansener Seite bald das Schloß und Gut Karlsburg, 1795 vom Landgrafen Karl erworben, neu gebaut und mit schönen Anlagen umgeben. Es gehört seit 1836 den Erben des Landgrafen, gegenwärtig dem Herzoge Friedrich Ferdinand, dem Schwager unseres Kaisers, der auf dem weiter landeinwärts gelegenen Grünholz seinen Wohnsitz hat, zeitweilig auch auf dem Stammschlosse Glücksburg weilt. Dieses Karlsburg war ehedem ein Dorf (Gereby), gehörte dem Bischof in Schleswig und wurde von dem letzten derselben, Gottschalk von Ahlefeld, 1539 verkauft.

Das nun folgende Gut Bienebek, um 1500 aus zwei niedergelegten Dörfern entstanden, bildet ebenfalls einen Teil des umfangreichen, fruchtbaren und verhältnismäßig stark bewaldeten herzoglichen Güterkomplexes, der von hier an fast ununterbrochen bis über Kappeln hinaus das Südufer der Schlei umsäumt und dort, wie schon gesagt, auf das andere Ufer überspringt.

Weiter südlich, an der Kirche von Sieseby vorbei, wird die lange Breite abgeschlossen von der vorspringenden Landzunge Stubbereck, hinter welcher das Gut Stubbe sich erhebt. Dieses war ehedem eine befestigte Burg, 1332 vom Bischof Helimbertus erworben und zum bischöflichen Sitze eingerichtet. Der aus dem schleswigschen Kriege (1409—1435) bekannte Bischof Johann Scondelef räumte 1406 der Königin Margareta dieses Schloß (wie auch das zu Schwabstedt) ein, und sie ließ es, zum Schutze dieser engen Stelle, stark befestigen. 1410 wurde es von den Herzoglichen eingenommen und geschleift, kam aber wieder an den Bischof und von ihm abermals an die Königin. 1417 wurde es wieder erobert und verwüstet, doch nochmals befestigt und vom Bischof übernommen, bis 1539 der letzte Bischof, G. v. Ahlefeld, es verkaufte. Spuren, die an diese unruhigen Zeiten erinnern, sind noch vorhanden.

Gegenüber liegt, durch eine Landenge fast eingeschlossen, nur durch eine schmale Öffnung mit der Schlei verbunden, das große Lindauer Noor und hinter demselben, in einer Niederung unter hohen Bäumen das alte Gut Lindau (Dänisch-Lindau genannt, zum Unterschied von dem gleichnamigen Gute südlich von Eckernförde). Dieses früher sehr umfangreiche Gut war im 15. Jahrhundert im Besitz der Familie v. Rathlov und umfaßte mehrere Dörfer der Umgegend. Es wurde 1783 niedergelegt und bis auf einen verhältnismäßig kleinen Stamm parzelliert, bei welcher Gelegenheit hier am 1. Mai 1784 der Anfang mit der Aufhebung der Leibeigenschaft gemacht wurde. Die Kiel-Flensburger Eisenbahn überschreitet hier auf einer langen Brücke die Schlei.

Von hier an verbreitert sich das Gewässer, ohne einen besondern Namen zu tragen, und führt uns an dem auf der Angler Seite liegenden Gundebyer Noor und weiterhin an der schön belegenen Ulsnisser Kirche und dem gegenüber liegenden Gute Büstorf vorbei. Dieses Büstorf war noch 1463 ein Dorf, gehörte mit zu Stubbe und war ebenfalls bischöflich bis 1539.

Jetzt nähern wir uns der Missunder Enge (dem alten „Maglands-Kanal"), der schmalsten Stelle der Schlei, nur reichlich 100 m breit, gebildet von 2 einander gegenüber liegenden Halbinseln, an denen auf der Angler Seite das Brodersbyer und auf der Schwansener das Wesener (von Wesby) und Ornumer Noor ins Land einschneiden. — Hier ist eine alte Fährstelle (das Fährhaus liegt auf der Angler Seite), und von Alters her ist man bemüht gewesen, diesen Punkt gegen feindliche Übergänge zu sichern. So zeigen sich bei Brodersby noch Spuren einer alten Burg, über welche keine Nachrichten vorhanden sind; auf der Schwansener Seite aber stehen noch starke Reste von alten und neuen Schanzen, und der runde, von Felsen erbaute feste Turm der weiter zurück an einem Bache stehenden Kirche von Kosel hat zweifelsohne (wie die ähnlichen Türme von Süderstapel und Öwersee) ebenfalls zu Schutz und Wehr gedient. In den Jahren 1848 und 1850 fanden bei Missunde Gefechte zwischen Dänen und Schleswig-Holsteinern statt, in den fünfziger Jahren verstärkten die Dänen die vorhandenen Verschanzungen, und hielten hinter denselben 1864 den Prinzen Friedrich Karl von dem hier beabsichtigten Übergange ab, den er dann, wie schon gesagt, um unnötigem Menschenverlust zu entgehen, weiter unterhalb bei Arnis ausführte. An dem südlich von Brodersby belegenen Ufer stand, wie angenommen wird, die Kapelle zum finstern Stern, in deren Nähe 1250 Lange

Gudmundsen den König Erich ermordete, und der „Kreuzort" soll die Stelle bezeichnen, wo die Leiche ans Land trieb, und wo zum Andenken lange Zeit ein Kreuz gestanden haben soll.

Jetzt, aus der Enge hinausfahrend, gelangen wir plötzlich in eine seeartige Verbreiterung, die sogenannte große Breite (gegen 6 km breit), und erblicken zur Linken, von Wald umrahmt, das herzogliche Schloß Luisenlund, jetzt Witwensitz der Herzogin Adelheid. — Hinter dem Schlosse liegt das Gut gleiches Namens (früher Ziegelhof genannt), das im Jahre 1770 vom Könige Christian VII. seinem Schwager, dem Landgrafen Karl von Hessen, Statthalter von Schleswig-Holstein, geschenkt, und von diesem neu erbaut, mit einem ausgedehnten Park umgeben und zu Ehren seiner Gemahlin Luise benannt wurde. Dieser, im Geschmack damaliger Zeit mit langen Alleen, Wasserfällen, Grotten, Eremitagen, Pavillons usw. versehene Park bildet seit mehr als 100 Jahren einen beliebten Sommer-Ausflugsort der Schleswiger und ist auch dem Geschichtsforscher von

Schloß Gottorp.
(Aus dem Werke „Schleswig-Holstein meerumschlungen," Kiel, Lipsius & Tischer.)

Interesse durch zwei in der Umgegend gefundene Runensteine, welche dort aufbewahrt werden.

Luisenlund erinnert den Schleswiger an den fast zwei Menschenalter hindurch auf Gottorf residierenden „Prinzen Karl" [1]) (auch wohl „Karl Landgraf" genannt), und in Gedanken an diesen Herrn wird ihm das Herz groß und geht der Mund über von Erzählungen und Schilderungen der Herrlichkeit jener Zeit.

Doch dürfen wir uns nicht länger dabei aufhalten. Die Halbinsel Neesholm mit der weit vorspringenden Spitze Pahlörde schließt die große Breite ab, wir gelangen nun in die kleine Breite und damit in das eigentliche Gewässer der Stadt Schleswig. Es reicht (nördlich) mit dem Winninger Noor bis zu dem

[1]) Großvater des jetzigen Königs (Christian IX.) und der Königin von Dänemark, Urgroßvater des jetzigen Landgrafen von Hessen auf Panker.

an der Mündung der Loiter Au hübsch belegenen Gute dieses Namens, über welches etwas weiter hinein die Kirchen von Moldenit und Kahleby herüberscheinen. — Das Dorf Fahrdorf auf der gegenüberliegenden Seite steht an einer Verengerung und bildet, wie der Name sagt, eine Überfahrtstelle für Fußgänger.

Etwas weiter, an derselben Seite, tritt, jetzt durch die Eckernförder Chaussee abgedämmt, das Selker Noor tief nach Süden ins Land hinein, an das östliche Ende der alten Danewirke reichend, die hier mit zwei Armen die alte „Oldenburg" umspannt, vielleicht den Aus- und Einschiffungsort der vom Norden kommenden Truppen bildend. — Eben an diesem Noor vorbei erblicken wir die kleine Haddebyer Kirche, überragt von der bebuschten Höhe, welche noch deutliche Spuren einer alten sagenhaften Bergfeste, der „Hochburg," zeigt.

Eine dichte Schar kreischender Möwen erhebt sich plötzlich vor uns und lenkt unsern Blick auf den Möwenberg, jene mitten in der Schlei aufragende Insel, deren unregelmäßige Erhöhungen und Vertiefungen an die vormalige Jürgensburg erinnern, die bis zum Ende des 13. Jahrhunderts die Residenz der schleswigschen Herzöge bildete. Später eine Brutstätte zahlloser Möwen, bot diese Insel noch vor 30—40 Jahren alljährlich mit ihrem „Möwenpreis" das Schauspiel eines schleswigschen Volksfestes voll zwangloser Freude. — Hinter diesem

Der Schleswiger Dom, von der Möweninsel gesehen.
(Nach einer Photographie des Hofphotographen Koch in Schleswig.)

interessanten Eiland erscheint in der „Königswiese," jetzt mit Gärten und Gartenhäuschen bedeckt, eine etwas erhöhte Halbinsel, welche einst die alte Blusenburg geborgen hat.

Doch über diese flüchtig berührten Einzelheiten hinweg eröffnet sich um und vor uns ein einzig schönes Rundgemälde. Zur Linken schließt sich fast an Haddeby der 1695 zur Stadt mit einbezogene „Friedrichsberg," überragt von seinem neuen gemauerten Kirchturm, und weiterhin folgt abschließend das große, kompakte Regierungsgebäude. Zur Rechten scheint von einer ziemlich kahlen Halbinsel das St. Johanniskloster mit seiner alten spitztürmigen Klosterkirche herüber. Weiterhin schließt sich der von der Fischerzunft bewohnte „Holm" an, und darauf folgt die „Altstadt," das ursprüngliche Schleswig, eng geschlossen um den herrlichen Dom St. Peters, der vor einigen Jahren mit dem prächtigen, 112 m hohen Turm geziert und geschmackvoll restauriert worden ist. — Dahinter, weiter nach Westen, auf der Höhe erhebt sich anstatt des früheren Rundbaus die vor einigen Jahren neu erbaute Michaeliskirche. Altstadt und Friedrichsberg sind einander durch „Stadtweg" und „Lollfuß" genähert, so daß die ganze

Stadt jetzt einen gegen 1 Meile langen Bogen um die innere Schlei bildet. In der Mitte dieses Bogens wird das Auge unwiderstehlich gefesselt von dem das Gesamtbild beherrschenden altehrwürdigen Schlosse Gottorf, das, auf einer Schlei-Insel als Bischofssitz erbaut, im Jahre 1268 von den schleswigschen Herzögen gegen Schwabstedt eingetauscht und jahrhundertelang als Residenz benutzt wurde. Es ist wiederholt baulich verändert worden, hat seine Umwallung, seine Gärten und kostbaren Anlagen verloren und ist zu einer Kaserne herabgesunken; dennoch bleibt es von großem Interesse durch seine Geschichte und seine weit reichenden Beziehungen zu mehreren fürstlichen Familien. Höhen und Wälder bilden den abschließenden Hintergrund dieses einzig schönen Bildes der alten Schleistadt, in welcher auf Schritt und Tritt geschichtliche Erinnerungen geweckt werden, von deren Aufzählung wir hier jedoch absehen müssen.

Der um 1570 durch die Schlei gelegte große „Damm" verbindet die einander gegenüber liegenden Stadtteile und schneidet das innerste Ende der Schlei mit dem Schlosse ab. Dieser „Burggraben" ist im Laufe der Zeit ziemlich stark verwachsen. Noch vor etwa 50 Jahren war er ein umfangreiches, klares Gewässer, und hat, wie die nach West und Südwest anschließenden niedrigen Wiesen durch ihre Namen „Holm," „Diek" usw. andeuten, früher weit größere Ausdehnung gehabt. Die bis an die Danewirke reichenden, durch tiefe Schluchten verbundenen Niederungen, als „See" usw. bezeichnet, haben jedenfalls mit diesen tief einschneidenden Armen der Schlei in Verbindung gestanden.

Zeitweilig, wenn durch Oststürme gepeitscht die See ihre Fluten über die Sandwälle vor der Schleimündung treibt, fährt die Schlei in brausender Aufregung wohl einmal über den Damm hinüber, als wolle sie ihr Gebiet wieder erobern und ihre alten Verbindungen herstellen. Doch kommt solche Aufregung glücklicherweise nur selten vor und beruhigt sich auch bald wieder. Für gewöhnlich erscheint die Schlei sanft und ruhig, wie gehobelt und geglättet, einladend zur Fahrt längs ihren schönen Ufern. Wer Gelegenheit dazu hat, benutze sie, es wird niemand gereuen!

Über den Marschmergel.

Ein Beitrag zur Frage über die Entstehung der Elbmarschen.

Von Professor Dr. Detleffen in Glückstadt.

Der Geschichte gehört die Entwickelung unserer Elbmarschen erst ungefähr seit dem Jahre 800 an, nur sehr unbestimmte Kunde reicht etwa bis zu Christi Geburt zurück; ein tiefes Dunkel aber ruht über der ganzen Vorzeit. Es wird nur mit den Hülfsmitteln der Naturwissenschaft durch zahlreiche Beobachtungen und Einzeluntersuchungen hie und da erhellt werden können. Im ganzen scheint die Marsch, diese jüngste Bildung der Erdentwickelung, von den Geologen bisher etwas stiefmütterlich behandelt zu sein, wenigstens habe ich mich vergebens bemüht, eingehendere wissenschaftliche Belehrung über den Verlauf der Marschbildung in unserem Lande zu gewinnen. Doch zog mich, der ich ein Kind der Marsch bin, diese Frage immer mächtig an, und wenn ich auch nicht Naturforscher bin und nicht den Anspruch erhebe, grundlegende neue Wahrheiten darüber vorzubringen, so glaube ich doch einige nicht unwesentliche neue Thatsachen zur Klärung jener Frage beitragen zu können. Sie bestehen in Beobachtungen über den Marschmergel.

Nicht in allen Teilen der Marsch scheint Mergel vorzukommen, wenigstens habe ich ganz bestimmte Nachrichten erhalten, daß in der Haseldorfer und Ütersener

Marsch, soweit auch ältere Einwohner sich erinnern, nie Mergel gefunden ist; auch bei der Pinnauregulierung vor etwa 10 Jahren ist man in der Marsch nicht auf Mergelschichten gestoßen. Zwischen der Pinnau und der Krückau dagegen findet sich hie und da Mergel und abwärts von da fast überall. In der Kremper Marsch liegt er ziemlich 1½ bis 2 m unter der Oberfläche, im Sommerlander Riep, Kirchspiels Süderau, 2 bis 4 m tief. In den höheren Teilen der Wilstermarsch bei Nindorf und Poßfeld beginnt er in einer Tiefe von 1,7 und 1,5 m, auf einer niedrigen Weide in Aversleth bei 4,7 m, in Sachsenbande unter dem Moor bei 6,2 m, im Vaaler Moor bei 7 m (s. Emmerling, Agrikultur-chemische Untersuchungen, Kiel 1895, S. 256 f.) Über das Vorkommen des Mergels in Dithmarschen und den schleswigschen Marschen habe ich keine genauere Nachrichten.

Herr Professor Emmerling hat in obigem Werke S. 246 bis 266 eine große Anzahl von Mergeluntersuchungen zusammengestellt; die meisten betreffen den Geestmergel. Auf S. 263 findet sich eine vergleichende Übersicht der in ihnen enthaltenen Bestandteile, aus der hervorgeht, daß der Marschmergel kohlensauren Kalk, Phosphorsäure und Kali enthält. Der Mittelgehalt an ersterem ist bei 22 Untersuchungen nur 5,8 %, während er bei allen Arten des Geestmergels weit höher ist und von 7,3 bis 79 % steigt. Phosphorsäure fand sich beim Marschmergel in 8 Fällen mit einem Mittelgehalt von 0,085 %; auch im Geestmergel findet sie sich selten und meist in noch geringerer Menge. Endlich Kali war beim Marschmergel in 7 Fällen vorhanden mit einem Durchschnitt von 0,088 %, beim Geestmergel in 17 Fällen mit dem Durchschnitt von 0,103 %.

An diese chemische Untersuchung muß sich die Frage nach dem Ursprung des Mergels anschließen. Ich habe gelegentlich Mergelgruben in der Marsch untersucht, mich auch bei manchen Einwohnern danach erkundigt, ob sie mir über jenen Punkt Aufklärung geben könnten. Meistens besteht der Marschmergel aus einer gleichmäßigen, feingeteilten Substanz, die einen völlig erdigen Charakter hat; nur von einer Seite, aus Eltersdorf, Kirchspiels Borsfleth, erhielt ich die bestimmte Mitteilung, daß sich dort mitunter Muschelschalen, ganze oder in Bruchstücken, im Mergel finden; mir wurden auch solche gebracht, gut erhaltene Schalen der eßbaren Herzmuschel, Cardium edule. Dieselbe Muschelgattung findet sich auch, wie mir bestimmt versichert wird, in den Mergellagern der am hannoverschen Ufer gegenüber liegenden Kedinger Marsch. Aus dieser Thatsache hat wohl mancher schon den Schluß gezogen, daß der Marschmergel aus verwesten und zersetzten Muschelbänken entstanden ist, die sich zu einer Zeit, als das Alluvium der Marsch erst allmählich aus der Tiefe der Elbe emporwuchs, auf den Watten derselben angesiedelt hatten.

Den Hauptbestandteil der Muschelschalen bildet kohlensaurer Kalk, von dem, wie wir sahen, der Marschmergel im Durchschnitt 5,8 % enthält. Wer sich wundert, daß dieser Bestandteil des Mergels nicht größer ist, der möge bedenken, daß die Muschelbänke, z. B. auch die Austernbänke, keineswegs aus dicht auf und an einander geschichteten Muscheln bestehen, sondern daß diese meist nur zerstreut von einander liegen, so daß es nicht auffallen kann, wenn im Mergel dem Volumen des von den Muscheln stammenden Kalks etwa das sechzehnfache Volumen an Thon oder Sand entspricht.

Noch gegenwärtig finden sich auf den Watten an der Mündung der Elbe, der Eider und der Hever ausgedehnte Bänke von Cardium edule. Vor 30 bis 50 Jahren gab es noch am Rhin bei Glückstadt, an der Krückau bei Elmshorn, an der Pinnau bei Ütersen Kalköfen, in denen besonders diese Muscheln, gemischt mit wenigen anderen, zu Kalk gebrannt wurden. Man holte sie in Ewern von jenen Bänken herbei. Noch jetzt besteht diese Industrie an einigen Punkten der hannoverschen Marsch.

Ist die obige Ansicht über den Ursprung des Marschmergels richtig, so ergiebt sich daraus, daß in einer Urzeit der Elbmarsch noch bis in die Gegend zwischen den Mündungen der Krückau und Pinnau hinauf die Bedingungen vorhanden waren, unter denen die eßbare Herzmuschel gedeihen konnte, und wir gewinnen damit eine Thatsache, welche uns über die Entwickelung unserer Elbmarsch belehrt. Gegenwärtig wird das Elbwasser erst in der Gegend von Brunsbüttel brakig, und die Herzmuschelbänke beginnen wohl erst noch weiter abwärts an der eigentlichen Elbmündung. Das Vorkommen des Marschmergels beweist aber, daß es eine Zeit gab, in welcher das Seewasser viel weiter elbaufwärts vordrang. Damals wird die Marsch noch nicht zu Tage getreten, sondern an ihrer Stelle ein vier Meilen breiter, tief einschneidender Meerbusen gewesen sein, der dem Salzwasser ungestörten Zugang gewährte, so daß selbst Herzmuschelbänke sich hinauf bis in die Gegend von Seestermühe und Pagensand bilden konnten. In jener Zeit mag sich noch selbst ein Walfisch in diesen Meerbusen verirrt haben, der sich in der Gegend von Kudensee festlief und verendete; dort wurden bei der Anlage des Kaiser Wilhelm-Kanals 23 Wirbel desselben gefunden. Auch sei hier erwähnt, daß nach den Untersuchungen der Hamburger Senators Kirchenpauer noch gegenwärtig das schwerere Seewasser in Keilform unterhalb des leichteren süßen Elbwassers bis etwas oberhalb Glückstadts hinaufdringt; den Beweis dafür gab die Thatsache, daß die eisernen Ketten, an denen die Seetonnen auf dieser Strecke der Elbe verankert sind, an ihren unteren Gliedern mit der Brut von Seemuscheln bedeckt sind. Mit dem allmählichen Emporwachsen und der schließlichen Bedeichung der Marsch muß bei der dadurch herbeigeführten Einengung des Elbbettes der Zufluß des Seewassers vermindert sein, so daß die Grenze desselben im Verhältnis zu jener ältesten Zeit etwa um fünf Meilen, von Pagensand bis Brunsbüttel, zurückgedrängt ist.

Wie viele Jahrhunderte oder vielmehr Jahrtausende dieser Zeitraum umfaßt, wird sich nun freilich nicht berechnen lassen, aber immerhin ist doch ein deutlicher Einblick in den Entwicklungsgang der Elbmarsch gewonnen. Eine genauere geologisch-botanische Untersuchung derselben in ihren einzelnen Teilen, die wohl insbesondere noch die Bildung der Moor- und Dargschichten ins Auge fassen müßte, dürfte vielleicht weiteres Licht darüber verbreiten; denn im großen und ganzen gehört doch die Entstehung des Alluviums ohne Zweifel einer Periode an, in welcher gegenüber den früheren Entwickelungsperioden die stetig wirkenden Kräfte des Flusses, der See und der Winde ununterbrochen und ungestört von größeren Erdrevolutionen haben wirken können.

Noch einige besondere Erscheinungen dürften bei dieser Untersuchung vielleicht Beachtung verdienen. Über die Natur des Cardium edule schreibt Brehm, Tierleben IV, 2, 384: „Die eßbare Herzmuschel gehört mit anderen ihrer Gattung zu den zählebigen Weichtieren, welche sehr große Veränderungen der Salzprozente des Meeres aushalten und daher ihr Vorkommen weit über die Grenzen ausdehnen, welche den für den Salzgehalt ihrer Umgebung empfindlicheren Tieren gesetzt sind." Sie kommt auch in der Ostsee, selbst im finnischen und bottnischen Meerbusen vor; während sie aber in der Nordsee die Größe eines kleinen Apfels erreicht, wird sie dort nicht größer als eine Wallnuß, oft aber bleibt sie noch kleiner. Die drei Exemplare der Muschel, welche mir aus dem Eltersdorfer Mergel übergeben sind, erreichen kaum die Größe von Wallnüssen. Es kann das ein Zufall sein, und dies eine Beispiel hat keine große Beweiskraft, doch liegt die Vermutung nahe, daß diese Muscheln ebenso wie die der Ostsee deswegen so klein geblieben, weil sie in brakigem Wasser ihren Ursprung gehabt haben, das ihnen nicht die reichliche Nahrung bot, wie das reine Seewasser. Auch mag in den dünneren Schalen dieser Muscheln ein Grund dafür liegen, daß ihre Zersetzung in den meisten Mergel-

lagern der Marsch eine so vollständige ist, daß ihre Form selbst in Bruchstücken nicht mehr erkennbar ist. Die Zersetzung wird durch die Nässe des Bodens und die in ihm vorkommenden Säuren bewirkt sein.

Eigentümlich ist auch die Erscheinung, daß die Mergellager in so verschiedener Tiefe vorkommen, wie wir sahen, von 1,5 bis 7 m. Die Muschelbänke liegen, wie ich höre, auf den Watten der Nordsee jetzt bei der Ebbe zu Tage, und die Muschelschalen werden vom Watt unmittelbar in die niedrigen Ewer geschaufelt, um zum Kalkofen gebracht zu werden. Ob sie auch in größerer Tiefe vorkommen, ist mir unbekannt. Nun können zwar in der Marsch äußere Umstände eine Senkung der ursprünglich höher gelegenen Muschelbänke herbeigeführt haben, z. B. die Auswaschung darunter liegender leichterer Schichten, die Bildung von Strudeln oder Kolken, die gerade in der Nähe des Ufers auch jetzt noch häufig entstehen, und in die dann die benachbarten Muschelbänke hineingestürzt sein können, das allmähliche, durch Austrocknen erfolgende Zusammensinken der Marsch u. a., im allgemeinen wird man jedoch annehmen dürfen, daß tiefer liegende Mergellager auf tiefer liegenden Watten entstanden sind, so daß wir in ihnen annähernd den Maßstab für die Tiefe des Wassers zur Zeit ihrer Entstehung haben. Schwerlich wird die bestrittene Frage über die säculare Hebung oder Senkung unserer Küste aus jenen Thatsachen Beweise entnehmen können.

Besonders merkwürdig ist es aber, daß grade in den Mergellagern sich häufig Überreste von Tieren und Pflanzen finden. Mir sind im Laufe der Jahre folgende Reste von Tieren übergeben worden: eine verkalkte abgebrochene Geweihstange eines Edelhirsches aus Sommerlander Riep, zwei abgebrochene, in ihrer Masse wenig veränderte Stangen desselben Tieres aus St. Margareten und aus Eltersdorf, ein sehr schön erhaltenes vollständiges Geweih eines jungen Elchs aus Sommerland, ein abgebrochener Hauer eines Ebers aus Neuenkirchen an der Stör; sie gehören jetzt zur Sammlung des Glückstädter Gymnasiums. Ferner erhielt ich vor etwa zehn Jahren aus einem Mergellager in Moorhusen den Schädel eines Rindes mit den Wurzeln der Hörner; ich übersandte ihn dem Herrn Professor Pansch, der mir über die Rasse nähere Auskunft versprach, aber leider im selben Sommer im Kieler Hafen einen traurigen Tod fand. Vermutlich wird jener Schädel sich in den naturwissenschaftlichen Sammlungen der Kieler Universität finden. Endlich wird mir glaubhaft berichtet, daß vor mehreren Jahren ein ganzes menschliches Skelett im Mergel bei Neuenkirchen gefunden ist; der Schädel befindet sich im Besitz des Dr. med. R. Lohse aus Neuenkirchen, jetzt in Moorfleth, die übrigen Knochen sollen wieder in die Erde geworfen sein. Diese Thatsachen verknüpfen die Anwesenheit jener Thiere und selbst des Menschen in den Marschen bereits mit der Periode der Muschelbänke und der Mergelbildung an den verschiedenen Orten.

Aber auch Pflanzenreste finden sich im Mergel, wie man mir berichtet, nicht selten, große Bäume, jedoch nicht im Boden haftende Wurzelstümpfe, wie solche sich an manchen Stellen der Marsch in geringer Tiefe im Thone eingewurzelt finden (s. meine Geschichte der holst. Elbmarschen I, 39). Welcher Art jene Bäume angehören, hat mir aber niemand sagen können, das Holz sei schwarz und schwammig und zerfalle schnell. Im dunkeln, mehr schlammigen Mergel soll man nach einer Nachricht auch Schachtelhalme finden und in diesem wie im hellgrauen Mergel oft Haselnüsse. Letztere und mit ihnen Haselbüsche und Baumreste findet man aber auch vielfach in den moorigen Schichten der Marsch. Sie scheinen von der Elbe aus dem Binnenlande hierher geführt und in den allmählich sich verstopfenden zahlreichen Armen des ursprünglichen Elbdeltas abgelagert zu sein, wo sie dann eine Grundlage der Sumpfvegetation bildeten, aus der beim Zurückweichen des salzigen Seewassers die Moore der Marschen entstanden. Wenn solche Reste des Pflanzen-

reiches aber bereits im Mergel vorkommen, so beweist das doch wohl, daß schon in einer viel früheren Zeit die Elbe Bäume und Stauden aus den Wäldern des Oberlandes herabführte, die dann an den höheren, von Muschelbänken besetzten Stellen der Elbwatten strandeten und in diesen kalkigen Lagern, von der Luft abgeschlossen, ihre Form bewahrten. Sie werden bei Hochfluten, durch Stromversetzungen, Eisgang und ähnliche Vorgänge mit den Muschelbänken zugleich überschlämmt sein, sind aber der Zersetzung weniger als die letzteren ausgesetzt gewesen.

Mögen diese Auseinandersetzungen, die in naturwissenschaftlichen Kreisen auf eine nachsichtige Beurteilung rechnen müssen, im weiteren Kreise der Leser dieser Zeitschrift die Aufmerksamkeit auf Dinge lenken, die manchem nahe liegen. Sollte unter ihnen, insbesondere den Bewohnern der Marsch, einige Anregung gegeben sein, Beobachtungen über den Mergel in ihrer Umgebung zu sammeln, Funde aus demselben vor dem Untergange und der Zerstreuung zu retten und darüber in diesem Blatte gelegentlich Bericht zu erstatten, so wäre eine Hauptabsicht erreicht, die ich beim Niederschreiben dieses Aufsatzes im Auge hatte. Auch unter den Bewohnern unserer Seemarschen dürften vielleicht kundige Männer, die sich für ihre Heimat interessieren, diese Fragen aufnehmen und einer weiteren Lösung entgegenführen helfen.

Aus dem Leben des Storches, Ciconia ciconia (L.).

(Aus einem Briefe an Carl R. Hennicke.)

Von **J. Rohweder** in Husum. [1])

I.

Sie bitten mich, verehrter Herr Doktor, Ihnen noch einige Beobachtungen aus dem Leben unseres Storches mitzuteilen, da Sie nur selten Gelegenheit hätten, den interessanten Vogel im Freien kennen zu lernen. Nun, ich komme gern Ihrem Wunsche nach, nur müssen Sie, nachdem ich vor kurzem erst die folgerichtige Naturgeschichte unseres Stelzbeins für den „neuen Naumann" bearbeitet habe, diesmal mit einigen kleinen Einzelheiten vorlieb nehmen, wie augenblickliche Erinnerung und Ideenverbindungen sie mir in die Feder geben.

In der That, Sie entbehren viel damit, daß Sie in einer storcharmen Gegend leben; nicht so sehr als Forscher und wissenschaftlicher Beobachter, denn vielmehr als warmherziger Freund unserer Vogelwelt, der im traulichen Verkehr mit seinen Lieblingen und im Belauschen ihrer kleinen Geheimnisse sich Gemüt und Herz erheben möchte.

Und ist das nicht ein eigentümlich bezeichnender Umstand, daß gerade hier in der storchreichsten Gegend Deutschlands unser Vogel jedermanns Freund ist, während es anderswo von ihm heißt:

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte?

Selbst in die Anklagen, die da und dort von der Jägerei immer lauter erhoben werden, stimmt hier nur ausnahmsweise einmal ein Nur-Jäger mit ein. Man steht noch mehr auf dem Standpunkt unserer Altvordern, die nicht bei allen Dingen fragten: Was bringt es mir ein, und was schadet es mir? und wo die Lebensweise dieses oder jenes Vogels sich offenbar nicht immer mit den menschlichen Interessen verträgt, zieht man bei der Beurteilung seines Wertes oder Unwertes

[1]) Mit Genehmigung des Verfassers der Ornith. Monatsschrift des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt, XXII. Nr. 12, S. 343—348 entnommen.

wesentlich auch die ästhetische Seite in Betracht und läßt das Wort Rückerts vom Schmuck der Schöpfung gelten:

Gönn' der Mutter etwas auch,
Das sie zum Geschmeid' sich macht.

So wird denn von unserm Stadt- und Dorfbewohner der Storch allein schon wegen seiner einfach schmucken Erscheinung, trotz mancher kleinen Unzuträglichkeiten gern auf der Dachfirst geduldet; und als lebende Zierde auf seinen Äckern und Wiesen mag unser Landmann den Adebar nicht missen, wenn er auch gelegentlich Zeuge von der räuberischen Natur des Vogels gewesen ist. Aber die Wertschätzung geht weit noch über das „Gerne-leiden-mögen" hinaus. Nach dem Ausspruche Krummachers: „Freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen, und Liebe erweckt Gegenliebe" ist der Storch vor Alters schon zum Hausfreund seines gastlichen Wirtes geworden, und auch heute noch läßt man ihn Anteil haben an Leid und Freude unter seinem Dach, am Leben und Treiben seiner Mitbewohner.

Nach seinem Kommen und Gehen teilt sich das Jahr. Mögen Schneeglöckchen und Krokus bereits verblüht, die goldenen Kätzchen am Haselstrauch verstäubt sein, Stachelbeersträucher und Ligusterzäune in frischem Grün und die Primelbeete in voller Blüte stehen, — so lange die Storchnester auf den Giebeln und Schornsteinen unserer Häuser leer stehen, ist es hier noch nicht Frühling. Im letzten Viertel des März wird sein Einzug, d. h. die Ankunft des Storches von alt und jung täglich erwartet. Bisweilen wird die Geduld auf harte Probe gestellt; denn es kann vorkommen, daß bis zum 8. oder 10. April die suchenden Blicke vergeblich auf die verwitterten Horste sich richten. Endlich aber verkündet heller Kinderjubel die Heimkehr des Ersehnten, und von den Höfen und durch die Straßen klingt es:

Adebar, Du Goder,
Bring' mi'n lütjen Broder;
Adebar, Du Bester,
Bring' mi'n lütje Swester.

Nun mag der launenhafte April noch einmal Dächer und Straßen, Gärten und Felder mit Schnee bedecken, das Frühlingsahnen ist zur festen Lenzeszuversicht geworden.

Und wiederum, wenn gegen Ende August das Obst an den Bäumen reift und die Felder bereits abgeerntet sind, wenn von den heimischen Sängern einzelne schon unvermerkt davongezogen sind, andere sich zur Abreise rüsten, wenn statt der schlanken Seeschwalben die schwerfälligeren Sturmmöwen am Strande auf und abziehen, dann richtet unsere Jugend wohl, besorgt um den baldigen Abschied, an ihren Freund die Frage:

Adebahr, Langebehn,
Wanehr wullt Du wegtehn?

und läßt ihn antworten:

Wenn de Rogg riep ist,
Wenn de Pogg piep seggt,
Wenn de roden Appeln
In de Tonn klappeln,
Wenn de gelen Beeren
In de Kist gären. —

Und im Sommer? Ich habe mich oft darüber gewundert, daß Ludwig Richter in seinen entzückenden Bilderpoesien nur selten dem Storch einen Platz gegönnt hat. Aber der Landschaftsdichter hatte in Sachsen seine Jugend verlebt und hier und in Frankreich und Italien seine Studien gemacht. Hätte er in schleswig-holsteinischen Bauerndörfern oder in Dithmarschen und Nordfriesland Skizzen gesammelt, er würde zur Belebung seiner gemütvollen Frühlings- und Sommerlandschaften neben Tauben und Gänschen, Sperlingen und Schwalben ebenso häufig auch den Storch benutzt haben. Denn wie im Frühling zu Blütenbäumen und

Kinderreigen, so gehört unser Adebar im Sommer hier zur blumigen Wiese, unter das weidende Vieh und in die nachbarliche Gesellschaft der Feldarbeiter.

Er weiß wohl, daß von den letzteren ihm keiner etwas zuleide thut, und er, der unter anderen Umständen und ihm fremden Verhältnissen eine gewisse Vorsicht oder gar Scheu nie ganz verleugnet, treibt hier mit einer in seinem ganzen Benehmen ausgesprochenen Gemütsruhe sein Wesen in ein paar Schritte Entfernung von den Mähern und Heuarbeitern, die, ohne ihn jemals ernstlich zu belästigen, höchstens neckend ihm zurufen:

Adebar, Langebehn,
Hett sien Vader hang'n sehn
In Kiewittsmoor.
Wat deit he dar?
He kämmt sien Haar.
Wat schall dat Haar?
De Brut hebb'n.
Wat schall de Brut? usw.

und nach dem Takt der einfachen Melodie des ad libitum in Fragen und Antworten fortgesponnenen Textes die Sense und den Rechen schwingen.

Kein Wunder, daß mit dem ganzen Thun und Treiben des Storches ein gut Teil Volks- und Kinderpoesie sich verknüpft. Aus unserm allerersten Bilderbuch haben wir ihn kennen und mit noch lallender Zunge bezeichnen gelernt, den „Klapperstorch"; und längst bevor wir noch die erste Fabel buchstabieren lernten, erfuhren wir, daß er uns selbst einstmals dem Mütterchen ins Bett gelegt. Später habe er auch das Brüderchen und Schwesterchen gebracht, zwar der Mutter dabei ins Bein gebissen, aber es hat ihr nicht schlimm geschadet. Wie poesievoll und dem Kindergemüt entsprechend ist doch diese Sage gegenüber z. B. der häßlichen Helgoländer Fabel, nach der die jungen Erdenbürger des storchlosen Eilandes anstatt von einem geflügelten Boten übers Meer dahergetragen von einer ganz gewöhnlichen Frau aus dem widerwärtigen Sumpf, der Sapskuhle, gezogen werden.

Als Kinderbringer — das bedeutet auch sein in den mannigfachsten Lautveränderungen gebräuchlicher niederdeutscher Name — ist und bleibt der Storch mit dem Leben der Familie unter seiner Firstwohnung aufs traulichste verbunden. Der Kinderglaube schwindet, aber die Zuneigung zum Adebar bleibt auch bei den Erwachsenen. Er ist auch später immer noch der „Segenbringer": Unter seinem Dache wohnt der Friede und das Glück; er schützt das Haus vor Blitz und Feuersgefahr. Für die gastliche Behandlung erweist er sich dankbar; denn alljährlich wirft er abwechselnd eine Feder, ein Ei oder ein Junges herab, als Miete für das ihm vorsorglich eingerichtete oder doch freundlich überlassene Heim. Aus seiner äußeren Erscheinung und seinem besonderen Verhalten prophezeit der Landmann die Witterung der künftigen Tage: Ist nach anhaltender Dürre sein Gefieder auffallend unsauber, dann wird der Regen nicht lange auf sich warten lassen; ebenso, wenn er vom nahen Acker den trockenen Dünger ins Nest trägt. Daß er die zuverlässigste Windfahne ist, weiß jedermann; auch bei leisem Luftzuge, dem die meist eingerosteten „Fleuer" nicht mehr gehorchen, steht er, wie unsere Schiffer sagen, „mit de Näs in'n Wind."

So vermengt sich hier Wahrheit und Dichtung. Daß die letztere oft übers Ziel schießt und in Aberglauben und naturgeschichtlichen Unsinn sich verläuft, ist eine natürliche Folge des intimen Verkehrs, in dem der Mensch seit alter Zeit zu seinem Hausfreund steht; er hat ihn eben allzusehr vermenschlicht und ihm auf Überlegung einzelner oder auf Beratung und Beschluß mehrerer beruhende Handlungen angedichtet, die weit über das Storchmögliche hinausgehen. Dahin gehören unter vielem Anderen auch die über alles Maß ausgeschmückten Erzählungen von dem Storchgericht. Ja, von großen Versammlungen auf einsamer Heide weiß man zu berichten, zu denen sämtliche Störche aus weiter Umgegend mehrmals im Sommer

sich zusammenfinden, wobei von einem erhöhten Standpunkt herab förmliche Vorträge gehalten oder in Rede und Widerrede wichtige Storchangelegenheiten parlamentarisch verhandelt werden sollen.

Daß die Störche sich untereinander verständigen können, ist an und für sich nicht wunderbar, da ja die Tiere überhaupt und insbesondere die Vögel sich zum Teil recht zusammengesetzte Mitteilungen zu machen verstehen. Aber das „Wie" ist mir gerade beim Storch bis jetzt ein Rätsel geblieben. Die eigentümlichen Lock- und Warnrufe, Ausdrücke der Zu- und Abneigung, der Freude und Angst, des Wohlbehagens und Schmerzes bei unsern stimmbegabten Vögeln sind für jeden praktischen Ornithologen leicht zu unterscheiden. Aber der Storch hat ja eigentlich keine Stimme; und in dem Schnabelgeklapper habe ich außer geringem Wechsel im Tempo und einer wenig auffallenden Abstufung zwischen forte und fortissimo — ein piano oder gar pianissimo fehlt dieser Kastagnettenmusik — keine Modulation entdecken können. Das freudige Duett der Gatten beim Wiedersehen nach längerer Trennung klingt durchaus nicht anders wie der ängstliche Hilferuf beim plötzlichen Überfall feindlicher Nachbarn. Wie weit trotzdem die Verständigung geht, zeigt folgender Vorfall.

Anfang Mai befand ich mich auf dem Hofe Bjerremark in Nordfriesland. Der Kreuzbau des großen Gehöftes schließt ein Stück Gartenland ein. Mit dem alten Gärtner, der soeben die Beete im Winkel des Vorder- und Seitenflügels umgrub, hatte ich mich über die auf dem Kreuz des Strohdaches wohnenden Störche unterhalten. Gleich darauf brachte er mir ein Ei, das, von den Störchen aus dem Nest geworfen, in dem Dachwinkel herabgerollt und vor seinen Füßen auf die lockere Erde gefallen war. Nachdem ich mich überzeugt, daß es völlig unversehrt war, beschloß ich, es wieder ins Nest bringen zu lassen. Beide Störche waren abwesend, als der Kuhjunge, mit leichter Mühe in der schrägen Dachrinne hinaufkletternd, das Ei wieder zu den drei noch vorhandenen ins Nest legte. In der Laube wartete ich die Rückkehr der Nestbewohner ab. Das Weibchen kam allein. Wie mit einem Blick des Erstaunens musterte es den Nestinhalt von verschiedenen Seiten und flog, nach einem Augenblick schon, wieder davon, eilig den am Gotteskoogsee belegenen ziemlich entfernten Wiesen zu.

Nach wenigen Minuten kehrte es mit dem Männchen in hastigem Fluge zurück. Kein Zweifel, es hatte ihm die wunderbare Thatsache mitgeteilt und zu Rat und That in dieser kritischen Angelegenheit den Ehegemahl herbeigerufen. Und nun wechselte lautes Geklapper und aufgeregtes Flügelschlagen mit stummem Betrachten und genauer Untersuchung der Eier, wie mir schien, auch durch Betasten mit dem Schnabel. Der Betrug war erkannt, die beiden Gatten hatten sich bald in ihrem Entschluß geeinigt, und das unheimliche Ei flog wieder die Dachrinne hinunter. Mit in die Brustfedern gesenktem Schnabel standen die Vögel auf dem Nestrand, trauernd, nachdenklich.

Als ich im Laufe des Nachmittags noch einmal Gelegenheit fand, das auch diesmal heil gebliebene Ei unbemerkt wieder ins Nest bringen zu lassen, wiederholte sich genau derselbe Vorgang. Das Ei erwies sich als faul.

Und nun die Storchversammlungen — ist es wirklich Fabel, daß sie auf einer Art Verabredung beruhen und einer gewissen gemeinsamen Unterhaltung dienen?

An einem wundervollen Sonntagmorgen im August gingen meine Tochter und ich den Deich hinaus ans Meer. Unwillkürlich legten sich uns die Worte Uhlands in den Mund:

Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.

Aber wir waren nicht „allein auf weiter Flur." Alte und junge Silbermöwen

schwammen auf dem Spiegel der Reede, Seeschwalben strichen fischend die Au auf und nieder und Scharen von Regenpfeifern und Strandläufern — schon die Vorboten des beginnenden Herbstzuges — liefen geschäftig am Rande der Pfützen binnen des Seedeiches hin und her. Über dem Koog aber, hoch in der stillen, reinen Luft beschrieben gegen 80 Störche gesellschaftlich ihre Kreise. Woher mochten sie gekommen sein? War doch in der nahen Stadt nicht der dritte Teil heimisch. Ohne Flügelschlag, langsam, ich möchte sagen in feierlichem Ernst, der zu der ganzen Stimmung in der Natur wie zu dem von der Stadt herüberschallenden Glockenläuten paßte, schwebten sie in geringem Abstand voneinander ihre Bahnen um gemeinschaftlichen Mittelpunkt. Mit langsam fortrückendem Zentrum bewegte sich die kreisende Gesellschaft über dem Koog dahin, nördlich an der Stadt vorüber bis auf etwa 6 km Entfernung von unserm Standpunkt, dann zurück bis über die Mitte der Stadt. Noch einige Male kreisten sie hier über Turm und Marktplatz umher, immer noch wie bisher in geschlossener Ordnung zusammenhaltend. Dann aber — wie auf das Kommando „Abtreten!" — schwenkten plötzlich einzelne nach allen Seiten ab und zogen in gerader Linie davon, nach Süden zu den Gehöften in Eiderstedt, ostwärts auf die Dörfer der Geest und nördlich über die das Marschland begrenzenden Hügel, wo in meilenweiter Entfernung ihre Nester stehen mochten. Der kleine Rest aber senkte sich herab auf die Dächer Husums.

Wer, der dieses Schauspiel angesehen, sollte dabei nicht — auf menschliche Gedanken kommen!

Fragen und Anregungen.

Das „Abtreten" der Leichensteine. Über das Verlegen der Leichensteine in den Kirchen, um die Platten als Fliesen zu benutzen, und über das damit verbundene allmähliche „Abtreten" der auf den Leichensteinen befindlichen Inschriften, Wappen und Bildnisse ist in den letzten Jahren oftmals öffentlich geklagt worden. — — Auf der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Schwerin habe ich als deren Vorsitzender am 9. September 1890 auf die Dringlichkeit des Schutzes der als Platten in den Kirchen liegenden alten Grabsteine (vgl. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins usw. 38. Berlin 1890, S. 111) hingewiesen. Am 14. Februar 1889 war für Preußen bereits ein Staatsministerial-Erlaß zum Schutz der Grabsteine veröffentlicht (a. a. O., Jahrg. 37, 1889, S. 177); auch im Jahrg. 39, 1891, S. 28 bin ich nochmals auf die Notwendigkeit der Erhaltung der Grabsteine eingegangen.

Allerdings darf ein Umstand nicht übersehen werden, daß nämlich Fälle vorkommen, wo die Verstorbenen selbst gewünscht haben, daß die Grabplatte über ihren Grabstätten in den Erdboden, meist nahe dem Altar, eingelassen werden sollte. Einige Fromme haben dies aus christlicher Demut gethan: es sollte gerade absichtlich auf ihren Grabsteinen herumgetreten werden. Dann sind es aber allemal schlichte, wenig oder garnicht verzierte Steine. Es giebt aber auch prachtvoll ausgehauene oder mit Metall ausgelegte Grabplatten, die ebenfalls über den Grabstätten von Anfang an im Fußboden der Kirche gelegen haben. Hiermit ist der Wunsch, daß sie be- und abgetreten werden sollten, keineswegs verbunden worden. Es wäre ja das auch eine widersinnige Vereinigung von Hochmut und Demut gewesen. Diese Prunkgrabsteine lagen vielmehr entweder in wenig besuchten Kapellen oder an solchen Stellen nahe dem Altar, die gegen die Volksmenge in der katholischen Zeit abgesperrt waren. In der nachkatholischen Zeit ist diese Absperrung und damit auch die geheiligte Scheu vor dem Treten auf die Grabsteine fortgefallen. Auch diese oft für die Kirchen-, die Orts- und die Landesgeschichte wichtigen Steine sollten herausgenommen und durch senkrechtes Einmauern an den Wänden vor der Zerstörung gerettet werden. In diesen Fällen empfiehlt es sich, den geretteten Stein mit einer Metallnummer zu versehen und an Stelle seiner in den Fußboden eine gewöhnliche Platte mit derselben Metallnummer versehen einzulassen. Es wird auf diese Weise die alte Grabstelle genügend markiert und kann alsdann ohne Bedenken, daß etwa in Zukunft die Lage des darunter befindlichen eigentlichen Grabes verdunkelt werde, betreten werden.

Berlin, den 16. November 1897. E. Friedel.

Aus der „Brandenburgia," Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg. VI. Jahrgang. Nr. 11. Februar 1898.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 8. August 1898.

Aus alten und ältesten Zeiten.

Von J. Mestorf in Kiel.

V.

Die seitens der Museumsverwaltung in den letztverflossenen Jahren ausgeführten Gräberuntersuchungen haben festgestellt, daß der Uebergang von der Steinzeit in die Bronzezeit sich allmälig vollzog und nicht mit einem Wechsel der Bevölkerung verbunden war. Ueber den weiteren Culturschritt von der Bronze- in die Eisenzeit können wir uns bis jetzt nicht mit derselben Bestimmtheit äußern. Unter den zahlreichen bronzezeitlichen Funden unserer Sammlungen finden wir nur vier Objecte von Eisen, und seltsam genug gehören dieselben wohl in eine jüngere, aber nicht in die letzte Periode des Bronzealters. Es sind dies vier Messer. Zwei derselben kamen in Begleitung fremdländischer Bronzen zu Tage, zweimal bemerken wir an bronzenen Griffstücken von nicht heimischer Form, daß die jetzt nicht mehr vorhandene Klinge von Eisen war. Sonach sind alle vier Messer Fremdlinge, die uns lehren, daß sie aus einem Lande gekommen, wo das Eisen bereits gekannt und neben der Bronze verarbeitet wurde.

In das Ende der Bronzezeit fallen bei uns, wie schon früher gezeigt,[1]) die Urnengräber im flachen Erdboden, bisweilen durch geringe Bodenanschwellungen gekennzeichnet, mit spärlichen Beigaben an bronzenem Kleingeräth (Nadeln, Pfriemen, Messerchen, Pincetten 2c.)

Dann treten ohne Vermittlung die Urnengräber der Eisenzeit auf. Die Bestattung ist zwar dieselbe wie in den jüngsten Bronzealtergräbern, auch die Form der Urnen ist z. Th. zum Verwechseln ähnlich, aber unter den Beigaben finden wir neben der Bronze Eisen und absolut neue Formen: Nadeln in großer Mannigfaltigkeit, Gürtelhaken und Ringe. Auf den großen Friedhöfen von Sülldorf und Tinsdahl z. B. in hunderten von Gräbern kein Messer.

[1]) „Heimath" 1898 S. 6.

Die gleiche Bestattungsweise, die große Aehnlichkeit der Thongefäße deuten auf eine Continuität der Bevölkerung. Wie erklärt sich dann aber das plötzliche Verschwinden der älteren Bronzen? Denkbar wäre, daß die zerbrochenen Nadeln, Pfriemen, Messer u. a. m. an fahrende Händler gegen moderne Waaren ausgetauscht wurden. Zerstückelte Bronze konnte zu neuen Sachen umgegossen werden und hatte deshalb für Händler und Gießer noch immer Werth. Die Mode ist von altersher ein wichtiger Factor in dem Wechsel der äußeren Lebensformen gewesen, die neuen prunkenden Nadeln, die Gürtel mit dem blanken Schließhaken erfreuten sich bald allgemeiner Beliebtheit, und so war das ältere Geräth rasch verschwunden und bald vergessen. Erfahren wir nicht heute noch ähnliches? Wie manches Kind stand sinnend vor einer Lichtscheere, vor einer Strickscheide, vor einem Nähring und suchte zu ergründen, wozu die fremdartigen Dinge gedient haben mochten. Wollte heute eine begüterte Bauerfrau ihrer Tochter eine Aussteuer geben, wie ihre Großmutter einst erhalten hatte, da würde sie die prächtigen Messingschüsseln, die zinnernen Näpfe und Krüge, die Kellinghusener Teller in günstigem Fall bei einem Antiquitätenhändler finden können. Und triebe man nicht seit einigen Jahrzehnten den lobenswerthen Sport, den Hausrath und die sonstige Habe der Großeltern und Urgroßeltern zu sammeln, da hätte das aufwachsende Geschlecht keine Ahnung von der soliden Einrichtung der traulichen Wohnstube, von dem farbenreichen blinkenden Küchengeschirr, von der malerischen Kleidertracht, die von alt und jung mit Stolz und Würde getragen wurde, und von all den Dingen, die mit einander unseren Bauerhöfen das Gepräge nationaler stolzer Eigenart verliehen. Und doch sind erst wenige Jahrzehnte vergangen, seitdem städtische Mode ländliche Art und Sitte verdrängt hat.

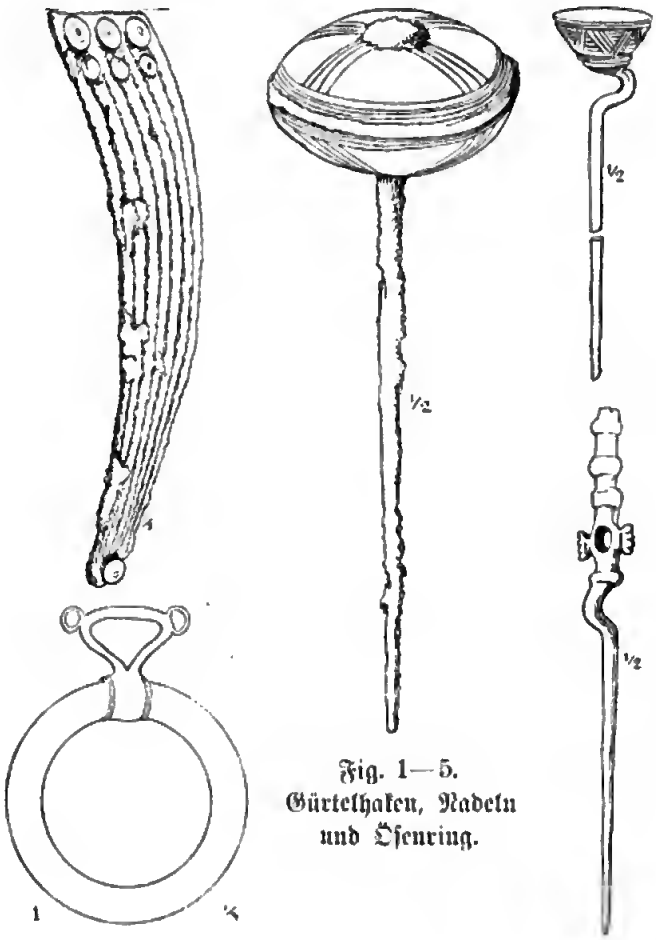


Fig. 1—5. Gürtelhaken, Nadeln und Ösenring.

Ich glaube, daß sich hierin eine Erklärung finden läßt für ähnliche Erscheinungen in prähistorischen Zeiten, wo in dem geschlossenen Formenkreis der verschiedenen Culturperioden nur vereinzelte und zwar meistens unbedeutende Geräthe aus der vorhergegangenen Periode bemerkt werden.

Wenden wir uns nun zu unseren ältesten Gräbern der Eisenzeit, da weisen die Beigaben auf Handelsverbindungen nach Südosten. Die Nadeln wie Fig. 2 und die Gürtelhaken (Fig. 1) gehören einem Culturcentrum an, das in den Alpen liegt mit weiten Ausstrahlungen nach Norden und Westen. Wo die Schmucksachen, die wir in den Grabgefäßen der hier fraglichen Periode finden, angefertigt sind, ist schwer zu bestimmen; sicher ist, daß sie dem Lauf der Elbe folgend, zu uns gekommen sind.

Nun wäre es ein Irrthum, wollten wir annehmen, daß die elbabwärts uns zugeführte Waare sich auf Schmucknadeln und Gürtelagraffen beschränkte. Der Werkzeuge und Waffen werden die Holsteiner auch damals nicht haben entrathen können. Daß wir sie nicht in den Gräbern finden, verräth, daß es nicht üblich war, den Todten Waffen und Werkzeuge mitzugeben, vielleicht ein religiöser Brauch, den wir schon gegen Ende des Bronzealters beobachteten und dem möglicherweise öconomische Klugheit zu Grunde lag.

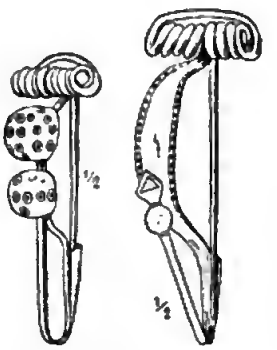


Fig. 6 u. 7.
Bronzene Fibeln.

Die Urnen waren das Werk einheimischer Töpfer. Die mannigfaltigen Formen, darunter Flaschen, Siebe, zierliche Schälchen, Tassen und Töpfchen, zeigen, wie reichlich der Hausstand mit irdenem Geschirr versorgt war, und aus den Moorfunden wissen wir, daß Haus und Küche nicht minder reichlich mit vortrefflichen Holzgefäßen ausgestattet waren.

Mit der Zeit erweiterten sich die Bezugsquellen der Händler. Wir finden auf jüngeren Friedhöfen Producte einer keltischen (gallischen) Cultur, die in Frankreich und der Schweiz ihren Sitz hatte, aber nach allen Richtungen weite Verbreitung fand und mancherorts mit der älteren zusammentrifft. Die Wahl der Beigaben ist weniger beschränkt. Außer Gegenständen, die zur Kleidung gehören, worunter jetzt zuerst die Fibeln (Gewandspangen Figur 6. 7) auftreten, finden wir Messer, Speere und, wiewohl seltener, auch Schwerter u. a. m. Hier und dort pflegte man statt der Thongefäße Metallgefäße zur Beisetzung der verbrannten Leichenreste zu benutzen; oftmals große Messingkessel mit angenietetem Eisenrand und großen schweren Tragringen. Die Urnen waren mit einer umgestürzten Schale (dem Suppen- oder Milchnapf) bedeckt und in Steinen verpackt. Da sie unter dem Bodenniveau standen und folglich von außen nicht wahrnehmbar waren, dürften sie, wie es noch heutzutage Brauch ist, durch

Fig. 8. 1/4 Gürtel oder Wehrgehänge.

ein äußeres Mal bezeichnet gewesen sein. Eine auf dem Süllsdorfer Urnenfriedhof mehrfach beobachtete Erscheinung scheint dies zu bestätigen. Es waren dort drei Holzstäbe um die Urne gesetzt, die ursprünglich über die Bodenoberfläche hinausgeragt haben dürften und mit irgend einem Abzeichen versehen waren.

Die ersten Eisensachen wurden von auswärts gebracht. Der Import scheint noch lange Zeit fortgedauert zu haben. Doch wurden daneben manche kleine Gegenstände hier angefertigt, denn die alten Holsten hatten bald das bis dahin unbekannte Eisen zu bearbeiten gelernt. Vielleicht befanden sich unter den fahrenden Händlern auch geschickte Metallarbeiter, die ihre Lehrmeister wurden. Auf den Urnen und neben denselben gefundene Eisenschlacken lassen vermuthen, daß z. Th. hiesiges Rasenerz zu diesen Arbeiten benutzt ist. Mit der Zeit scheinen unsere heimischen Arbeiter eine nicht geringe Geschicklichkeit erlangt zu haben. Wir erkennen nämlich unter den Eisensachen einige nachweislich locale Typen. Dazu gehören z. B. die prächtigen Gürtel oder Wehrgehänge, wie Fig. 8, die bis jetzt über die Grenzen unserer Heimath hinaus nicht gefunden sind. Beachtenswerth ist das begrenzte Fundgebiet derselben: von der Elbe durch den Osten Holsteins bis nach Angeln. Die Technik: gestanztes Bronzeblech über dünnen Eisenplatten, und die Ornamente weisen nach Südosten, von wo wir die ersten Eisenfabrikate erhielten, doch kommen sie erst in der 2. Periode zur Erscheinung und reichen an die 3. (römische) Periode heran, die etwa um den Beginn der christlichen Zeitrechnung eintritt.

Um diese Zeit beginnt nämlich der Einfluß der römischen Provinzialcultur am Rhein und an der Donau auch bei uns fühlbar zu werden.

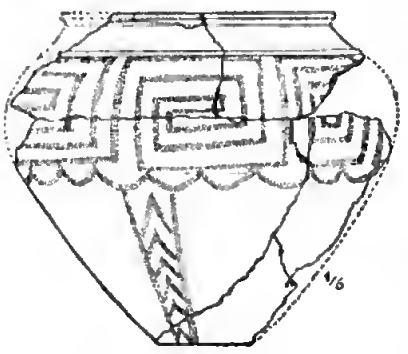


Fig. 9. Glänzend schwarzes Thongefäß.

Die Begräbnißform ändert sich insofern, als die Urnen nicht mehr in Steine verpackt werden, sondern frei in der Erde stehen, bisweilen auf einem Stein und mit einem Stein bedeckt. Auch die Formen der Gefäße verändern sich und die bisher spärlichen Ornamente werden reicher und mannigfaltiger. Die schönen schwarzen Gefäße mit glänzend schwarzer Glätte und Ornamenten von z. Th. klassischen Formen (Fig. 9) treten am Schlusse der 2. Periode auf und sind characteristisch für die dritte sogen. römische. Vor

allem aber sind es die Beigaben, die von einer Berührung mit einer hochentwickelten Cultur zeugen. Schmucksachen in größter Mannigfaltigkeit, Kleingeräth (Pincetten, Löffelchen, Messer, Schlüssel und Scheeren, letztere in der Form unserer Schafscheere), Glasbecher, Perlen von Glas, Email und Mosaik, die schon in der ersten Periode vereinzelt vorkamen, treten jetzt reichlicher auf. Angriffs- und Vertheidigungswaffen, Werkzeuge mancher Art: kurz, ein reiches Inventar von Gebrauchs- und Luxusgegenständen. Auch römische Münzen (Kaiserdenare von Silber und Erz) kommen mit anderen Waaren nach dem Norden, wo sie indessen nicht als gangbare Münzen Eingang fanden. (Fig. 10 u. 11.)

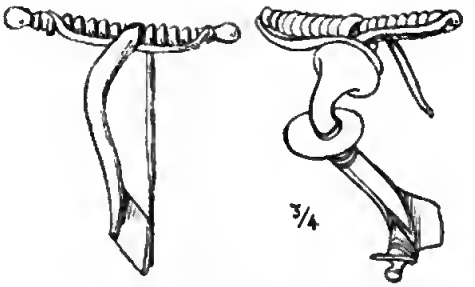


Fig. 10 u. 11.
Bronzene Fibeln.

Fast unmerklich führt diese sog. römische Periode hinüber in die Völkerwanderungszeit, die sich durch weitere Entwicklung der Formen auf der Grundlage römischer Motive und durch reichere Ornamentformen kennzeichnet. Die Bestattungsform bleibt dieselbe. In diese Zeit, sagen wir in das 4. Jahrhundert n. Chr., fallen auch die großen schleswigschen Moorfunde, die das aus den Gräberfunden zusammengefügte Culturbild vielfach ergänzen, namentlich durch die Erhaltung solcher Stoffe, die, wie z. B. Gewebe, Holz, Leder ꝛc. durch den Leichenbrand zerstört werden und auch im Erdboden der Zerstörung anheimfallen. Das Torsberger Moor hat uns eine vollständige Männerkleidung aus dem 3.—4. Jahrhundert bewahrt: ein langes Beinkleid mit angeschnittenem Strumpf von Köperwollstoff, ein Blousenhemd von feingemustertem Gewebe, Plaid, Ledergürtel mit kostbarer Silberspange und Lederschuhe (Sandalen). Eiserne Ringpanzer mit schönen Agraffen, ein Helm von Bronze oder von Silber,

Fig. 12 u. 13.
Silberner Helm. Goldener Ring.

Schild, Schwert, Speer und Axt vollenden die Ausrüstung. Weiter brachten uns die Moorfunde das weltberühmte Nydamboot, Ueberreste von Wagen und schönes Pferdegeschirr, ein ganzes Arsenal an Waffen, wirthschaftliches Geräth (Harken, Reisbesen, schöne Holzgefäße, darunter ein zierliches Näpfchen mit Kerbschnittverzierung) u. a. m. Wir verdanken diese reichen Funde einem frommen religiösen Brauch, der sich schon in den Depotfunden der Steinzeit und der Bronzezeit offenbarte, die sich z. Th. als Weihgeschenke für die Götter darstellten. Wir wissen aus den Schriften der Alten, daß es bei germanischen Völkern Brauch war, nach einer Schlacht alle Beute zu zerstückeln und zu zerstören, um sie den Göttern, die ihnen Sieg verliehen, zu weihen. Dem entspricht auch die Zerstörung der Moorfundsachen, die sich sogar auf die kostbaren Helme und Schwertscheiden, und die schönen Goldringe und Spangen erstreckt.

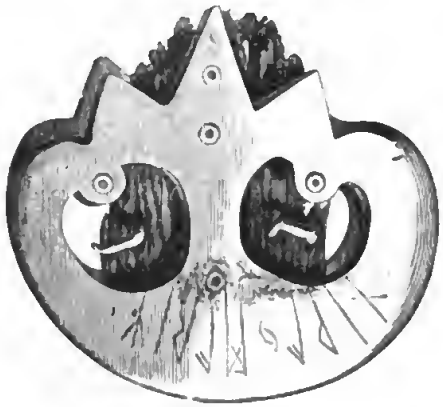


Fig. 14.
Bronzenes Ortband.

Unter den reich ausgestatteten Urnengräbern, die für unsere Landessammlung aufgedeckt worden, sind besonders Ober-Jersdal (Hadersleben), Nottfeld (Angeln), Borgstedt (am nördlichen Eiderufer bei Rendsburg) und Bordesholm, wo die Untersuchungen noch nicht beendigt sind, zu nennen.

Fig. 15—17. Thongefäße.

Diese Gräber geben Kunde von einem wehrhaften Geschlecht. Bei Nottfeld wurden zuerst Scheeren in Männergräbern constatirt; wir hatten bis dahin dies Geräth ausschließlich den Frauen zugewiesen. Es sind große Exemplare, einige über 30 cm lang. Altnordische Sagen lehren uns, daß die Männer ihren Pferden mit der Scheere das Haar und die Mähne kürzten, und zwar scheinen die Edlinge ihr Leibroß so hoch gehalten zu haben, daß sie diese Pflege eigenhändig übten. Die kleinen Scheeren (wir besitzen zierliche Exemplare von Bronze und von Eisen, die nur 3 cm lang sind) müssen dahingegen als Frauengeräth betrachtet werden.

Obwohl bei uns wenig Edelmetall aus den Gräbern zu Tage kommt, zeugen die Funde doch von einer opulenten Bevölkerung. Die Borgstedter

besaßen schöne Gläser (die beim Leichenbrande geschmolzen sind) und liebten es, sich mit Spangen und Perlen zu schmücken (Figur 18). Zahlreiche Schlüssel deuten darauf hin, daß sie verschließbarer Kisten und Kasten bedurften, um ihre Schätze sicher zu bewahren. Bordesholm erweist sich als Sitz eines krieg- und kampflustigen Geschlechtes. Wir können auch hier die Ausrüstung des Mannes zusammenstellen: Schwert, Speer, Schild, Sporn, Messer in schönen Exemplaren. Die Schildbuckel mit langem Stachel wurden mit hohen glockenförmigen Nieten auf den Holzschild befestigt. Bei einem besonders schönen Exemplar sind sie noch mit granulirtem Silberblech überzogen. Auch die zierlichen Sporen von Bronze mit eisernem Stachel sind z. Th. mit geperltem Silberdraht verziert gewesen.

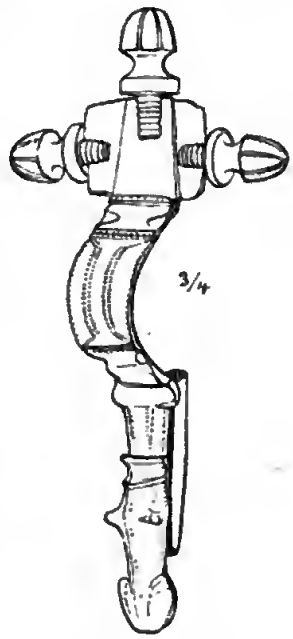


Fig. 18.
Bronzene Fibel.

Fassen wir jetzt zusammen, was die Urnengräber der Eisenzeit uns über die Culturzustände in unserer Heimath von ca. dem 4. Jahrhundert vor Chr. bis zum 5.—6. Jahrhundert nach Chr. lehren, da sehen wir, daß der durch Handel und Schifffahrt vermittelte Verkehr mit anderen Culturländern sich erweitert, daß dadurch der Wohlstand sich mehrt, mit diesem die Bildung, aber zugleich wohl auch die Ansprüche an ein üppigeres Leben. Schon damals mögen die Alten, dem sich steigernden Luxus abhold, die Einfachheit der guten alten Zeiten gepriesen haben.

Ob in jenen Zeiten Theilung der Arbeit stattfand, ob die Kunstfertigkeit Allgemeingut war, wissen wir nicht. Aber, selbst wenn wir dem Hausfleiß einen bedeutenden Antheil an der Anfertigung des Hausraths, der Kleidung und anderer Dinge zusprechen wollen, dürften doch die vortrefflichen Metallarbeiten das Werk specieller Fachkünstler sein.

(Schluß folgt.)

Unsere Knicke und ihre Pflanzenwelt.

Von **F. Erichsen** in Hamburg.

I.

Eine Eigentümlichkeit Schleswig-Holsteins bilden die Knicke oder, wie der Einheimische in Anlehnung an den niederdeutschen Sprachgebrauch in der Regel sagt, „die Knicks." Man versteht darunter natürliche Hecken, welche auf Erdwällen, die von Gräben begleitet sind, wachsen. Sie schließen die Äcker, „Koppeln" genannt, vollkommen ein und lassen nur für die Einfahrt eine Lücke frei, die durch das „Heck," eine hölzerne Pforte, verschlossen wird. Durch sie erhält das Land ein gartenähnliches Aussehen. Dies gilt besonders von dem

hügeligen, fruchtbaren Osten der Provinz, der von den letzten Ausläufern des uralisch-baltischen Höhenzuges durchzogen wird, während der ebenfalls fruchtbaren, aber ebenen Marsch im Westen unserer Heimat die Knicke vollständig fehlen. Jeder, der auf einer der Höhen des Ostens Umschau hielt, wird wissen, wie sehr neben Buchenwäldern und Seeen die Knicke zur Belebung des Landschaftsbildes beitragen. Als dunkle Bänder heben sie sich von den saftig-grünen Wiesen oder gelben Ackerflächen wirkungsvoll ab und folgen in sanften Wellenlinien über Thal und Höhe dem hügeligen Gelände. Zu wahrem Verständnis für die Eigenart und Schönheit dieses Bildes gelangt der Landesbewohner aber in der Regel erst dann, wenn er seine Heimat verläßt und schon auf der Reise nach dem Harz weite, oft durch keinen Strauch, geschweige denn durch Hecken unterbrochene Kulturflächen sieht. Sie machen, so fruchtbar sie oft sind, einen monotonen Eindruck.

Vom Standpunkte rationeller Bodenbewirtschaftung finden freilich die Knicke keine so ungeteilt günstige Beurteilung. Vor allem hat der Umstand, daß sie einen großen Raum beanspruchen und denselben der Bodenkultur entziehen, zu scharfer Verurteilung besonders seitens Fremder Anlaß gegeben. Dessen ungeachtet hält der Schleswig-Holsteiner im allgemeinen zähe an der alten Weise fest, und sicher mit Recht. Denn abgesehen von den ästhetischen Vorzügen, welche für den Landmann schwerlich bestimmend sein dürften, bieten die Knicke auch nicht geringe Vorteile. Sie bilden zunächst eine gute Umgrenzung seiner Koppeln und eine vorzügliche Schutzwehr gegen das Vieh des Nachbarn. Dies ist besonders wichtig, da das Vieh in der Regel nicht gehütet wird; denn in einem großen Teile des Landes braucht niemand für die durch sein Vieh angerichteten Schäden aufzukommen, vielmehr muß gewohnheitsrechtlich jeder durch Dichtung des Knickes sein Land selbst schützen. Auf die Entstehung dieses Gewohnheitsrechts erlaube man mir später zurückzukommen. Wenn diese Verpflichtung von dem gerade Korn bauenden Besitzer zeitweise als Last empfunden werden mag, so söhnt er sich doch bald mit ihr aus, wenn, dem regelmäßigen Bebauungswechsel entsprechend, er seinerseits die Koppel als Weideland benutzt und dann sein Nachbar die Verpflichtung zum Dichtmachen hat. Von nicht geringer Bedeutnng ist die dadurch ermöglichte Ersparnis eines Hirten. Daß hierdurch viele Eltern vor der Versuchung, ihre Kinder zum Hüten zu gebrauchen, und von der Schule fern zu halten, bewahrt bleiben, sei nur nebenbei erwähnt, ebenso, daß z. T. hierauf die im Verhältnis zu andern Provinzen günstige Entwicklung der Landschule und die vergleichsweise gute Volksbildung in unserer Heimat zurückzuführen ist.

Ferner sind die Knicke, da Stallfütterung hierzulande die Ausnahme von der Regel bildet, dem Vieh von großem Nutzen. Jeder kann sich davon überzeugen, wie sie dem Vieh im glühenden Sonnenbrand Schatten und bei Unwetter Schutz gegen Regen und Wind gewähren, und wie das Vieh die schutzspendende Seite zu finden weiß. Daß dies auf die Gesundheit des Viehs und damit auch auf den Milchertrag günstig einwirkt, ist dem Landwirt wohlbekannt. Erfahrungen an ungeschützten Lagen haben diese Erkenntnis gezeitigt. Wenn man dann noch in Betracht zieht, daß diese Knicke, einmal vorhanden, geringe Unterhaltungskosten erfordern, da sie selbst das Material zum Dichtmachen liefern, auch immer leicht dicht gemacht werden können, so darf es uns nicht wundern, wenn der Landmann schon durch diese Gesichtspunkte allein bestimmt, ja, geradezu genötigt wird, an den Knicken festzuhalten. Denn kaum irgendwo in Deutschland hat die Weidewirtschaft eine solche Bedeutung wie bei uns, ist doch Schleswig-Holstein unter den preußischen Provinzen diejenige, welche den relativ stärksten Rindviehbestand hat. Die Ursache dieser Erscheinung haben wir in dem ozeanischen Klima des zwischen zwei Meeren belegenen Landes zu suchen. Im Vergleich mit Süd- und

Mitteldeutschland ist die Menge der Niederschläge mindestens halb mal so groß, die durchschnittliche Sommertemperatur dagegen weit niedriger. Das sind Bedingungen, welche mehr dem Graswuchse als dem Kornbau förderlich sind, und die es begreiflich machen, wenn Viehzucht und Meiereiwirtschaft solche Bedeutung gewonnen haben. Kein Wunder deshalb, daß der unverkennbare Nutzen der Knicke für die Weidewirtschaft schwer in die Wagschale fällt.

Dazu kommen noch manche andere Vorteile. Nicht zu verachten ist der Nutzwert des Knickbusches, — der oft nicht weit hinter dem event. durch Kultur des vom Knicke eingenommenen Bodens erzielten Ertrage zurückbleiben mag, — zunächst zum Dichtmachen der Knicke selbst, dann, besonders in holzarmen Gegenden, als Brennholz. Ferner liefern sie Erbsenbusch, der namentlich in der Nähe der Städte guten Absatz findet, Bohnenstangen, gut bezahltes Material zu Uferbauten, z. B. an der Elbe, sowie Material zu Flechtwerk. Die ehemals wohl ausgedehntere Verwendung des Knickholzes zu allerlei kleineren Arbeiten im bäuerlichen Betriebe, dem sogen. „Klütern," ist, wenn nicht Bäume gefällt werden, von geringerer Bedeutung. So liefern z. B. besonders Weißdornstämme Stiele von Hämmern und ähnlichen Geräten, Weiden: Sensen- und Schaufelstiele, der Spindelbaum (Spillbom): Harkenzinken, Schusterpinnen und Holzlöffel; letztere, sowie Zeugklammern verfertigt man auch aus Eschenholz. Gabelige Haselruten liefern den Gärtnern Senker zum Festhalten von Rosen, Nelken usw. Auch Spazierstöcke und noch mancherlei andere Dinge werden den Knicken entnommen. Die oft zahlreich vorkommenden Stämme wilder Rosen werden mit den Wurzeln ausgegraben und von Gärtnern zu Veredlungszwecken benutzt und gut bezahlt. Ferner darf nicht vergessen werden, daß die Knicke Haselnüsse, Fliederbeeren (Holunderbeeren), Hagebutten, Mehlbeeren, Vogelbeeren (Quitschen genannt), Brombeeren usw. liefern. Freilich kommt von alledem dem Besitzer des Knicks oft recht wenig zu gute, es gilt Vorübergehenden als gute Beute, und besonders zur Zeit der Nußreife werden unerlaubte, aber doch allgemein geübte Ausflüge zwecks Nußpflückens veranstaltet, an denen groß und klein gern teilnimmt. Dann bieten die Knicke zahlreichen nützlichen Singvögeln Schutz und Gelegenheit zum Nisten, wodurch es sich erklärt, daß z. B. die dicht über der Erde nistende Nachtigall in manchen Teilen unserer Provinz recht häufig ist.

Aber auch für den Ackerbau ist die Knickwirtschaft nicht ohne Nutzen. Die junge Saat findet Schutz vor den dörrenden Frühlingswinden, und die zur Zeit der Reife drohende Gefahr, daß der Wind die Körner ausschlägt, wird wesentlich gemindert.

Dieser im einzelnen sich zeigende schützende Einfluß der Knicke äußert sich auch in bezug auf das Klima des Landes, ein Nutzen, der hoch angeschlagen werden muß. Sie hemmen die Gewalt der Winde, denen unsere meerumschlungene Heimat ihrer Lage wegen so sehr ausgesetzt ist, und übernehmen somit, wenn auch in beschränkterem Maße, die Funktionen, welche einstmals die jetzt verschwundenen Waldungen im Westen ausübten. Für die freieren Lagen unseres Landes erweist sich deshalb die Knickanlage als durchaus notwendig, und daß diese Erkenntnis den weitesten Kreisen zum Bewußtsein gekommen ist, davon zeugen die zahlreichen Knickverbände, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, schützende Knicke anzulegen.

Der Nutzen der Knicke ist also ein großer. Aber dem stehen unleugbare Nachteile gegenüber, vor allen der infolge der oft großen Wallbreite recht fühlbare Verlust an kulturfähigem Boden. Daß dieser Nachteil durch den Nutzen mehr als aufgewogen wird, ist oben ausgeführt, ebenso, wie unberechtigt ein Hinweis auf die nur durch schmale Raine, oft nur durch Grenzsteine getrennten

Äcker des Binnenlandes ist. Das schließt jedoch nicht aus, daß auch bei uns eine Knickanlage entschieden von Nachteil sein, Vernunft zum Unsinn werden kann; so an tiefliegenden, feuchten, schon genügend durch Hügel oder Wälder geschützten Örtlichkeiten. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß die Knicke durch Beschattung der Ackerlandes schaden können, sowie, daß durch Abhalten der Winde ein Trocknen nassen Getreides erschwert und das Auswachsen auf dem Halm begünstigt wird; doch werden diese Gefahren dadurch sehr verringert, daß man nach der hier meist üblichen Bebauungsordnung den Knick kurz vor dem Übergang zum Körnerbau abzuhauen pflegt, so daß er während dieser Zeit nur niedrig ist. Ferner tadelt man mit Recht, daß hinter den Knickwällen leicht Schneeanhäufungen entstehen, die oft bis in den Frühling hinein liegen bleiben und der Wintersaat schaden. Ein weiterer Vorwurf ist der, daß die Erdwälle zur Zucht von Unkraut dienten. Doch kann mit Recht dagegen eingewandt werden, daß ein guter Landwirt auch gegen das Unkraut seiner Knickwälle zu Felde ziehen wird, und überdies derselbe Vorwurf auch den anderswo gebräuchlichen Feldrainen gemacht werden kann. Eine große Gefahr können Knicke allerdings dadurch bilden, daß sie Pflanzen enthalten, die zwar nicht selbst Unkraut, aber weit gefährlicher dadurch sind, daß sie die Vermittler von Krankheiten des Getreides sein können. Solche Pflanzen sind vor allen die häufigen Faulbaumarten (Rhamnus sp.), sowie der allerdings nicht einheimische, aber früher nicht seltene Sauerdorn (Berberis vulgaris). Sie übertragen den Getreiderost und sollten deshalb unter keinen Umständen im Knick geduldet werden. Endlich verdienen die Knicke gewiß den Tadel, daß sie zur Vermehrung der Maikäfer und anderen Ungeziefers beitragen, sowie körnerfressenden Vögeln und in nassen Zeiten Feldmäusen willkommenen Unterschlupf gewähren.

Wägt man Vorteile und Nachteile ab, so scheint das Überwiegen der ersteren unzweifelhaft und ein Festhalten an der Knickwirtschaft unter den heutigen Verhältnissen geboten. Zu diesem Schluß sind wir um so mehr berechtigt, als wir sehen, daß in Ländern mit ähnlichen klimatischen Bedingungen, z. B. den dänischen Inseln und Großbritannien, sich unabhängig von uns ähnliche Einrichtungen herausgebildet haben. Damit ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß eine Zeit kommen kann, in der auch in unserer Heimat dem Entfernen der Knicke das Wort geredet werden muß; vielleicht dann, wenn dereinst die von Privaten und der Regierung mit Erfolg begonnenen Aufforstungen des kahlen Westens und der Mitte zum Abschluß gebracht worden sind und damit ein klimatischer Schutzwall geschaffen ist. Vorläufig erscheint demnach nicht wahrscheinlich, daß der landschaftliche Charakter unserer Heimat sobald durch das Verschwinden der Knicke verändert werden wird, um so weniger, wenn man in Betracht zieht, wie zäh unsere Bauern am Althergebrachten, Bewährten festhalten.

Abgesehen von Schleswig-Holstein, finden sich Knicke, wie schon erwähnt, in Großbritannien und auf den dänischen Inseln, ferner in Deutschland, soweit mir bekannt ist, noch in angrenzenden Teilen von Hannover, in Westfalen und in der Priegnitz,[1]) hier aber nirgends in solcher Verbreitung wie in unserer Heimat. In Jütland, das doch im wesentlichen die gleichen klimatischen Verhältnisse wie Schleswig-Holstein hat, fehlen nach mir gemachten Mitteilungen die Knicke fast ganz.

Über die Entstehung der Knicke, die gewiß in die ältesten Zeiten zu versetzen

[1]) Von Interesse ist die Mitteilung, welche mir Herr O. Jaap in Hamburg mündlich über das Vorkommen der Knicke in der Priegnitz, seiner Heimat, machte. Sie kommen hier nur in einem beschränkten Gebiet vor und sollen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges von Bauern, die nach Holstein ausgewandert waren, nach ihrer Rückkehr angelegt worden sein.

ist, weiß man natürlich nichts Sicheres. Wir wissen, daß in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, z. T. auch noch in diesem Jahrhundert mit der Aufgabe der bäuerlichen Feldgemeinschaft und der Aufteilung des Landes das jetzige Knicknetz entstand. Aber wir wissen auch, daß Knicke schon lange vorher vorhanden waren. So erwähnt schon das „Jütsche Lov," das für Jütland und Schleswig gültige Gesetzbuch, Buch III, Kap. 58 [1]) das Vorkommen von Zäunen, jedoch nur zwischen den Ländereien benachbarter Dorfschaften zum Schutz gegen das fremde Vieh, an Dorfwegen und zwischen bebauten Plätzen. Eine Umzäunung der Ackerstücke, die auf den Anteil der einzelnen Gemeindemitglieder kamen, hat also damals noch nicht stattgefunden. Sie verbot sich auch von selbst, weil das in den ersten zwei Jahren mit Korn bestellte Land im dritten Jahre als gemeinschaftliche Weide diente.

Aber auch jene Grenzzäune sind sicher nicht die ersten gewesen. Man darf wohl annehmen, daß die ersten Knickanlagen sich in der Nähe der Gehöfte befunden haben, als Umzäunung des Hofraums und besonders der stets dazu gehörenden, vom Gemeindeland losgelösten kleineren Parzellen. Auf diesen, in der Nähe des Hauses und unter beständiger Aufsicht pflegte man wohl das Jungvieh weiden zu lassen, und diese Gewohnheit mag zur Erkenntnis des Nutzens der Knickanlagen und zu ihrer weiteren Anwendung geführt haben. Der ursprüngliche Teil des Knicks ist jedenfalls der Wall gewesen. Wo das private Eigentum umfriedigt und geschützt werden sollte, war das Aufwerfen eines Walles — zu Verteidigungszwecken von jeher angewandt — das Nächstliegende. Vielfach hat man auch Steinwälle angelegt, wozu der früher große Reichtum unserer Heimat an Feldsteinen — Findlinge von jeder Größe — Veranlassung gab. Da das älteste Ackerland sich sicher in unmittelbarer Nähe der Dorfschaft befunden hat, so konnte es an Steinmaterial nicht fehlen, denn der Ackerbau zwang zur Beseitigung der ehemals die Oberfläche unserer Heimat massenhaft bedeckenden Feldsteine und förderte immer neues Gestein zu Tage. Daß man dieses Material gerade in der ältesten Zeit oft angewandt haben muß, dafür spricht der Umstand, daß man Steinwälle am häufigsten in den Ortschaften selbst, in der nächsten Umgebung der Gehöfte antrifft — so sah ich sie besonders häufig in Stormarn und Lauenburg —, während die nach der allgemeinen Aufteilung, also viel später angelegten Knickwälle fast ausnahmslos Erdwälle sind. Letzteres hat seinen Grund darin, daß bei der massenhaften Knickanlage Steinmaterial sicher nicht in genügender Menge zu haben gewesen wäre, selbst wenn man es hätte anwenden wollen, wahrscheinlich auch in der im Laufe der Zeiten gewonnenen Erfahrung, daß Erdwälle ein besseres Gedeihen des Strauchwerks ermöglichten. Jedenfalls wird jedoch die Zahl der Steinwälle früher größer gewesen sein als jetzt. Seitdem die ehemals fast wertlosen Feldsteine mannigfache Verwendung: zum Pflastern, zu Chausseebauten usw. fanden, und die Nachfrage nach ihnen wuchs, wird mancher Steinwall verschwunden sein.

Erst, als die anfangs kahlen Wälle, um ungehütetes Vieh abzuhalten, bepflanzt wurden, entstanden die eigentlichen Knicke, deren mannigfache Vorteile allmählich erkannt wurden und ihre allgemeine Anwendung veranlaßten. Anfänglich nur zur Einfriedigung der Hofstätten und des dazu gehörigen Kamps dienend, wandte man sie bald zur Begrenzung der Dorfstraßen und Dorfgemarkungen und endlich, besonders seit der Zeit der Aufteilung, zur Einfassung der Koppeln allgemein an. Die Aufteilung des Gemeindelandes begann mit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als die Erkenntnis allgemeiner wurde, daß es mit der bisherigen primitiven Bebauungsweise — auf Winterkorn im

[1]) Vergl. „Landw. Wochenblatt für Schlesw.-Holst.," 43. Jahrg. Nr. 21: Denkschrift Knicke betreffend.

ersten folgte Sommerkorn im zweiten und allgemeiner Weidegang im dritten Jahre — nicht weitergehen konnte. Eine Änderung zum Bessern auf der bisherigen Grundlage, der Landgemeinschaft, war aus verschiedenen Gründen nicht zu erwarten. Das Streben nach Separation wurde immer allgemeiner, die Aufteilung war nicht mehr aufzuhalten und war, wenn auch vielerorts bekämpft und in den einzelnen Landesteilen verschieden rasch vor sich gehend, im Anfang dieses Jahrhunderts im großen und ganzen durchgeführt. Eine Verordnung aus jener Zeit (vom 10. Februar 1767) bestimmt für das Herzogtum Schleswig: [1]) „daß derjenige, der die Separation beantragt habe, auch die Kosten und Unterhaltung der Einhegung allein zu übernehmen habe, bis seine Nachbarn auch dazu schreiten, die sodann, soweit die Koppeln zusammenstoßen, pro rata die Befriedigung mit zu erhalten haben." Nach dem Gesetz vom 19. November 1771 § 1 kann jeder Besitzer, der sein Land für sich zu haben wünscht, verlangen, aus der Gemeinschaft ausgeschieden zu werden, und nach § 2 müssen die übrigen sich fügen, wenn die Hälfte einer Dorfschaft nach Pflug- und Landzahl wegen der Separation einig ist. Wir ersehen daraus, daß auf Antrag Einzelner deren Anteil von dem Gemeindelande abgetrennt werden konnte, und es erscheint uns nur selbstverständlich, daß sie als die Neuerer die Pflicht und sicher auch den Wunsch hatten, ihr nunmehriges Privateigentum durch eine Einfriedigung, für deren Instandhaltung sie selbst zu sorgen hatten, zu schützen. Und so erklärt es sich, wie der Grundsatz allgemeine Geltung erlangen konnte, daß jeder gegen das Vieh seines Nachbarn selber dicht zu machen habe. Denn auch dann, wenn die übrigen Dorfgenossen später seinem Beispiele folgten, nahmen sie die gleiche, jetzt schon gesetzlich festgelegte Verpflichtung gewiß ohne Widerstand auf sich, da ihnen einleuchten mußte, wie die Mühe des Dichtmachens gegen das Vieh des Nachbarn reichlich durch das Ersparen eines Hirten aufgewogen wurde, falls sie selbst Weidegang hatten und dann an ihre Nachbaren die Reihe des Ausbesserns gekommen war. Auch wo die Aufteilung des gesamten Gemeindelandes mit einem Male erfolgte, wurde die Umkoppelung durch Knicke meist unter Annahme jener Grundsätze ausgeführt.

Weitere Verordnungen, wie die vom 26. Januar 1770 für Schleswig und vom 19. November 1771 für Holstein, bestimmen dann noch Näheres über Ausführung und Unterhaltung der Knicke. Unter anderm wird festgesetzt, daß jeder der Nachbarn „nicht allein mit dem Lande, den Kosten und der Arbeit, sondern auch zukünftigen Unterhaltung zur Hälfte zu concurrieren schuldig sein soll." Dies ist nun nicht so zu verstehen, daß jeder seine Seite des Knicks in Ordnung zu machen hat — das hätte besonders wegen der Nutzung des Knickbusches zu vielen Streitigkeiten geführt —, sondern man einigte sich in der Weise, daß man sich den Knick teilte und jeder die Unterhaltung und Nutznießung des ganzen Knicks seiner Hälfte übernahm. Die Grenze der Koppeln verläuft daher selten auf der Mitte der Wallkrone. Wo dies der Fall ist, wie in der Gemeinde Ausacker in Angeln, liegt nachweislich ein Irrtum seitens der fremden, mit den örtlichen Verhältnissen unbekannten Vermesser vor.

In einigen Gegenden unserer Heimat herrscht jedoch, abweichend von dem sonstigen Gewohnheitsrecht, der Grundsatz: „Wer Vieh weidet, muß Vieh hüten"; der Besitzer hat also nicht die Verpflichtung, gegen das Vieh seines Nachbarn dicht zu machen. Abgesehen von dem knickarmen Lande Oldenburg, beschränkt sich dies Gebiet mit abweichender Gewohnheit auf das südliche Holstein, meist auf Distrikte mit vorherrschend leichtem Boden, auf dem die Anlage und Unterhaltung guter Knicke nicht leicht ist. Man unterließ es daher vielfach und ließ das Vieh hüten.

[1]) Vergl. „Landw. Wochenbl. f. Schl.-Holst.", 43. Jahrg. Nr. 21: Denkschrift.

Kinder waren ja früher für diesen Zweck leicht zu haben und werden auch jetzt noch in jenen Gegenden oft dazu benutzt; die dortigen Landschullehrer wissen ein Liedchen davon zu singen. Andernfalls hilft man sich durch Festpflöcken, sogen. Tütern, des Viehes. Selbst da, wo man Knicke hatte oder sie später anlegte, blieb man bei jener Gewohnheit, vielleicht deshalb, weil besonders in den an der Elbe liegenden Gebieten der gehauene Busch zu Strombauten viel begehrt und gut bezahlt wurde, seine Verwendung zum Dichtmachen jedenfalls weniger vorteilhaft war.

Neuerdings mehren sich übrigens auch in dem größeren Teile des Landes, in dem die entgegengesetzte Gewohnheit Geltung hat, die Stimmen, welche dem Grundsatz: „Wer Vieh weidet, muß Vieh ‚hüten" Geltung verschaffen wollen. Die Berechtigung dieser Forderung läßt sich nicht bestreiten. Gewiß hat der vorherrschende Brauch seine Berechtigung gehabt und hat es noch, wo die Dorfgenossen gleiche oder ähnliche Wirtschaftsweise befolgen. Wo aber vom Herkömmlichen abgewichen wird, neue Wirtschaftsmethoden angewandt werden, wie so oft in unserer rasch fortschreitenden Zeit, da ergeben sich bei der bisherigen Praxis mannigfache Mißstände. Wechselt jemand die Fruchtfolge, so muß sein Nachbar vielleicht dicht machen, wenn er eben seinen Knick gehauen hat. Wer Dauerweiden anlegt, nötigt seine Nachbaren zu einer drückend empfundenen Arbeitsleistung, die er selbst nur hin und wieder zu thun braucht, und umgekehrt ergeht es dem, der zur Stallfütterung übergeht. Diese offenbaren Härten und Unbilligkeiten haben zu einer Bewegung in landwirtschaftlichen Kreisen geführt, welche möglicherweise zu allgemeiner Annahme des bisher nur im kleineren Teile des Landes herrschenden Grundsatzes führen kann.

Die Frage, ob Knickanlagen nützlich seien oder nicht, wird jedoch durch diese Streitfrage zunächst nicht berührt, und irgend welche Sorge um das Fortbestehen unserer Knicke braucht man nicht zu haben. Im Gegenteil, wir können ähnlich wie im vorigen Jahrhundert, allerdings durch ganz andere Gründe veranlaßt, eine lebhafte Vermehrung und Ausbreitung der Knickanlagen über bisher knickfreie Landesteile beobachten. Dies ist eine Folge der in den letzten Jahrzehnten so lebhaften Bewegung für die Kultur der waldarmen, sterilen Heideflächen unserer Heimat, veranlaßt durch das Beispiel und die Erfolge, die man im benachbarten Jütland erzielte. Hier womöglich noch mehr als bei uns hatten sich die Folgen der früher geübten schonungslosen Waldverwüstung fühlbar gemacht. Der ehemals die Mitte und den Westen der Cimbrischen Halbinsel bedeckende ausgedehnte Wald hatte allmählich der immer mehr sich ausbreitenden Heide Platz machen müssen. Nur niedrige Eichengestrüppe, mühsam gegen die Westwinde sich behauptend, den Landesbewohnern als „Kratts" bekannt, legen Zeugnis von dem einstmaligen Vorkommen größerer Wälder ab. Etwa im 15. und 16. Jahrhundert mag sich dieser Übergang vollzogen haben. Nicht allein, daß durch diese Umgestaltung der Kulturwert des Bodens oft auf ein Minimum sank, sie war auch verhängnisvoll für das Klima der ganzen Halbinsel, für die Kulturfähigkeit auch des besseren Bodens. Ungehemmt konnten nun die oft rasenden Meereswinde ihre verderbenbringende Thätigkeit ausüben, vor allem indem sie, obgleich reich an Feuchtigkeit, den ungeschützten Boden austrockneten und aus der staubartigen Erde Humus- und Stickstoffgehalt aufzehrten. Der fruchtbare, überdies nicht so waldarme Osten schützte sich durch Knicke; gerade die Landesteile, welche dieses Schutzes am meisten bedurft hätten, entbehrten desselben. Hier setzt nun die Thätigkeit des 1871 gegründeten Heidekulturvereins ein, dessen Bestreben es ist, zunächst durch Aufforstungen des kulturfeindlichen Ödlandes bessere Bedingungen zu erwirken, Wiesenkulturen usw. zu schaffen und durch Knickanlagen das gefährdete Kulturland zu

schützen. Zahlreiche Pflanzvereine und Knickverbände sind durch ihn ins Leben gerufen und haben sich ihm unterstellt; Regierung und Private unterstützen diese Bewegung.

Auf eifrigste tritt im Vereinsblatt des Heidekulturvereins Provinzial-Forstdirektor Emeis für die Knicke ein. Seiner Anleitung zur Herstellung derselben entnehmen wir, daß eine Sohlenbreite von 8 Fuß und bei $3^1/_2$—4 Fuß Höhe eine Kronenbreite von 6 Fuß für die Wallanlage wünschenswert ist. Besonders wichtig ist die Herstellung einer tiefen Mulde auf der Wallkrone, damit die darin wachsenden jungen Pflanzen gegen Wind und Sonne geschützt sind und die Sommerregen aufgefangen und ihnen zugeführt werden. Die Erdmassen werden aus zwei Gruben an den Wallseiten gehoben und die Wallseiten durch Grassoden befestigt. Wo der Boden, wie so oft auf dem Heiderücken, harte Steinschichten oder Ortstein enthält, die dem Eindringen der Wurzeln Widerstand leisten — ein Haupthindernis auch bei der Aufforstung —, da ist es wünschenswert, vor der Wallanlage den Boden unter der Sohle in einem 3 Fuß breiten Streifen zu rajolen. Am häufigsten gepflanzt werden in den Freilagen der holländische Dorn und die noch genügsamere Bergkiefer (Pirus montana v. uncinata), die gegen den Verbiß durch Tiere am meisten geschützt sind; doch empfiehlt Emeis, mehr, als bisher geschehen, andern Knickhölzern, besonders der zähelebigen Eiche Beachtung zu schenken.

Damit ziehen wir die Vegetation der Knicke in den Kreis unserer Betrachtung. Natürlich ist dieselbe in den Gegenden mit Jahrhunderte alter Knickwirtschaft eine viel ursprünglichere als in den neu gewonnenen Lagen, wo man durch die Ungunst der Verhältnisse gezwungen ist, eine besonders scharfe Auswahl zu treffen, und Fremdlinge unserer Flora, wie die Bergkiefer, ausgedehnte Verwendung finden. Deshalb sind diese Knicke vorläufig von unserer Betrachtung ausgeschlossen. (Schluß folgt.)

Eine Plünderung im Jahre 1813.

Von A. Hinz in Kiel.

Es war im Dezember 1813, als Russen, Schweden und deutsche Bundestruppen Holstein besetzten. Bekanntlich waren damals Dänemark und die Elb-Herzogtümer mit Napoleon verbündet. Das mecklenburgische Husaren-Regiment (Oberst v. Estorff) hatte in Bramstedt Quartier genommen. Mehrfach kamen die Soldaten nächtlicherweile nach dem benachbarten Dorfe Hitzhusen und verlangten von den Bauern, daß sie ihre Wertsachen herausgeben sollten. Auf die Beschwerde des Ortsvorstehers Lindemann erklärte der Regiments-Kommandeur, man solle, wenn sich diese Ausschreitungen wiederholen sollten, den Soldaten die Waffen abnehmen und ihm die Schuldigen zur Bestrafung zuführen.

Einige Tage darauf passierte ein Bagagewagen, von einigen wenigen Soldaten begleitet, das Dorf Hitzhusen. Als nun das Sielenzeug eines Pferdes schadhaft wurde, ging ein Soldat in das nahe Haus des Ortsvorstehers und wollte ohne viel Fragens ein Geschirr von der Wand nehmen. Allein da traten der Bauervogt, dessen Knechte und Nachbarn dem Soldaten mit Heugabeln, Piken und Dreschflegeln entgegen und zwangen ihn zur Flucht. In diesem Augenblick kam jedoch die Batterie durch das Dorf. Als der kommandierende Offizier die Situation erkannte, rief er: „Das ist ja der reine Landsturm. Drauf!"

Vor den blanken Säbeln der Soldaten mußten die Bauern schleunigst das Weite suchen; einer derselben schwamm (im Dezember!) durch die Bramau. Der Bauervogt blieb auf dem Hofe stehen und suchte unter Hinweis auf die empfangene

Weisung seine Maßnahmen zu rechtfertigen. Allein seine Gründe drangen nicht durch. Er wurde, wie er ging und stand, an eine Kanone gebunden und mußte auf Holzpantoffeln mit nach dem 2 Stunden entfernten Kellinghusen, wo eine kurze Rast gehalten wurde. Der Gefangene wurde an ein Pferd gebunden und in einem Stalle von Soldaten bewacht.

Nach der eindringlichen Fürsprache des Grafen Rantzau von Breitenburg wurde der Gefangene jedoch wieder freigegeben. Das ganze Dorf sollte die Selbsthilfe büßen. — Der Oberst v. Estorff, welchem der Vorfall mitgeteilt wurde, glaubte in der Plünderung und Einäscherung des Dorfes eine entsprechende Sühne zu finden.

Kniefällig baten der Gutsherr von Bramstedt und die Abgesandten des bedrohten Ortes um Schonung. Vergebens! Die Plünderung wurde angeordnet.

Mit dieser Schreckensnachricht kehrten die Bittsteller eiligst heim. Man suchte die wertvollste Habe schleunigst davon zu schaffen. Mit den Pferden, Wertsachen und Familien-Erbstücken floh man in die umliegenden Dörfer. Frauen und Kinder verbargen sich zum Teil in der eine Viertelstunde entfernten Waldung, in dem sogenannten Seegen. Nur wenige blieben im Dorfe zurück. So wurden sie Augenzeugen der Plünderung. Schränke und Truhen wurden gewaltsam geöffnet und nach Wertsachen durchstöbert. Die Stuben- und Küchengeräte wurden mutwillig zerschlagen.

Bei dem Ortsvorsteher Lindemann wurden die Bett-Inlets zerschnitten. Die Soldaten schütteten die Federn mit dem in Säcken vorgefundenen Korn zugleich auf den Düngerhaufen. Sodann wurden die Pferde kreuz und quer darübergeführt, damit sie beides zerstampften. Sämtliches Vieh des Dorfes aber, soweit es die Bauern nicht mitgenommen hatten, wurde nach Mecklenburg auf das v. Estorffsche Gut getrieben.

Indessen spähten die geflohenen Bauern von den Dachgiebeln der benachbarten Dörfer aus nach dem Heimatdorfe hinüber, ob nicht schon die Flammen auflohten. Die Einäscherung jedoch erfolgte nicht.

Noch heute stehen die Schreckenstage des Dezember 1813 in grausigem Angedenken bei Kindern und Enkeln der damals schwer heimgesuchten Dorfbewohner.

Vor hundert Jahren.

1. Zunft und Handwerker in Schleswig-Holstein zu Ende des vorigen Jahrhunderts.

Wenn man Handwerkern unserer Tage, solchen, die in den gegenwärtigen Verhältnissen erst groß geworden, die sich um die Vergangenheit ihres Handwerks nicht gekümmert haben, davon reden wollte, daß es bei uns hier zu Lande einmal eine Zeit gegeben habe, wo ein Handwerksgeselle, der an seine Zunft eine Beschwerde in unpassenden Ausdrücken richtete, die als Beleidigung aufzufassen waren, deshalb nicht allein sofort ins Zuchthaus abgeführt, sondern auch Amtsmeister zu werden für immer als unfähig erklärt wurde, so würde das jetzt, wo ein solches Vergehen kaum noch als ein solches angesehen und wohl in den meisten Fällen unbestraft bleiben würde, für kaum glaublich gehalten werden.

Und doch liegt diese Zeit noch nicht allzulange hinter uns. Am besten erscheint es mir deshalb, einen in Plakatform erschienenen amtlichen Erlaß des derzeitigen Statthalters, des Prinzen Karl von Hessen, wörtlich hier folgen zu lassen.

„Obschon der 2te §. der allgemeinen Reichs-Constitution vom Jahr 1731 den Handwerks-Gesellen, bei entstehendem Zwist zwischen ihnen und den Meistern, das Schimpfen

des Amts, um sich an demselben zu rächen, bey Gefängniß-, Zuchthaus- oder Festungsbau-Strafe verbietet, hiemit auch die Absicht und der Sinn des 11ten §. der unterm 9ten Febr. 1756 zu Abstellung verschiedener Handwerksmisbräuche in dem Herzogthum Schleswig erlassenen Verordnung übereinkommt; so hat doch die Erfahrung ohnlängst noch gezeiget, daß jene gesetzliche Vorschriften bey vielen, wo nicht ganz in Vergessenheit gerathen sind, doch als solche angesehen werden, mit deren Beobachtung es jetzt wohl nicht mehr so genau genommen werde.

Wie indessen dergleichen gesetz- und ordnungswidrige Auftritte auf keine Weise ohne Nachtheil des Landesobrigkeitlichen Ansehens zugegeben werden können, und es vielmehr nothwendig ist, denselben sofort mit dem erforderlichen Ernst und Nachdruck zuvor zu kommen; so wird Namens Seiner Königl. Majestät und nach Maaßgabe eines von Allerhöchstdenenselben unterm 1sten d. M. Mir ertheilten Auftrages hiemit verordnet:

daß, da die Handwerks-Gesellen, wenn sie auf irgend eine Weise durch die Zunft oder durch die Obrigkeit beschweret zu seyn vermeinen, zu jeder Zeit höhern Orts ihre Klagen anbringen und gerechte und billige Verfügung erwarten können, und mithin die Selbsthülfe des Schimpfens der Zunft, mit der sie in Streit gerathen sind, eine eben so entbehrliche als an sich vermessene und unleidliche Hintenansetzung aller guten Ordnung und übereinstimmender Reichs- und Landesgesetze ist, auf die Unterschreibung eines Schimpf-Briefes, sobald sie zur Gewißheit gebracht worden, die unverzügliche Abführung zum Zuchthause erfolgen solle, und diese Strafe an solchen Frevlern, sie seyn Ausländer oder Landesunterthanen, unabbittlich zu vollziehen sey, sie auch nicht nur bis zum Austrag der Sache im Zuchthause bleiben, sondern ausserdem der Gewinnung des Amtes in den Herzogthümern ꝛc. ꝛc. auf immer unfähig seyn sollen.

Diese Verfügung haben die sämtlichen Stadtobrigkeiten und, in Hinsicht auf die zunftberechtigten Flecken, auch die beykommenden Oberbeamte in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, der Herrschaft Pinneberg und Grafschaft Rantzau genau zu beobachten und, wenn sich der Fall begeben sollte, pünktlich zu befolgen; auch ist selbige unter die Handwerks-Zünfte zu vertheilen und den Gesellen gehörig bekannt zu machen.

Wornach sich denn nunmehro alle und jede, die es angehet, gebührend zu achten haben."

Gegeben Gottorff, den 13ten Junii 1792.

Seiner Königl. Majestät zu Dännemark, Norwegen ꝛc. ꝛc. verordneter Statthalter und General-Gouverneur in den Herzogthümern Schleswig, Holstein, wie auch bestallter Feld-Marschall und commandirender General der Königl. Armeen, des Elephanten-Ordens Ritter ꝛc. ꝛc.

(L. S.) Carl,
Prinz zu Hessen.

Eines Kommentars bedarf dieser Erlaß nicht; zu denken giebt er uns genug, zumal bei dem Vergleiche mit der Gegenwart mit ihren ungeheueren Fortschritten, auch auf sozialem Gebiete, wo aber häufig nicht nur der Geselle, oft genug auch der noch nicht den Jungshosen entwachsene Bursche seinen Meister meistern zu wollen unternehmen darf.

Kiel. Stickel.

2. Rechtsgebräuche im Amte Kiel.

„In Rechtsfällen gilt das sächsische Recht im Amte, insoweit nicht landesherrliche Verfügungen darüber vorhanden sind. In Erbschaftssachen richtet man sich jedoch nach den Neumünsterschen Kirchspielsgebräuchen. Der Amtmann hat in allen Rechtssachen allein die Entscheidung, und der Amtschreiber führt dabei das Protokoll. Diese beiden machen das Gericht aus, vor welchem die Parteien ganz kürzlich, ohne Zulassung von Advokaten, ihre Sachen mündlich anbringen, exipieren, re- und duplizieren, und darauf ihren Bescheid erhalten, insofern kein Vergleich zu treffen ist. Sind die Parteien mit dem Ausspruche nicht zufrieden, so können sie entweder aufs Dinggericht provozieren oder auch das Remedium supplicationis an die Landesregierung ergreifen. Das Dinggericht wird unter dem Vorsitze des Amtmanns von zwei Dingvögten und 32 frommen Holsten, welche zusammen Bauern sind, geheget, wobei der Amtschreiber ebenfalls das Aktuariat führet. Das

Urteil wird aber nur von den Holsten, indem sie allein gehen, ausgesprochen und von den Dingvögten eingebracht. Von dem Ausspruche können die Parteien demnächst noch, wenn sie nicht damit zufrieden sind, an die Landesregierung appellieren. Auch bei diesem Dinggerichte werden keine Advokaten zugelassen, insofern den Parteien solches nicht auf vorher gethanes Ansuchen ausdrücklich von der Landesregierung verstattet wird." Prov.-Ber. 1798, 1. Heft.

Jugend- und Volksspiele.

Von Oberlehrer **W. Peters** in Kiel.

Das Kipseln.

(Kippern, Giffel, Ehl un Pinn, Jipp-Japp, Kliest un Ehl, Klingschlagen, Trippeln, Wipp.)

„Was? Das soll Kipseln sein? Schämt ihr euch nicht? Laßt mich einmal mitspielen!" rief uns jüngeren Knaben ein älterer Spielkamerad zu, als er uns beim Kipselspiel antraf.

Mit großer Freude erinnere ich mich noch jetzt, nach 40 Jahren, dieser Worte und der sich daranschließenden Anregung, welche wir kleineren Spieler dem größeren zu verdanken hatten. Während dieser nämlich sonst nur mit seinen Altersgenossen zu spielen pflegte, ließ er sich eines Tages herab, an unserem Spiele teilzunehmen. Und kaum hatte dann einer der Schläger das Spiel begonnen, kaum flog der kleinere der dabei benutzten zwei Stöcke aus dem Male hinaus, als jener schon mit raschem Blicke den heranfliegenden Stock als einen ziemlich flach gehenden erkannt hatte, demselben eilends entgegenlief und ihn mit dem Fuße fast bis an das Mal zurückstieß, um sodann, selber nachspringend, ihn aufzuheben und den aufs Mal gelegten größeren Stock mit demselben abzuwerfen. Hierdurch war der erste Schläger unschädlich gemacht, der zweite folgte. Diesmal ging der kleine Stock hoch durch die Luft und weit über unsern älteren Freund hinweg. Aber einige schnelle Sätze rückwärts, sowie ein mächtiger Sprung in die Luft hinauf ließen ihn den Stock gleichsam im Fluge doch noch erhaschen. Ja! Das war Kipseln! Noch heute sehe ich ihn vor mir mit seinem blondwallenden Lockenhaar und seinen gesundheitstrotzenden Wangen, mit seinem ebenmäßigen Körperbau und seinen kraftvoll geschmeidigen Bewegungen. Der verstand zu spielen, und die blanke Freude am Spiel leuchtete ihm aus den Augen.

Über dieses in Schleswig-Holstein sehr weit verbreitete Spiel giebt Gutsmuths, „Unterhaltungen und Spiele der Familie zu Tannenberg," 2. Ausgabe, Frankfurt a. M. 1809, S. 248 eine aus Dänemark stammende Beschreibung. Er nennt das Spiel „Springhölzchen" oder „Pind" (sprich „Pinn," dänisch = Pflock); dasselbe hat zwei Spielgänge.

Handelmann, „Volks- und Kinder-Spiele, Kiel 1862," bringt über dasselbe Spiel eine Mitteilung von J. Diermissen aus Utersen. Nach dieser schnellt der Inhaber eines gegrabenen Loches mit einem größeren Stabe, der „Elle," einen kleineren Stock von dem Loche hinweg. Dem Gegner liegt es ob, diesen Stock aufzunehmen und mit demselben den inzwischen über das Loch gelegten größeren Stab des Spielenden zu treffen. Nach diesem ersten Gange des Spiels, dem „Auswerfen," folgt das „Ausschlagen," sodann das „Wippwipp," bei welchem letzteren der kleinere Stock zweimal getroffen werden muß. Der Gegner zählt zehn Punkte für sich, wenn er bei dem ersten oder zweiten Gange den kleineren Stock fängt. Der Spieler bekommt im zweiten Gange zehn Punkte für jede Elle Mal-Abstand des bei der Malverteidigung zurückgeschlagenen kleineren Stockes, außerdem zehn Punkte für jeden Doppeltreffer des dritten Ganges. Ein Platzwechsel der Spielenden tritt ein, wenn beim ersten Gange der Gegner mit dem kleineren Stocke die auf das Loch gelegte Elle trifft, ebenso wenn der Gegner beim zweiten Gange trotz der Abwehr des Spielers den kleineren Stock unmittelbar an das Mal wirft, endlich wenn der Spieler beim dritten Gange nicht richtig schlägt. Sieger ist, wer zuerst eine im voraus bestimmte Anzahl von Punkten erreicht. Der Besiegte wird durch ein einmaliges „Tapplaufen," d. h. durch Hinken bestraft, wobei er, ohne Atem zu holen, „Tapp! Tapp!" sagen muß, bis er von dem Punkte, wohin der kleinere Stock von dem Sieger hinausgetrieben worden ist, an das Mal gehinkt ist. Der Besiegte darf bestimmen, ob der Sieger für das Tapplaufen den kleineren Stock nach Art des ersten, des zweiten oder des dritten Ganges hinausbefördern soll.

Über eben dieses Spiel hat Herr Rektor M. Kleemann in Kiel eine Darstellung eingesandt, welche derjenigen des Herrn Diermissen darin ähnlich ist, daß bei beiden nur von zwei Mitspielern die Rede ist. In den Einzelheiten weichen indessen die beiden Beschreibungen wesentlich von einander ab. Die klare und übersichtliche Beschreibung des Herrn Kleemann erlaube ich mir, den Lesern wörtlich vorzuführen.

„Das Kipple-Kipp-Spiel.

„Zu diesem Spiel macht man ein kleines Loch in den Erdboden. Dasselbe kann durch zwei in kleiner Entfernung von einander aufgestellte Ziegelsteine ersetzt werden. Ferner sind zwei Stöcke nötig, ein kleinerer von etwa 30 cm und ein größerer von etwa 80 cm Länge.

„Das Spiel besteht aus 3 Gängen. Bei dem 1. Gang wird von dem einen der beiden Spieler der kleine Stock quer über das Loch gelegt, mit dem langen Stock dahintergefaßt und so der kleinere fortgeschleudert. Dann wird der längere Stock auf das Loch gelegt. Der Gegner wirft nun von der Stelle, bis zu welcher der kleinere Stock geflogen ist, nach dem Loche hin und versucht, den niedergelegten Stock zu treffen. Gelingt ihm dieses, so kommt er ans Spiel und beginnt seinerseits mit dem ersten Gange. Gelingt es ihm nicht, so beginnt der Spieler den zweiten Gang. Derselbe nimmt hierbei den kleinen Stock in die eine Hand, den größeren in die andere und bringt dann den kleineren vermittelst eines kräftigen Schlages in eine möglichst weite Entfernung. Der Gegner wirft den Stock zurück. Gelingt es ihm, den Stock so nahe an das Mal zu bringen, daß keine Elle (Länge des größeren Stockes) gemessen werden kann, so kommt er ans Spiel. Dies kommt jedoch so leicht nicht vor, da dem Spielenden gestattet ist, den heranfliegenden Stock, so lange er noch nicht die Erde berührt, zurückzuschlagen. Jetzt wird die Entfernung des Stockes von dem Loch durch den längeren Stock, die Elle, gemessen. Die so erhaltene Anzahl Ellen gehört dem Spieler.

„Nun folgt der 3. Gang. Der Spieler hält den kleinen Stock in der linken Hand, bringt ihn durch einen leichten Schlag mit dem anderen Stock etwas in die Höhe und giebt dem jetzt freischwebenden Stock noch einen zweiten, aber derben Schlag, sodaß er möglichst weit davonfliegt. Die Entfernung desselben vom Loche wird wieder nach Ellen gemessen. Diese werden den schon vorher erworbenen zugezählt. Versteht der Spieler es, den Stock beim Wegschlagen dreimal zu treffen, so darf er den kleineren Stock als Elle benutzen.

„Ein ungeschickter Spieler schlägt im 3. Gange beim zweiten Schlage leicht vorbei. Passiert ihm solches 3mal, so ist er vom Spiel. Ist dies nicht eingetroffen, so setzt er das Spiel mit dem 1. Gange fort. Dies geht so weiter, bis er nach den angeführten Bedingungen dem Gegner Platz machen muß. Wer am Schlusse die meisten Ellen hat, hat gewonnen.

„Dieses Spiel wurde zur Zeit meiner Kindheit in meinem Heimatdorfe Heiligenstedten bei Itzehoe viel gespielt. Da, wo mein Elternhaus sich befindet, stehen die Häuser etwas von einander entfernt. Wir Kinder waren deswegen selten in größerer Zahl zusammen. Demgemäß spielten wir am häufigsten solche Spiele, zu denen wir am leichtesten vollzählig waren. Das beliebteste Spiel zu zweien war entschieden das Kipple-Kipp-Spiel. Daß der Name des Spiels von mir ganz richtig wiedergegeben ist, will ich nicht behaupten. Dem Klange nach ist er mir so in der Erinnerung. Doch das wird gewiß ein freundlicher Leser richtigstellen können, da das Spiel jedenfalls weitere Verbreitung hat."

Verwickelter wird das Spiel, wenn mehrere Mitspieler auf jeder Seite an demseben teilnehmen. Über diese Form des Spiels liegen mir zwei Darstellungen vor, nämlich eine aus Kleinsee bei Bergenhusen in Stapelholm und eine aus Windbergen. Die erstere stammt von Herrn Lehrer Heinrich Carstens in Dahrenwurt bei Lunden und ist schon im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Jahrgang 1882 (VIII), S. 104 bis 105, abgedruckt. Da ich auf die Einzelheiten dieser Darstellung, welche eine Fülle des interessantesten Stoffes enthält, noch zurückkomme, so verweise ich hier nur auf das schon genannte Jahrbuch und lasse an dieser Stelle die Beschreibung des Herrn J. Schwarz in Windbergen folgen. Zur schärferen Unterscheidung der beiden Spielparteien habe ich mir erlaubt, in seiner Darstellung die Spieler der einen Partei mit Nr. 1, Nr. 2 usw., die der anderen Partei mit Nr. I, Nr. II usw. zu bezeichnen.

„Das Kispelspiel.

„Dieses bei Knaben und Mädchen beliebte Spiel wird im Frühling und Sommer gespielt, sowohl in den Schulpausen als auch an freien Nachmittagen und nach dem Abendbrot.

„Zum Spielplatz eignet sich ein geebneter, freier, hartgetretener Platz, die Dorfstraße, im Notfalle auch ein Rasen. Geräte sind zwei gerade Stäbe von 20 und 60 cm Länge. Die Zahl der Mitspieler ist beliebig. Man teilt sich in zwei Gruppen. Ist eine ungerade Zahl Spieler vorhanden, z. B. 7, so stellen sich die drei besten Spieler „unten," die übrigen vier „oben." An einer passenden Stelle wird eine längliche Vertiefung, „Loch," in den Erdboden gemacht. In ca. 1 m Entfernung vor dem Loch wird ein Strich gezogen, „Fir" (?) oder „Malsch." Der kleine Stock wird quer über das Loch gelegt. Nr. 1 schiebt den größeren Stock unter den kleineren und schleudert ihn kräftig

der anderen Partei zu. Ergreift ihn einer — etwa Nr. I — von dieser Partei, d. h. fängt er ihn, so darf er sich 100 „Ellen" anrechnen, oder Nr. 1 ist „ab." Kommt der kleinere Stock zur Erde, so legt Nr. 1 den größeren Stock quer über das Loch, und derjenige der Gegenpartei, der den kleinen Stock zuerst aufhebt — etwa Nr. II — wirft ihn nach dem langen Stock. Trifft er ihn, so ist Nr. 1 „ab," und Nr 2 tritt ein. Hat Nr. II den großen Stab nicht getroffen, so hält Nr. 1 den kleinen Stab mit der Linken und sucht ihn mit dem großen Stab in der Rechten möglichst weit nach der Richtung der Gegenpartei hinzuschlagen. Wird er gefangen, z. B. von Nr. III, so zählt dieser 100 Ellen für sich, oder Nr. 1 ist „ab." Geschieht dieses nicht, so versucht Nr. III, den kleinen Stock möglichst dicht an das Loch zu werfen.

„Nr. 1 hat sein Augenmerk darauf zu richten, den zugeworfenen kleinen Stock in der entgegengesetzten Richtung wegzuschlagen. Von dem so erreichten Punkte wird nun bis zum Loch nach Ellen gemessen. Zum dritten faßt Nr. 1 den kleinen Stock mit der Linken und sucht ihn mit dem großen Stocke zwei-, drei-, viermal in die Höhe und beim letzten Schlage möglichst weit zu schlagen. Trifft er ihn nur einmal, so darf er nochmals seine Kunst üben und beim Mißlingen noch einmal. Fällt der kleine Stock nach zweimaligem Anschlagen so dicht beim Loche nieder, daß die Entfernung keine Elle mißt, so ist Nr. 1 „ab." Sonst wird gemessen vom kleinen Stock bis zum Loche: bei zweimaligem Treffen 1, 2, 3 . . ., bei dreimaligem 5, 10, 15 . . ., bei viermaligem 10, 20, 30 usw. Jeder Mitspieler muß die Summe seiner Ellen sich merken. Jede Partei summiert die Ellen. Gespielt wird bis 500, 1000 Ellen. Jetzt folgt die Bestrafung der Besiegten. Die Sieger stehen „oben." Einer von diesen, Nr. 1, schlägt den kleinen Stock weg. Ein Besiegter muß den Stock in den Mund oder in die Hand nehmen und so nach dem Loche hinken, während der Schläger ihn mit seinem Stocke auf den Rücken schlägt: Dies nennt man „Tipptapplausen." — Das Schlagen mit dem Stocke heißt „päpern." — Nach diesem kommen auch die anderen Verlierer mit dem Tipptapplausen an die Reihe. Soll noch einmal gespielt werden, so wechseln die Parteien, und Nr. I beginnt das Spiel."

Zu diesen Darstellungen füge ich nun zunächst hinzu, wie das Spiel in der Stadt Schleswig vor 40 Jahren gespielt wurde. Wir nannten es „Kipslekips" oder „Kipseln." Auch hier waren zwei Parteien mit einer beliebig großen Zahl von Mitspielern, jedoch nahm man nicht gerne mehr als 4—5 auf jeder Seite. Auch hier hatte man drei Gänge des Spiels. Beim dritten Gange jedoch kannten wir nur ein zweimaliges, nicht ein drei- oder mehrmaliges Treffen des kleineren Stockes. „Ab" war jeder Spieler, welcher in irgend einem Gange den kleineren Stock dreimal vergebens von dem Male zu entfernen versucht hatte; „ab" war ferner jeder Spieler, wenn bei irgend einem Gange der kleinere Stock von einem Gegner gefangen wurde, und endlich auch, wenn einer der Gegner den kleineren Stock so nahe ans Mal warf, daß er beim ersten Spielgange den über das Mal gelegten größeren Stock berührte oder beim zweiten Gange auf weniger als Ellenweite ans Mal geworfen wurde. Beim dritten Gange kannten wir keine andere Messung als beim zweiten Gange; es wurde stets mit dem größeren Stabe gemessen, und die Zählung lautete immer: „10, 20, 30 .... Ellen." Der zweite Spieler zählte von den durch den ersten Spieler erworbenen Punkten weiter, sodaß nur die zuletzt erreichte Zahl der Partei behalten zu werden brauchte. Die Bestrafung geschah ebenfalls durch Hinken. Ein Sieger nach dem andern ließ jeden Gegner in den drei Gängen des Spiels vom Male bis zum hinausbeförderten kleinen Stocke, welchen jener holen mußte, hinaushinken. Er begleitete ihn und durfte den Hinkenden, wenn derselbe stillstand oder sich auf beiden Füßen fortbewegte, mit dem größeren Stocke schlagen. An der Stelle, wo der kleinere Stock lag, war ein Ruhemal, gleichsam ein Asyl. Von hier mußte der Gegner wieder zurückhinken. Nicht selten kam es vor, daß ein guter Läufer während des Hinkens blitzschnell davonlief. Er bekam dann höchstens einen einzigen Schlag — „einen auf die Reise" —, konnte sich aber auf diese Weise vom Hinken nach dem nächsten Ruhemal befreien. Jeder der Sieger hatte das Recht, jeden Besiegten auf die beschriebene Weise zu bestrafen. Bei einer größeren Zahl von Mitspielern wurde indes — was zulässig war — manchem die Strafe erlassen, weil das etwa neu zu beginnende Spiel keine Verzögerung erleiden sollte. (Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

Innungen und Zünfte in Husum. Ein Beitrag zur Geschichte des Orts von M. Voß. Husum im Selbstverlag des Verfassers. 1896. Preis 1,50 M. — Schon längere Zeit war es meine Absicht, ein empfehlendes Wort über dies inhaltsreiche Büchlein in der „Heimat" zu sagen; behandelt es doch einen Gegenstand unseres städtischen Lebens, der für alle Kreise von Interesse ist.

Über die Geschichte der Innungen und Zünfte unseres Landes liegen bis jetzt noch wenige archivalische Forschungen vor, so daß jeder neue Beitrag mit Freuden zu begrüßen ist. Zu den Darstellungen von Sach, Dethlessen, Kinder und Ehrenberg tritt nun der Beitrag von Voß über die Entwicklung des Gewerbes in Husum hinzu. Was der Verfasser giebt, beruht auf zuverlässiger Durchforschung der Zunftrollen, der Amtsrechnungen, des Stadtarchivs und anderen Quellenmaterials.

Den Hauptinhalt der Darstellung bilden die rechtlichen, gewerblichen und sozialen Verhältnisse in den einzelnen Innungen. Dabei fallen interessante Schlaglichter auf Brauch und Sitte jener Zeiten, auf die Befangenheit und Vorurteile in jenen bürgerlichen Kreisen, die zu einem Kampfe zwischen Zünften und Magistrat und sogar zu einer Gesellenrevolte führen.

Als älteste Innungen ergeben sich die 4 Ämter. Zu diesen gehören 1. die Schuster und Pantoffelmacher; 2. die Schmiede (Klein-, Büchsen-, Messerschmiede, Schlosser usw.); 3. die Schneider und Überscherer; 4. die Bäcker. Ihre Beliebungen oder Zunftsatzungen werden auf S. 46—96 eingehend dargestellt, nachdem im Anschluß an ihre erste Erwähnung S. 6 das allgemeine Formenwesen in den Verhandlungen (Morgensprachen), die Bestimmungen über Lehr- und Wanderzeit usw. dargestellt worden sind.

Außer den 4 Ämtern kommen noch folgende Innungen vor: das Barbieramt, die Apotheker, Bodtker (Böttcher), Seiler, Kürschner, Hutmacher, Glaser, Glockengießer, Gold- und Silberschmiede und einige andere von geringer Bedeutung, wie Töpfer, Zinngießer usw. Die Schlachter vereinigen sich erst 1841 zu einer Innung.

Die wichtigste Innung ist die der „Snitker." Diese Innung wird sehr eingehend behandelt. Daß der Verfasser dabei auch den Lebensverhältnissen des Hans Brüggemann, des größten Meisters dieser Kunst, nachgeforscht hat, ist selbstverständlich. Aber das Ergebnis ist nur ein negatives; es ist nicht der mindeste Anhalt von ihm gefunden worden, woraus gefolgert werden könnte, daß Brüggemann ein Husumer Kind ist. Herkommen und Ausbildung des Künstlers sind und bleiben nach diesem Ergebnis in Dunkel gehüllt.

Das Büchlein sollte in Handwerkerkreisen zahlreiche Leser finden, damit unsere Meister die Entwicklung des Gewerbes mit geschichtlichem Blick ansehen lernen. Die Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung des Handwerks und seiner Betriebsformen macht den Blick und das Urteil freier. Daß noch so manche nach den gebundenen Formen der Zunft sich zurücksehnen, wie Israel in der Wüste nach den Fleischtöpfen Ägyptens, erklärt sich daraus, daß sie die vermeintlich „alte, gute Zeit" nicht im klaren Licht der Geschichte, sondern durch den trüben Nebel unklarer Vorstellungen von den Verhältnissen jener Tage erkennen. Daß bei den jetzigen Verkehrs- und Betriebsformen die Gebundenheit des Gewerbes der Zunftzeit nicht mehr möglich ist, wird wohl jeder erkennen können.

An zwei Stellen des Buches wird darauf hingewiesen, was wieder zu erstreben ist und was wieder erreicht werden kann. Das ist für unsere Heimat die Pflege von Kunstfertigkeit und Kunstgeschicklichkeit, die einst hier heimisch gewesen sind. Diesen einst hier blühenden Gewerbszweigen wendet sich die Darstellung mit besonderer Liebe zu. Ich meine die Webearbeit und Knüpfarbeit, deren Technik neuerdings wieder ins Leben gerufen worden ist. Außer diesen Textilarbeiten, die als Hausindustrie wie als Gewerbe betrieben worden sind, ist die Holzschnitzerei eine einheimische Kunst gewesen, deren Neubelebung Gegenstand ernster Bemühung werden muß. Auch dazu regt die Darstellung an; sie hat also nicht bloß ein archäologisches Interesse, daß sie uns zeigt, was und wie es gewesen ist; sie weist auch darauf hin, was und wie es wieder werden kann und werden muß. Deshalb verdient die Schrift, daß sie über das Gewerbe hinaus in die weitesten Kreise dringe, dort Beachtung finde und das Streben wecke, verloren gegangene Kunstfertigkeit, zu welcher unser Volk unleugbares natürliches Geschick besitzt, neu wieder zu beleben.

J. F. Ahrens in Kiel.

Im Laufe dieses Jahres wird ein Werk erscheinen, betitelt: Schwansen, historisch und topographisch beschrieben von Chr. Kock, Lehrer in Bohnert. Der Inhalt wird folgender sein: 1. In grauer Vorzeit. 2. Die Neubesiedelung des Landes. 3. Das Hardewesen. 4. Die wichtigsten Begebenheiten von der Neubesiedelung bis zur Reformation. 5. Im Zeitalter der Reformation. 6. Hexen und Hexenprozesse. 7. Kriegsdrangsale im 17. Jahrhundert (1627—29, 1643—45, 1657—60). 8. Die Feldmarkverfassung und die Leibeigenschaft. 9. Das Leben im Bauernhause im 17. und 18. Jahrhundert. 10. Das 19. Jahrhundert. 11. Unsere Kirchen (Borby, Eckernförde, Kosel, Rieseby, Karby, Sieseby, Waabs). 12. Unsere Schulen. 13. Topographie (Beschreibung und Geschichte sämtlicher Ortschaften, Güter, Dörfer und Einzelstellen in Schwansen). 14. Anhang (Urkunden und Beilagen). — Das Buch wird einen Umfang von 12—15 Bogen mittel 8° haben; der Preis wird bei Vorausbestellung für das gebundene Exemplar 3 M., ungebunden 2,70 M. betragen, die Zusendung erfolgt portofrei. Der Verfasser und Lehrer Jessen in Eckernförde nehmen Bestellungen entgegen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 9. September 1898.

Aus alten und ältesten Zeiten.

Von J. Mestorf in Kiel.

V.

(Schluß.)

Einen wichtigen Fortschritt in der germanischen Cultur bildet die Erfindung einer nationalen Schrift, der Stabschrift, die, nach den Forschungen der Runologen, in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bei einem südgermanischen Stamm, der mit einem klassischen Volke Berührung hatte, entstanden ist. Diese ältere Runenschrift war Gemeingut aller Germanen. Wir kennen sie aus kurzen Inschriften auf Schmuck und Geräth, bei den Nordgermanen auch auf Denksteinen. Im Süden wurde sie bald von der römischen Schrift verdrängt. Bei den Skandinaven erfuhr sie eine weitere Entwicklung und Umbildung (jüngere Runen) und behauptete sich dort neben der römischen oder lateinischen Schrift bis ins Mittelalter, ja, man kann sagen, daß sie dort, wenngleich nicht im schriftlichen Verkehr üblich, doch niemals ganz in Vergessenheit gerieth. In Holstein sind uns nur einige Goldbracteaten mit älterer Runenschrift bekannt, die leider, obwohl ihre Fundgeschichte sicher, z. Th. verschollen sind. Aus Schleswig besitzen wir dieser Schriftproben mehrere (Fig. 14 u. 19). An den jüngeren Runen hat Holstein nicht Theil gehabt, ihre Südgrenze ist durch die Runensteine an der Schlei bezeichnet.

Fig. 19.
Goldbracteat mit Runen.

Die Frage nach dem Namen der derzeitigen Bewohner unserer Heimath steht offen. Erinnert das Inventar der Gräber von Borgstedt,[1]) das auf eine reichbegüterte, vornehme Einwohnerschaft hinweist, an die Sage von Wermund, dem blinden König der Angeln, dessen Burg am nördlichen Eiderufer lag, und der von dem jenseits der Eider wohnenden Fürsten der Myrginger zum Zweikampf um sein Reich herausgefordert wurde, so liegt darin eine Andeutung, daß südlich der Eider damals die Myrginger saßen, von denen auch Müllenhoff an-

[1]) Das bei Rendsburg gelegene Borgstedt war ehemals Domanialgut.

nimmt, daß sie das nördliche Holstein inne hatten. Aber, gleichviel wes Namens die verschiedenen Stämme waren, sie werden mit einander zu der großen Völkergemeinschaft gehört haben, die später in den Gesamtnamen Sachsen zusammengefaßt wurde.

Die Geschichte berichtet, daß von Holstein ausziehende Sachsen auf ihren Heerfahrten bis nach Frankreich und die Loire hinauf drangen mit Feuer und Schwert, mordend und raubend, bis sie nach längerem oder kürzerem Aufenthalt beutebeladen heimsegelten. Zu diesen kriegslustigen kühnen Abenteurern mögen auch die alten Bordesholmer gehört haben, deren Andenken längst der Vergessenheit anheim gefallen war, aber jetzt mit dem Inhalt ihrer Gräber zu Tage tritt.

Auch in Schleswig treten uns die Namen verschiedener Volksstämme entgegen. Berechtigt dürfte die Aeußerung sein, daß zu der Zeit, die hier ins Auge gefaßt worden, die Dänen ihre Wohnsitze noch nicht so weit nach Süden ausgedehnt hatten, wie dies einige Jahrhunderte später der Fall war.

Bis zum 6. Jahrhundert konnten wir das Fortschreiten der heimischen Cultur verfolgen; da sehen wir uns gehemmt, weil wir die Gräber nicht kennen, die uns bisher das Material zu unseren Forschungen lieferten. Muthmaßlich sind es Skeletgräber, die tief im Boden liegen und sich deshalb den Augen leicht entziehen, zumal unser Erdreich für die Conservirung der Knochen sehr ungünstig ist. Auch etwaige Beigaben sind, wenn sie nicht durch ihre Größe oder sonstige Beschaffenheit auffallen, in der feuchten Erde leicht übersehen. Wir sind hier, wie in so manchen Fällen, auf die Hülfe unserer Grundbesitzer angewiesen, von denen wir erbitten, daß sie ihre Arbeiter anweisen, auf alles, „was nicht im Boden gewachsen ist," wohl zu achten und auch das scheinbar geringste nicht zu zerstören, sondern ihren Herren abzuliefern.

In der Völkerwanderungszeit erkannten wir schon germanische Fortbildung auf der Grundlage klassischer Formen, in den Gräbern der karolingischen Zeit ist ein fränkischer Einfluß unverkennbar. Etliche Gräber aus dieser Periode sind in Holstein aufgedeckt. Mit der christlichen Lehre brachten die Franken christliche Begräbnißformen. Die Gräber bei Immenstedt,[1]) Frestedt, Vaale, Bendorf ꝛc. stammen aus dieser Zeit. Es sind Skeletgräber, unseren heutigen ähnlich, doch sind Männer und Frauen noch mit Beigaben an Waffen, Schmuck und Geräth ausgestattet. Die sichere Zeitstellung dieser Gräber verdanken wir einem Funde bei Schenefeld. Dort hatten einst die Franken, die einen Ueberfall seitens der Holsten

[1]) Eine ausführliche Beschreibung der Immenstedter Gräber brachte das 1. Heft der Mittheilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein. — Vgl. auch Zeitschr. für Schlesw.-Holst.-Lauenburgische Geschichte Bd. XVI S. 411—424.

befürchten mochten, schleunigst einen Ringwall um einen Grabhügel aus älterer Zeit aufgeworfen. Zwischen Wall und Hügel gefundene Bruchstücke eiserner Waffen lassen vermuthen, daß in der That Kämpfe dort stattgefunden haben. Außer zerbrochenen Schwertern, Speeren, fränkischen Aexten, Steigbügeln u. s. w. kamen Scherben eines irdenen Kruges von rheinischem Fabrikat zu Tage und in der Nähe derselben umher zerstreut 90 kleine Silbermünzen von Karl dem Großen, einige Fragmente von Barrensilber, silbernen Ringen und einige Perlen. Dieser kleine Silberschatz war offenbar in dem irdenen Kruge vergraben worden, dieser war zerdrückt, und die Münzen wurden vielleicht durch Regengüsse weggespült und verschüttet. Der Bestand des Schatzes hat für uns ein doppeltes Interesse. Einestheils ermöglicht er die Zeitstellung des Waffenfundes am Krinkberg und zugleich der Gräber von Immenstedt, Frestedt u. s. w.; anderntheils veranschaulicht er den Cassenbestand eines derzeitigen Holsten: der Franke zahlte mit geprägten Münzen, der Holste mit sogen. Hacksilber, welches auch ferner Zahlungsmittel hier im Lande blieb, da der Münzverkehr erst um Jahrhunderte später bei uns eintritt.

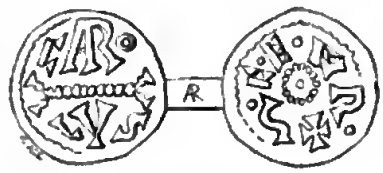


Fig. 20.
Silberner Denar
Karls des Großen.

Die eigentliche Zeit der Hacksilberfunde ist das 10. bis ins 11. Jahrhundert. Bei uns scheinen sie etwas weiter zurückzureichen. Hacksilber nennt man zerstückelte und zerhackte Silbermünzen, Barren und Schmuck, die in Ländern, die noch keine eigenen Münzen besaßen und wo das fremde Geld noch keinen conventionellen Werth hatte, als Zahlungsmittel dienten. Werthmesser war das Gewicht. War ein ganzer Ring, eine Kette, eine Münze zu viel, so wurde so viel davon abgeschlagen, wie man brauchte. Häuften die kleinen Silberstücke sich dermaßen, daß sie dem Besitzer unbequem wurden, da schmolz er sie ein zu Barren, die dann dieselbe Behandlung erfuhren; ebenso die prächtigen Hals- und Armringe, Ketten und feinen Filigranarbeiten von orientalischer, z. Th. wohl auch südslavischer Arbeit, die sich in den Ostseeländern großer Beliebtheit erfreuten und sich auch bei uns Jahrhunderte in Nachbildungen erhielten, und bis vor einigen Jahrzehnten eine reizvolle Zier unserer volksthümlichen Kleidertracht bildeten. Dieses Hacksilber wurde uns durch einen Handelsverkehr gebracht, der sich vom Caspi-See die Wolga hinauf, durch die sarmatische und baltische Tiefebene bis an die Ostsee bewegte und die Küste entlang bis an die Elbe erstreckte. Es wird dies hauptsächlich ein Handel von Volk zu Volk gewesen sein, doch berichtet Adam von Bremen, daß Araber und Griechen als Handelsleute an die Ostsee kamen, und beachtenswerth ist es, daß bei uns die Hacksilberfunde sich um die beiden weitberühmten Handelsplätze Oldenburg und Hedeby gruppieren. Daß diese Schatzfunde in den Ländern, die von dem orientalisch-baltischen Handel berührt worden, so zahlreich zu

Tage kommen, erklärt sich daraus, daß man zu einer Zeit, wo es keine Bankhäuser und keine feuer- und diebesfesten Geldschränke gab, seine Schätze der Mutter Erde anzuvertrauen, d. h. zu vergraben pflegte. Wie oft dann die Inhaber solcher Schätze daran gehindert worden, sie wieder zu heben und den Genuß davon zu haben, lehrt uns die staunenswerthe Menge der Silberfunde.

Der Fund vom Krinkberg, der zu obigem Excurs über das Hacksilber Veranlassung gab, bestätigte die Zeitstellung der Gräber von Immenstedt, Frestedt u. a. ins Ende des 8. und den Anfang des 9. Jahrhunderts. Diese Gräber verrathen christlichen Einfluß, womit jedoch nicht gesagt ist, daß die dort zur Ruhe gebetteten Immenstedter schon Christen waren. Der fromme Brauch, die Todten mit Waffen, Schmuck und Geräth, Speise und Trank auszustatten, verschwindet allmälig, und damit versiegt die Quelle, aus der wir die Kunde von dem Leben und Treiben unserer Vorfahren schöpfen. In Schleswig dauert die heidnische Bestattungsweise noch lange fort, länger noch in Dänemark und auf der scandinavischen Halbinsel.

Mit der Einführung der christlichen Lehre treten wir ein in die geschichtliche Zeit. Aber die historischen Urkunden berichten über das Culturleben in unserer Heimath äußerst wenig, und jedenfalls dürfte das sachliche Material, mit dem der Prähistoriker arbeitet, zuverlässiger sein, als die handschriftlichen Quellen, die auf subjectiver Auffassung und Darstellung beruhen, nicht selten unrichtig interpretirt, falsch copirt und mißverstanden sind. Es ist deshalb als Gewinn zu betrachten, daß man nunmehr auch in Kreisen, wo man die Wichtigkeit des sachlichen Materials unterschätzte, die Bedeutung und den Werth desselben für ernste Forschung anzuerkennen begonnen hat.

Unsere Knicke und ihre Pflanzenwelt.

Von **F. Erichsen** in Hamburg.

II.

Unzweifelhaft ist die Pflanzenwelt, welche wir in den Knicken des Ostens antreffen, eine einheimische, und wir dürfen annehmen, daß sie in engster Beziehung zu derjenigen stehen wird, die ehemals das jetzige Kulturland bedeckte. Wir wissen aber mit Bestimmtheit, daß früher, d. h. in geschichtlicher Zeit, unsere Heimat mit ausgedehnten Laubwäldern bedeckt war. Ein Eichhörnchen soll, so erzählt ein alter Chronist, von der Königsau bis an die Elbe von Zweig zu Zweig haben wandern können, ohne den Erdboden zu berühren. Durch Rodungen wurde immer mehr Erdboden in Ackerland verwandelt. Auch das Vieh, weniger die Schweine, welche früher in großer Zahl zur Eichel- und Bucheckernmast in die Wälder getrieben wurden, als vielmehr das Rindvieh, das den jungen Nachwuchs nicht aufkommen ließ, mag zum Rückgang des Waldes nicht unwesentlich beigetragen haben. Da fand denn ein Teil der Pflanzenwelt

des schwindenden Waldes in den Knicken eine neue Heimat. Später immer wieder, besonders nach der Aufteilung des Gemeindelandes fand eine Besiedelung der Knicke mit Waldpflanzen statt und findet heute noch statt, wo es gilt, eine Lücke im Knick zu schließen oder einen neuen Knick anzulegen. So viel ich weiß, pflegte man früher für Knick- und Heckenanlagen keine in Baumschulen gezogenen Pflanzen zu benutzen. Dies geschah erst in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, z. B. mit dem Dorn. Die mancherorts übliche Bezeichnung: „Hamburger Dorn" läßt erkennen, von wo dieser Fortschritt ausging. Als mein in Christelhöhe bei Satrup in Angeln wohnender Großvater im Winter des Jahres 1840 einen Knick anlegte, ließ er durch einen Arbeitsmann mit Erlaubnis des Oberförsters im Walde Pflanzen stechen, welche mit 7 ß fürs Hundert bezahlt wurden. Und wie er es machte, thaten's andere auch, damals und sicher noch jetzt. Zu den absichtlich verpflanzten Gesträuchen, deren Artenzahl sehr gering ist — Hainbuche, Weißdorn und Hasel überwiegen weitaus —, gesellte sich dann bald eine große Menge ebenfalls dem Walde entstammender ungebetener Gäste, froh, eine ihnen zusagende Zufluchtsstätte gefunden zu haben.

In der That zeigt ein Vergleich unserer Knick- und Waldflora eine große Übereinstimmung, und die vorhandenen Verschiedenheiten erklären sich aus abweichenden Wachstumsbedingungen. Freilich eignet sich unser heutiger Kulturwald nicht sonderlich zum Vergleiche, da die moderne Forstkultur seinen Charakter wesentlich verändert hat. Von vornherein müssen wir die jetzt häufiger vorkommenden Nadelwälder beim Vergleich ausschließen, da sie nicht einheimisch, sondern größtenteils erst in den letzten 100 Jahren angepflanzt worden sind. Von ihnen abgesehen, haben unsere heutigen Wälder im östlichen Schleswig-Holstein fast immer reine, dichte Buchenbestände, die rationell aus Samen gezogen werden und infolge ihrer intensiven Beschattung nur weniges und kümmerliches Unterholz aufkommen lassen. Ganz anders der alte Wald. Auch in diesem überwog zwar die Buche und gab dem Walde sein Gepräge, aber auch andere zum Oberholz gehörige Waldbäume, wie besonders die Eiche, gesellten sich ihr zu. Vor allem aber gelangte ein reiches Unterholz zur Entwickelung, das an lichteren Stellen oft wahre Dickichte bilden konnte. Hin und wieder, aber immer seltener werdend, finden sich noch heute von der Forstkultur verschonte Wäldchen, die uns durch ihre Unkultur erfreuen und einen Schluß auf das ehemalige Aussehen unserer Wälder gestatten. Glattrindige, hochstrebende Buchen und alte knorrige Eichen mit weit ausgreifender, lichter Krone bilden das Oberholz, hier und da (aber seltener) untermischt mit einzelnen oder in kleinen Gruppen stehenden selteneren Waldbäumen, wie Ahorn (Acer Pseudoplatanus L.), Kirsche (Prunus avium L.), Apfel, Esche, Bergulme, Flatterulme, Weißbuche, Birke, Erle, einigen Weidenarten und der Espe (Populus tremula L.) Den lichten Waldboden und den Waldrand besiedelt ein üppiges Unterholz, zu dem man auch manchen der eben aufgezählten Bäume rechnen kann. Hasel und Flieder (Sambucus nigra L.), Eberesche oder Vogelbeerbaum (Pirus aucuparia Gaertn.), Weißdorn, Schlehdorn, Faulbaum (Rhamnus Frangula L.), Kreuzdorn (Rhamnus cathartica L.), Feldahorn (Acer campestre L.) und an feuchteren Stellen außer der Erle besonders Weidenarten (Salix Caprea L., cinerea L., aurita L., pentandra L.) finden sich hier. Brombeeren und Himbeeren bilden dichte Gestrüppe, und häufig bedecken stachelige, lederblättrige Stechpalmen (Ilex aquifolium L.), hier Hülsen genannt, auf weite Strecken den Waldboden. Wo dieser feuchter und bruchartig wird, finden sich selbst unter dichtestem Laubdach noch wilde Johannisbeersträucher (Ribes Grossularia L., nigrum L. und rubrum L.) Epheu kriecht am Waldboden und sucht sich zum Lichte emporzuarbeiten, während das wilde Geißblatt (Jelängerjelieber, Lonicera Periely-

menum L.) den Waldrand und lichte Stellen bevorzugt, wo es sich oft hoch emporwindet und eine reiche Blütenpracht entfaltet.

Mit dieser Zusammensetzung des Waldes verglichen zeigt diejenige unserer Knicke große Übereinstimmung, doch bemerkt man sehr bald, daß in diesen die das Oberholz bildende Rotbuche selten ist und das Unterholz des Waldes weitaus das Hauptkontingent der Knickpflanzen liefert. Das aber hängt zusammen mit der Fähigkeit der Sträucher und Bäume, sich durch Wurzel- oder Stockausschlag zu verjüngen. Diese Fähigkeit ist natürlich bei den verschiedenen Arten in sehr verschiedenem Grade vorhanden und bei manchen, vor allen bei der Rotbuche, nur gering. Da nun regelmäßig, wie beim Niederwaldbetriebe, nach Ablauf einer bestimmten Zeit der Knick dicht über der Wurzel gehauen wird (man nennt es „knicken"), sich dann selbst überlassen bleibt und sich durch Wurzel- und besonders Stockausschlag erneuern muß, so ist es begreiflich, daß die Pflanzen bald die Oberhand gewinnen, welche diese Art der Erneuerung am besten vertragen: und das sind, wie schon aus der Häufigkeit ihres Vorkommens sich schließen ließe, besonders Hainbuche, Hasel und Weißdorn.

Die Ruhezeit, welche man einem Knick läßt, bis er wieder gehauen wird, ist nicht überall gleich; sie ist jedoch keineswegs willkürlich, sondern hängt von dem Bebauungswechsel des Landes und der Zahl der Schläge ab. Um dies auch denjenigen, welchen unsere landwirtschaftlichen Verhältnisse fremd sind, klar zu machen, sei hier als Beispiel ein Bebauungsplan angeführt, wie er, allerdings mit manchen Abweichungen, in der Umgegend von Ahrensbök im östlichen Holstein auf schwerem Boden (2. und 3. Klasse) üblich ist. Die aufeinander folgenden Schläge sind im 1. Jahre Brache, im 2. Rapsaat (oder Rübsen), im 3. Weizen (oder Roggen), im 4. Roggen (oder, wenn im Vorjahre Roggen: Gerste), im 5. Hafer (oder Mengkorn), im 6. Klee, im 7. Weide. Oder wie im bäuerlichen Betriebe Angelns, wo man z. B. in Collerup auf etwas leichterem Boden folgenden Fruchtwechsel in 8—9 Schlägen hat: 1. Jahr Hafer, 2. Buchweizen und Gerste, 3. Roggen, 4. Hafer, 5. Klee, 6.—8. Weide. Es ist nun Gebrauch, nachdem im Herbst die Weide in Bruchland verwandelt oder, wie in Angeln, die Haferfaat bestellt ist, die Fruchtordnung also von neuem beginnt, im darauf folgenden Winter die Knicke der betreffenden Koppel zu hauen. Demnach werden die Knicke der Zahl der Schläge entsprechend nach einer 7—9jährigen Ruhepause abgehauen. Daß man sie immer dann niederschlägt, wenn der Bebauungsplan von neuem einsetzt, hat seinen Grund darin, daß in den letzten Jahren das Land stets als Viehweide dient und dann der Knick möglichst dicht und hoch sein muß, während er später, wo das Land als Acker dient, fehlen kann.

Das Knicken geschieht im Winter, Dezember bis Februar, einmal, weil dann die nötige Zeit dafür vorhanden ist, dann aber auch, weil um diese Zeit der Safttrieb noch nicht eingetreten ist. Einzelne Bäume, besonders Eichen, pflegt man stehen zu lassen, um sie, wenn sie stark genug geworden sind, als Nutzholz zu verwerten. Sie bilden eine besondere Zierde der Knicke. Das Knicken geschieht mit einem dafür eingerichteten, sehr praktischen Messer (Dornreißer, Tunmeß, Hiebs). Mit der hakenförmigen Klinge werden die Stämmchen dicht über der Wurzel durch einen kräftigen Ruck von unten herauf schräg durchschnitten. Bei kräftigeren Stämmen wird das Beil gebraucht. Das Knickholz benutzt man dazu, die Knicke derjenigen Koppeln, welche gerade in dem Jahre Weideland geworden sind, dicht zu machen, um das Durchbrechen des Viehs zu verhindern. Wird dann im darauffolgenden Jahre die Weide zur Brache gemacht und der Knick gehauen, so ist unterdes das zum Dichtmachen verwandte Knickholz dürr geworden und wird als Brennholz benutzt.

Wo dem Landmann das aus den Knicken gewonnene Holz nicht genügt, vielleicht Wälder in der Nähe fehlen, da pflegt er sich wohl sogenannte Buschkoppeln anzulegen, Koppeln, welche ausschließlich mit Buschwerk bewachsen sind, das sich durch Stockausschlag erneuert. Sie seien hier erwähnt, weil ihre Vegetation sich infolge ähnlicher Wachstumsbedingungen wenig oder garnicht von derjenigen der Knicke unterscheidet. Nur ist die dem Buschwerk gewährte Ruheperiode meistens etwas länger, so daß solche Buschkoppeln häufig das Aussehen eines Wäldchens annehmen und an den Niederwaldbetrieb in Teilen Westfalens und der Rheinprovinz erinnern.

Wir haben also gesehen, wie besonders das Unterholz des ehemaligen Waldes — und unter diesem vor allen die zu raschem und üppigem Stock- und Wurzelausschlag neigenden Pflanzenarten — in den Knicken eine Zuflucht gefunden hat. Da nun nicht alles Unterholz dieses für das Gedeihen in den Knicken notwendige Reproduktionsvermögen in gleichem Grade besitzt, so erklärt sich daraus schon das Fehlen oder die Seltenheit mancher im Walde häufigen Unterhölzer, z. B. des sonst mit Hülfe beerenfressender Vögel sich rasch verbreitenden Vogelbeerbaumes (Eberesche). Andere finden in den Knicks nicht die ihnen zusagenden Wachstumsbedingungen, wie stetigere Feuchtigkeit, Waldesschatten usw.; so z. B. der Hülsen (Stechpalme, Ilex), die Johannisbeer-Arten, Bellardis Brombeere (Rubus Bellardii Wh. N.) Dafür treten andere, vor allen schnell wachsende Arten in den Knicken, wo sie viel Licht und Luft haben, besonders häufig auf, während sie im Walde seltener sind. Dahin gehören neben der Weißbuche, den beiden Weißdorn-Arten und der Hasel, welche ihrer wertvollen Eigenschaften wegen in erster Linie angepflanzt werden, Feldahorn, der aber wie die Weißbuche in den Knicken nur selten zur Blüte gelangt, Spindelbaum (Evonymus europæus L.), Faulbaum (Rhamnus Frangula L.), Kreuzdorn, Schleh- oder Schwarzdorn, Trauben- oder Ahlkirsche (Prunus Padus L.), Flieder oder Holunderstrauch, verschiedene Weiden-Arten (Salix Caprea L., cinerea L., aurita L., pentandra L., viminalis L., amygdalina L., fragilis L.), Geißblatt (Jelängerjelieber, Lonicera Periclymenum L.), wilder Schneeball und eine große Zahl von Rosen- und Brombeer-Arten. Dazu kommen noch viele vereinzelt oder doch weniger häufig auftretende Arten, wie: Gemeiner Ahorn (Acer Pseudoplatanus L.), Kirsche (Prunus avium L.), Holzapfelbaum, Vogelbeerbaum, Heckenkirsche (Lonicera Xylosteum L.), Hülsen, Esche, Korkulme (Ulmus campestris L. var. suberosa Ehrh.), Bergulme (U. montana With.), Sommereiche, Birke (Betula alba L. und pubescens Ehrh.), Erle und Espe.

Hinsichtlich der Häufigkeit des Vorkommens und der Verbreitung der einzelnen knickbildenden Arten herrscht jedoch oft große Verschiedenheit. Persönliche Ansichten und Liebhabereien des Besitzers, die Nähe von Ortschaften, Gärten und Baumschulen und ähnliche zufällige Faktoren sind hierbei von bedeutendem, neuerdings mehr und mehr steigendem Einflusse, weniger hinsichtlich der einheimischen Pflanzenwelt, weit mehr in bezug auf die in den Knicken vorkommenden Fremdlinge unserer Flora. Derartige auf menschlicher Laune und Zufälligkeiten beruhende Regelwidrigkeiten lassen sich jedoch meistens leicht als solche erkennen. Von weit größerer Bedeutung ist hingegen der natürliche Einfluß der Bodenbeschaffenheit oder des Klimas. In beschatteten Knicken oder solchen mit feuchtem Untergrund kann oft die Erle streckenweise herrschen. Der Hasel ist gleich manchen anderen Knickpflanzen gegen den Westwind empfindlicher als Weißdorn und besonders Weißbuche und verschwindet daher leicht von hochliegenden, wenn auch fruchtbaren Knickwällen. Es ist interessant, zu beobachten, wie auf den von Norden nach Süden sich hinziehenden, dem scharfen Westwinde also besonders ausgesetzten Knickwällen

der Hasel allmählich nach der Ostseite hinüberwandert und schließlich ganz eingeht. Wird in solchen Lagen Hasel gepflanzt, so wählt der erfahrene Landmann einen von Osten nach Westen laufenden Knick.

Aber auch da, wo solche Einflüsse nicht in Betracht kommen, zeigen sich große Abweichungen in Vorkommen und Verbreitung. Manche Arten scheinen hier und da ganz zu fehlen und treten dann in anderen Gegenden um so häufiger auf. So ist z. B. der Spindelbaum, der über das ganze Gebiet verbreitet ist, in Angeln stellenweise sehr häufig, während er um Hamburg und um Ahrensbök nur spärlich vorkommt. Der Feldahorn, der sonst häufig ist, findet sich nach Norden nur bis Flensburg. Der wilde Apfelbaum ist wieder im nördlichen Gebiet häufiger als im südlichen.

Im allgemeinen lassen sich jedoch zwei Erfahrungssätze aufstellen: einmal, daß der Südosten unseres Gebiets am artenreichsten ist, und ferner, daß außerdem die Zahl der Arten sowie die Üppigkeit der Knickvegetation mit dem Fortschreiten von Osten nach Westen abnimmt. Daß ersteres der Fall ist, nimmt niemand wunder, der unsere einheimische Flora kennt, steht es doch in engster Beziehung zu dem Gesamtflorencharakter unserer Heimat. Da das im Norden angrenzende Jütland wegen seiner geringen Größe und seiner von der unsrigen wenig abweichenden Flora nicht in Betracht kommt, so bleibt als einziges Thor für die Einwanderung neuer Arten nur der Süden oder eigentlich nur der Südosten übrig. Und in der That muß eine nicht geringe Anzahl von Arten auf diesem Wege zu uns gekommen sein, da der Südosten, z. B. Lauenburg, die Unterelbe, das Travethal und Land Oldenburg eine große Zahl von Pflanzen aufweist, die unzweifelhaft dem im Südosten angrenzenden Florengebiet entstammen und die z. T. die äußersten nach Norden vorgeschobenen Vorposten darstellen. Manche von ihnen sind wohl schon in sehr früher Zeit eingewandert, in einer Zeit, in der die Stromläufe Norddeutschlands noch eine andere Gestalt besaßen; bei sehr vielen läßt sich jedoch die Art ihrer Einwanderung noch heute sehr gut verfolgen. Den Pflanzenfreunden ist es z. B. sehr wohl bekannt, welch eine große Anzahl im Gebiet sonst fehlender oder doch seltener Arten, die dem Florengebiet am Mittellauf der Elbe angehören, mit dem Strom bis zum Unterlauf gelangen.[1])

Und so ist es erklärlich, daß auch unsere Knickvegetation dieselbe Erscheinung zeigt, wie unsere heimatliche Pflanzenwelt im allgemeinen. Zu den Knickhölzern, welche nur oder fast nur im Südosten unserer Heimat wild vorkommen (denn angepflanzt finden sie sich mitunter auch in anderen Landesteilen), gehören: der wilde Kirschbaum (Prunus avium L.), die Heckenkirsche (Lonicera Xylosteum L.), die Korkulme, die Wintereiche und eine Anzahl Weidenarten (Salix fragilis L., triandra L. [= amygdalina L.], purpurea L., viminalis L.)

Daß ferner die Artenzahl und Üppigkeit der Knickvegetation abnimmt, je mehr man, vom Osten des Landes kommend, sich dem Mittelrücken nähert, erklärt sich zur Genüge aus der geringeren Fruchtbarkeit desselben. Diese Mitte, im Gegensatz zur fruchtbaren Marsch Geest genannt, ist ebener als das östliche Hügelland. Ausgedehnte Heiden und Moore bestimmen ihren Charakter, und wenn auch einzelne Partien, z. B. das Flußthal der Stör, größere Fruchtbarkeit und landschaftliche Reize besitzen, so ist der Mittelrücken doch im Vergleich mit dem Osten und hinsichtlich der Fruchtbarkeit auch mit dem Westen der Provinz stiefmütterlich bedacht worden. Je mehr deshalb mit dem Fortschreiten nach Westen der humusreichere Boden schwindet, desto dürftiger wird das Aussehen der Knicke,

[1]) Ich nenne nur: Veronica spicata L., Mentha Pulegium L., Plantago arenaria L., Allium Schoenopirasum L., Cyperus flavescens L. und fuscus L., Salvinia natans L.

da nicht allein manche anspruchsvollere Pflanzen ganz verschwinden, sondern auch die ausharrenden genügsameren in der Entwickelung zurückbleiben. Ja, auf ganz geringem Boden schwindet die Knickvegetation oft vollständig, so daß nur die kahlen Erdwälle die Äcker einfassen. Nirgendwo fällt die Abnahme der Arten- und Individuenzahl so sehr ins Auge wie bei der artenreichen Gattung der Brombeeren. Während die Knicke im Osten einen großen Reichtum an Brombeeren aufweisen, nimmt ihre Zahl nach der Mitte zu auffallend ab, und die dort vorkommenden zeigen einen weit geringeren Formenreichtum. Neben manchen selteneren Arten und Formen [1]) treten im Osten besonders häufig die folgenden Brombeer-Arten auf: Rubus suberectus And., plicatus Wh. N., vestitus Wh. N., Radula Weihe., rudis Wh. N., pallidus Wh. N., Sprengelii Wh., silvaticus Wh. N., villicaulis Koehl., cæsius L. und Idæus L. Besonders die weiß oder rot blühende Filzige Brombeere (R. vestitus Wh. N.) mit ihren unterseits grausamtig behaarten Schößlingsblättern und die drüsenreiche Raspelbrombeere (R. Radula Weihe.) fehlen wohl keinem Gebiete des Ostens und erschweren oft auf weite Strecken den Zugang zu den Knicken. Auf dem Mittelrücken aber sucht man erstere nahezu vergebens, während letztere, wie fast alle vorhin genannten Arten, sehr viel seltener und stellenweise garnicht vorkommt. Beispielsweise konnte in der weiteren Umgegend Hamburgs, die man doch größtenteils dem besseren Geestboden zuzählen darf, die Filzige Brombeere nur vereinzelt konstatiert werden, während die Raspelbrombeere zwar an dem fast steilen Abfall des Geestlandes zur Elbe (von Geesthacht bis Schulau) mehr oder minder reichlich zu finden ist, in der ganzen übrigen Umgegend aber nur vereinzelt auftritt. Von dieser Regel bilden jedoch einige Brombeerarten, die sich mit leichterem Boden begnügen, eine Ausnahme. Besonders die Faltige Brombeere (R. plicatus Wh. N.) und die als corylifolii (haselblättrige) bezeichneten Bastardformen der Kratzbeere (R. caesius L.) sind auch auf dem leichten Boden des Mittelrückens häufig und bilden hier oft die einzige Strauchvegetation der Erdwälle. Dieses Beispiel möge genügen. Wie die Brombeeren verhalten sich auch die übrigen Pflanzen. Das allmähliche Verschwinden der verschiedenen Arten nach Westen hin im einzelnen zu verfolgen, würde hier zu weit führen. Eiche, Zitterpappel und Birke, die in den Knicken des Ostens meistens nur vereinzelt vorkommen, sowie Erlen halten auf leichtem Boden am längsten aus. Vor allen die letztere herrscht in Strauchform oft auf weite Strecken in den Knicken vor oder bildet gar die einzige Knickpflanze.

Damit wäre ein ungefähres Bild von der Zusammensetzung unserer Knicke gegeben, allein auch bei nur flüchtiger Beobachtung wird man garnicht selten andere bisher nicht aufgezählte Arten entdecken. Sie entpuppen sich jedoch sehr bald als Fremdlinge, die unserer Flora nicht ursprünglich angehören, und entweder besonders wertvoller Eigenschaften wegen angepflanzt worden sind, wie die schon erwähnte Bergkiefer, oder, was weitaus am häufigsten ist, aus benachbarten Gärten ꝛc. verwilderten. Dahin gehören: Sauerdorn (Berberis vulgaris L.), Goldregen, Blasenschote (Colutea arborescens L.), Robinie oder Falsche Akazie (Robinia Pseudacacia L.), Strauchakazie (Caragana arborescens Lmk.), Sauerkirsche, Haferschlehe (Prunus insititia L.), Spiräe (Spiræa salicifolia L.), Felsenmispel (Amelanchier canadensis Torr. Gray.), Birnbaum, Pfeifenstrauch (Philadelphus coronarius L.), Stachelbeere, Zwerghollunder, Traubenhollunder, Schneebeere (Symphoricarpus racemosa Michx.), Rainweide (Ligustrum vulgare L., im Osten stellenweise häufig), Syringe (S. vulgaris L.,

[1]) Siehe die Bearbeitung der Brombeeren von E. H. L. Krause in Prahls „Krit. Flora von Schleswig-Holstein," 2. Teil.

auf leichtem Boden häufig angepflanzt), Grauerle, Silberpappel, Silberweide, sowie eine Anzahl Weiden, wie Bruchweide (Salix fragilis L.), Mandelweide (S. amygdalina L.), Korbweide (S. viminalis L.) und deren Bastarde, welche nur für den südlichsten Teil, besonders das Elbegebiet, als einheimisch betrachtet werden können, in den übrigen Landesteilen aber sicher angepflanzt sind, und die Bergkiefer. Endlich sei noch der Bocksdorn (Lycium barbarum L.), der ebenfalls in den Knicken verwildert vorkommt, besonders erwähnt, weil er sehr oft auf den sandigen Wällen in der Nähe des Meeresstrandes steht und hier, wo andere Sträucher schlecht fortkommen können, sich aufs üppigste ausbreitet. Solche Wälle, z. B. bei Stein in der Probstei, bei Heiligenhafen, Hafftkrug, am Timmendorfer Strand ꝛc. tragen durch den vorherrschenden Bocksdorn mit seinen bogenförmig wachsenden schlanken Zweigen voll violetter Blüten oder rötlicher Beeren einen von den übrigen Knickwällen völlig abweichenden Charakter, besonders wenn der Bocksdorn, wie am Timmendorfer Strand hie und da mit grauweißem Sanddorn (Hippophaë rhamnoides L.) und silberweißer Ölweide (Elæagnus argentea Pursh.) vergesellschaftet ist.

Die Zahl der knickbewohnenden einheimischen Holzpflanzen beträgt einschließlich 8 Rosenarten und 35 Brombeerarten 79. Dazu kommen noch etwa 23 fremde Arten, die freilich sehr verschieden häufig auftreten, und deren Zahl, wollte man alle gelegentlich vorkommenden Wildlinge mitzählen, sich noch vermehren ließe. Ohne diese würden also reichlich 100 Arten von Holzgewächsen unsere Knicke bewohnen.

Um aber von der Zusammensetzung der Knicke eine möglichst vollständige Vorstellung zu geben, sei hier das Zahlenverhältnis der einzelnen Arten angeführt, wie es eine Zählung auf einer 100 m langen Strecke eines alten Knicks in der Nähe von Ahrensbök ergab. Es sei jedoch bemerkt, daß hiermit nur ein einzeln herausgegriffenes Beispiel, an dem nur die Regellosigkeit der Zusammensetzung typisch ist, gegeben werden soll. Es fanden sich auf jener Strecke: 37 Hasel, 9 Hainbuchen, 3 Weißdorn, 40 Schwarzdorn, 5 Rotbuchen, 7 Eichen, 11 Vogelkirschen (Prunus avium L.), 3 Heckenkirschen (Lonicera Xylosteum L.), 12 Geisblatt (Jelängerjelieber, Lonicera Periclymenum L.), 3 Johannisbeersträucher (Ribes sp.), 3 Sahlweiden, 7 Graue Weiden, 11 Rosen (9 R. dumetorum Thuill., 1 tomentosa Smith., 1 canina L.) und 13 Brombeersträucher (2 Rubus Sprengelii Weihe, 1 Radula Weihe, 13 corylifolii Focke).

Dieses von unseren Knicken entworfene Bild wäre aber unvollständig, wollte man neben den Holzgewächsen nicht auch der zahlreichen Kräuter gedenken, welche sich im Schutze der Knicke ansiedeln. Es sind zum großen Teil dieselben Pflanzen, welche an den Rändern der Wege und Bäche, an Feldrainen und Gebüschen überall zu finden sind und deshalb auch hier nicht fehlen. Sie bewohnen die grasbewachsenen Seitenflächen des Walles, sowie die Grabenränder. Neben solchen, auch anderwärts häufigen, wie Löwenzahn, Schafgarbe, Maßlieb, Habichtskräutern, Hahnenfußarten, Hirtentäschelkraut, Schöllkraut, Weidenröschen, Kerbelarten, Möhre, Kälberkropf, Giersch, Klette, Rainfarn und vielen andern mehr, finden sich gerade hier manche Arten, welchen es infolge der zunehmenden Bodenkultur immer schwerer wird, anderwo ein ihnen zusagendes Plätzchen zu finden und die man daher hierzulande fast als specifische Knickbewohner zu betrachten sich gewöhnt hat. Dahin gehören besonders Vogel- und Zaunwicke, Kriechende und Ausgebreitete Glockenblume (Campanula rapunculoides L. und patula L.), Phrygische Flockenblume, Weiße und Gefleckte Taubennessel, Fadenseide (Cuscuta europæa L.), Heckenknöterich, Hopfen, Große Bibernelle (Pimpinella magna L.) und ursprünglich nur eingebürgert: Seifenkraut und Zaunrübe (Bryonia dioica Jacq., weit seltener B. alba L.).

Daß endlich eine große Anzahl der in den Knicken lebenden Kräuter dem Walde entstammt, erscheint nach dem, was über Wesen und Ursprung der Knicke gesagt ist, eigentlich selbstverständlich. Fast immer, besonders aber dann, wenn der Wall eine größere Breite besitzt, findet man unter dem schattenspendenden Laubdache der Sträucher eine größere oder kleinere oft recht artenreiche Kolonie solcher Pflanzen, welche man sonst nur als Bewohner des humusreichen, beschatteten Waldbodens kennt. Oft finden sie sich selbst da, wo weit und breit in der Nachbarschaft kein Gehölz zu finden ist, und die ganze Art ihres Vorkommens läßt sie deutlich als Relikten einer vormals dort verbreiteten Waldflora erkennen und legt Zeugnis ab von dem auch geschichtlich nachweisbaren ehemaligen Vorhandensein ausgedehnter Waldungen. Ob sie nun als Überbleibsel einer verschwundenen Flora oder, wie hier und da als spätere Einwanderer erscheinen, selten machen sie den Eindruck schwächlicher, hart um ihre Existenz ringender Pflanzen; vielmehr scheinen sie sich im Schutze der Knicke recht wohl zu fühlen. Die Zahl der knickbewohnenden Waldkräuter ist sehr groß; nur wenige fehlen ganz. Häufig finden sich: Weiße Osterblume (Anemone nemorosa L.), Rivins Veilchen und Waldveilchen, Abendlichtnelke, Möhringie, Großblumige Sternmiere, Gemeine Nelkenwurz, Erdbeere (Fragaria vesca L. und mosehata Duchesne), Bisamkraut, Waldmeister, Nesselblättrige Glockenblume, Heidelbeere (Bickbeere), Goldnessel, Bingelkraut, Goldstern, Weißwurz (Polygonatum multiflorum All.), Maiglöckchen (besonders im mittleren Teil des Gebiets), Hainsimse, Hain-Rispengras (Poa memoralis L.) und an Farnen: Tüpfelfarn, Wurmfarn (Polystichum Fil. mas. Roth), Streifenfarn (Asplenium Filix femina Bernh.), und besonders im mittleren Teil: Rippenfarn (Blechnum Spicant With.) und Adlerfarn. Keineswegs selten, wenn auch nicht so häufig, findet man: Lerchensporn (Corydalis cava L. und fabacea Pers.), Waldsternmiere, Sauerklee, Habichtskräuter (Hieracium silvestre Tausch., umbellatum L., lævigatum Willd., murorum L. und vulgatum Fr.), Breitblättrige Glockenblume, Erdbeerblättriges Fingerkraut, Lungenkraut, Wirteldost (Clinopodium vulg. L.), Gamander (Teucrium Scorodonia L.), Schlüsselblumen (Primula elatior L. und acaulis Jaeq.), Wilde Tulpe, Scheidenförmiger Goldstern, Einbeere, Waldsegge, sowie von Waldgräsern: Perlgras (Melica uniflora Rtz.), Schwingel (Festuca silvatica Vill. und gigantea Vill.) und Zwenke (Brachypodium silvaticum R. et Schult.), Winter- und Waldschachtelhalm und an Farnen: Eichenfarn und Buchenfarn (Phegopteris Dryopteris Fée und polypodioides Fée). Von den übrigen, in unserer Heimat häufigeren Waldpflanzen wird man bei längerer Beobachtung kaum eine Art ganz vermissen. Selbst Pflanzen, wie Hexenkraut (Circæa) und Rührmichnichtan (Impatiens noli tangere L.), die an die feuchtesten, schattigsten Partien des Laubwaldes gebunden zu sein scheinen, findet man gelegentlich im Knick; und nicht selten entdeckt man an einem sumpfigen Knickgraben unter dem schattigen Laubdache überhängender Erlen und Weiden eine fröhlich gedeihende Kolonie goldköpfigen Milzkrautes. Weniger verbreitete oder seltene Waldpflanzen finden sich in den Knicken natürlich seltener oder garnicht. Das Abhängigkeitsverhältnis dieses Teiles der Knickflora von der Waldflora tritt demnach scharf hervor, schärfer noch, als bei der Strauchvegetation; doch erscheint dies natürlich, wenn man bedenkt, daß bei der Besiedelung der Knicke mit Sträuchern der von praktischen Erwägungen geleitete Wille des Menschen ausschlaggebend gewesen ist, während die Einwanderung der Kräuter sich unabhängiger, den natürlichen Bedingungen entsprechend, vollzog.

Schließlich sei noch erwähnt, daß in den oft breiten Stümpfen alter Gesträuche, deren Stockausschlag zu wiederholten Malen abgeschlagen worden ist und

sich immer wieder erneuert hat, sich häufig eine mehr oder minder starke Humusschicht bildet, auf der man wohl ein Vorkommen von Überpflanzen vermuten könnte. In der That findet man hier manch üppig wachsendes Pflänzchen, dem der fruchtbare Boden sichtlich zusagt, aber die geringe Erhebung dieser humusauffangenden Stätten über den Erdboden bringt es mit sich, daß die dort sich ansiedelnden Pflanzen fast immer ihrer unmittelbaren Nachbarschaft im Knick entstammen. Nie findet sich hier, wie auf den Köpfen alter Weiden, eine besondere charakteristische Flora, da sowohl die durch den Wind, als die durch Vögel verbreiteten Samen wohl nur ausnahmsweise auf die niedrigen, durch ein dichtes Laubdach beschirmten Strauchstümpfe gelangen können. Wohl aber sind diese oft mit einem dichten Moospolster bedeckt, aus dem die zierlichen Wedel des Tüpfelfarns hervorragen.

Der sterbende König.

Nach einem altdänischen Heldenliede übersetzt von Dr. **A. Gloy** in Kiel.

Der König liegt zum Tode krank;
Ein Held — ach — war er so stark!
Den gewaltigen Bären als Knab' er zwang;
Und als Mann erkämpft' er im Waffengang
Manchen Sieg an des Landes Mark'.

Der König liegt in trübem Mut,
Er knirscht mit den Zähnen vor Qual.
Oft stand er in blitzender Schwerter Glut,
Nimmer doch rann im Kampf sein Blut;
Für ihn ist geschlossen Walhall'!

Kommen heißt er vor sich den Sohn —
„Ziehe du, Alf, dein Schwert![1])
Hela lauert am düsteren Ort;
Reiß' aus den Klauen der Hexe mich fort;
Walhalls bin ich doch wert!" —

Und der Jüngling erbleicht bei des Vaters Wort.
„Helft mir, Balder und Frey!
Lieb, wie dich, hab' ich niemand auf Erd',
Grausig ist doch der Vatermord!
Eh'r bricht mir das Herz entzwei!" —

Und den Bruder rufet er her zu sich —
„Ziehe du, Gorm, dein Schwert!
Hela lauert am düsteren Ort;
Reiß' aus den Klauen der Hexe mich fort!
Walhalls bin ich doch wert!"

Und der Bruder erbleicht bei des Königs Wort—
„Helft mir, Balder und Frey!
Lieb, wie dich, hab' ich niemand auf Erd'!
Grausig ist doch der Brudermord!
Eh'r bricht mir das Herz entzwei!"

Der König verzweifelt die Hände rang. —
Und die Thür flog auf, daß es klang;
Herein in den Saal trat ein Recke gut,
Blau war sein Mantel und breit der Hut;[2])
Einäugig war er und lang.

Zum König schreitet er kampfbereit:
„Höre du, König, mein Wort!
Meine Freunde erschlugst du im Streit,
Gekommen ist nun der Rache Zeit,
Mord nur sühnt man mit Mord!"

Freudig vom Lager der Held aufsprang,
Leicht wie zur Jugendzeit.
Das Schwert mit kundiger Hand er schwang,
Mächtig über den Saal erklang
Das Krachen der Schilde im Streit.

Und die Sonne ging unter, die Sonne stieg,
Nicht wankten die Helden gut.
Doch als zum dritten der Tag entwich,
Neigte der Kampf zum Ende sich,
Strömte des Königs Blut.

Feierlich sprach der Fremde da:
„Laß, o König, dein Schwert!
Ich bin Odin — ich sah deine Not,
Nun erlitt'st du den Heldentod,
Walhalls bist du mir wert!"

---

[1]) Nach der Vorstellung der alten Germanen kam bekanntlich nur der auf dem Schlachtfelde Gefallene (der Wale) in die Walhalla. Um nicht der finsteren Hel (= Helle, Hölle) zu verfallen, ließ sich daher mancher Held auf dem Siechenbette erschlagen. So war er wenigstens durch das Schwert gefallen. Später begnügte man sich mit einem nur symbolischen Ritzen der Haut.

[2]) Odins Mantel ist blau mit grauen Flecken wie der Himmel. Den breiten Windhut trägt er tief in die Stirn gedrückt, um seine Einäugigkeit zu verbergen.

Jugend- und Volksspiele.

Von Oberlehrer **W. Peters** in Kiel.

Das Kipseln. (Fortsetzung.)

Wenden wir uns nun den einzelnen Fragen zu, welche für dieses Spiel in Betracht kommen, so richtet sich unser Augenmerk zunächst auf

1. Die Verbreitung des Spiels.

Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich, daß das Kipselspiel im südlichen Schleswig und im westlichen Holstein allgemein bekannt ist.

Aber die Verbreitung des Spiels ist eine viel weitere. Auf längeren Fußwanderungen in Angeln und im östlichen Holstein, sowie durch Einsammeln von Nachrichten im Gespräch mit Freunden und Bekannten aus den verschiedensten Gegenden der Herzogtümer bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß dieses Spiel fast in keiner Gegend unseres engeren Vaterlandes unbekannt ist. So liegen mir bestimmte Nachrichten vor aus Horsbüll bei Tondern, Wimmersbüll bei Süderlügum, Gasse bei Scherrebek, Schafflund, Schottburg, Flensburg, Gravenstein, aus den verschiedensten Teilen Angelns — Berend, Tolk, Ekeberg, Taarsballig, Rurup, Süderbrarup, Sörup, Löstrup, Grundhof, Husby (vor 30 Jahren), Oxbüll, Langballigau, Dollerup, Quern, Scheggerott, Örsby, Wittkiel, Drült, Gulde, Gelting, Stutebüll, Rabenkirchen, Mehlby —, aus Kappeln, Karby, Eckernförde, Fleckeby, Schleswig, Hollingstedt, aus ganz Stapelholm, aus Langenhorn, Tating, Oldenswort, Eggstedt bei Süderhastedt, Windbergen, Hohenwestedt, Boostedt, Großenaspe, Nortorf, Bredenbek, Achterwehr, Brux und Hohenhude im Kirchspiel Westensee, Kiel, Preetz, Eutin, Malente, Lütjenburg, Matzwitz, Dannau, Tannbrook bei Darry, Sehlendorf, Oldenburg, Lensahn, Cismar, Dahme, Kassau, Neustadt, Schürsdorf, Rehhorst (bei Reinfeld), Todendorf (südlich von Oldesloe), Schwarzenbek, Stapelfeldt (Kirchspiel Alt-Rahlstedt), Krempe, Heiligenstedten, Ütersen.

Eine Ausnahme scheint die Propstei und das nächstanliegende östliche Gebiet zu machen, wenigstens war in Schönberg und auf der Strecke zwischen Schönberg und Giekau trotz mannigfacher Nachfragen keine Spur dieses Spieles nachzuweisen. In Giekau scheint es allerdings früher gespielt zu sein. In Boostedt war schon um 1850 herum das Kipselspiel weder unter diesem noch unter einem andern Namen bekannt. Ähnlich wie in Giekau scheint die Sache in Örsby und Stutebüll in Angeln zu liegen, wo das Spiel, welches noch in der Zeit von 1870—1880 gespielt wurde, jetzt aufgegeben ist. Auch in Wittkiel ist dasselbe jetzt nicht bekannt. In Preetz wissen ältere Leute sich des Spiels noch wohl zu erinnern, während die jetzige Schuljugend es nicht mehr kennt.

2. Der Name des Spiels.

Schon in der Überschrift war eine Andeutung gegeben, daß der Name unseres Spiels ein mannigfacher ist.

Der Name „Kipseln" ist bekannt in Schleswig, in vielen Teilen Angelns,[1]) in Kappeln, Karby, Hollingstedt, in Stapelholm, Schafflund, Oldenswort, Tating, Dithmarschen, Bredenbek, Brux, Hohenhude, Matzwitz.

Die übrigen Namen des Spiels und die Orte, bei denen diese Namen gebraucht werden, bringe ich, um zunächst eine klare Übersicht über die Mannigfaltigkeit derselben zu geben, in alphabetischer Ordnung.

Ehl un Giffel: Dahme. — Ehl un Penn: Hohenhude, Nortorf. — Ehl un Pinn: Kiel (früher Ehl un Penn), Hohenwestedt, Todendorf. — Giffel: Cismar. — Giffel un Ehl: Nienhagen bei Cismar. — Gippel de Ehl: Eutin (Knaben). — Gipseln: Grundhof, Husby, Horsbüll, Langenhorn, Dithmarschen. — Gispeln: Dithmarschen. — Kieler: Malente (vor 40 Jahren). — Kipseln: Mehlby. — Kippeln: Großenaspe. — Kippel un Ehl: Rehhorst. — Kippern: Krempe. — Kippkuhl: Eckernförde (vor 60 Jahren). — Kipplekipp: Heiligenstedten. — Kips: Kappeln (vor 35—40 Jahren). — Kipslakips: Matzwitz. — Kipslekips: Schleswig, Fleckeby, Karby. — Kippstock: Löstrup (vor 40 Jahren). — Kispelspiel: Windbergen. — Kitseln: Giekau (früher). — Jipp-Japp: Schwarzenbek. — Klie: Kolonie Christiansholm. — Klief un Ehl: Stapelfeld, Kirchspiel Alt-Rahlstedt. — Kliefchen: Oldenburg i. H. — Kliest un Ehl: Eutin, Schürsdorf. — Klietsch: Eggstedt bei Süderhastedt. — Klingschlagen: Matzwitz. — Klitscher: Darry. — Pennspel: Preetz. — Pind: Schottburg. — Pinn un Ehl: Sehlendorf (Kr. Plön). — Tippel op Tipp: Eutin (Mädchen). — Trippeln: Neustadt i. H. — Wipp: Flensburg, Oxbüll, Dollerup, Dollerupholz und Umgegend, Langballigau, Gravenstein. — Wippwipp: Ütersen. — Wüppert:

[1]) Berend, Tolk, Ekeberg, Taarsballig, Rurup, Süderbrarup, Löstrup (vor 60 Jahren), Quern, Dollerup, Scheggerott, Drült, Gulde, Gelting, Stutebüll (vor 25 Jahren), Rabenkirchen.

Digitized by Google

Lütjenburg. — Wüppspill: Lensahn, Lütjenburg (früher), Dannau (Gut Rantzau). — Wüpp un Ehl: Kassau.

Alle diese Namen müssen offenbar auf nicht weniger als acht verschiedene Ausdrücke zurückgeführt werden: 1. Kipsel, Kipfel, Gipfel, Giffel, Kispel, Kipslekips, Kippern, Kipplekipp, Klief un Ehl usw. 2. Ehl un Pinn, Pinn un Ehl, Pennspel. 3. Kieler. 4. Jipp-Japp. 5. Kliest, Klietsch, Klitscher, Klieschen, Klie, Klingschlagen. 6. Tippel op Tipp. 7. Trippeln. 8. Wipp, Wüpp, Wüppert, Wippwipp.

Von diesen Namen sind „Ehl un Pinn (Elle und Pinne), „Wipp" (Wippe, Wage) und „Kieler" (= von Kiel aus eingeführt) leicht zu erklären. Ob „Kipseln" mit „kippen" zusammenhängt, wie Carstens in Dahrenwurth meint, lasse ich dahingestellt. Man könnte auch versucht sein, das Wort von dem Klang der aneinandergeschlagenen beiden Stöcke abzuleiten.

Ob „Trippeln" mit „triplus, dreifach" („dreimal anschlagen") zusammenzuhalten ist, möchte ich selbst bezweifeln. Ebensowenig darf man wohl an „tribeleeren" = „ärgern" denken. Vielleicht ließe sich der Ausdruck von „Tripelstein" erklären. Wenn es den spielenden Kindern an passenden Steinen zum Auflegen fehlte, so war der Tripelstein der Mutter ein leicht erreichbares Aushülfsmittel. Die Tripelsteine waren Mauersteine, die gegeneinander gerieben wurden, um einen feinen Staub zu erlangen, welcher als Putzpulver diente.

„Kliest, Klitscher, Klieschen" beruht ohne Zweifel auf einer Namensverwechselung dieses Spieles mit dem Kliesch spiel, welches z. T. einige Ähnlichkeit mit demselben besitzt. Die umgekehrte Verwechselung hat wohl in Rurup (Angeln) stattgefunden, wo „kapseln" für „Glies" gebraucht wird, während unser Spiel ebendort „kipseln" heißt.[1])

„Tippel op Tipp" halte ich für eine Klangmalerei (ähnlich wie „Kipplekipp" und „Kipslekips"), welche das mehrfache Anschlagen des großen Stockes an den kleineren darstellen soll.

Der Ausdruck „Jipp-Japp" endlich ist vielleicht ähnlich entstanden wie der vorige. Der Wechsel der Vokale i und a in zwei aufeinander folgenden Silben bei völlig gleichen Konsonanten bezeichnet regelmäßig das unmittelbare Aufeinanderfolgen zweier gleichartiger Bewegungen oder Handlungen, z. B. klippklapp, ticktack, zickzack, Schnickschnack, Bickback, Himphamp, klingklang, singsang, mingmang, bimbam, tipptapp (s. oben), piffpaff und ähnliche mehr.

3. Technische Ausdrücke.

Zunächst sei hier erwähnt, daß beim Kipselspiel ebenso wie beim Schlagballspiel vielfach von den beiden auf Zuruf gewählten Führern durch abwechselndes Übereinanderlegen der Hände um den Schlagstock festgestellt wird, wer von ihnen zuerst einen Parteigenossen aus den Mitspielern auswählen darf. Sodann wird auf dieselbe Weise ausgemacht, welche Gruppe zuerst Schlagpartei und welche zuerst Fangpartei sein soll. So wird in Schleswig, Taarsballig, Matzwitz und an vielen anderen Orten die Wahl vollzogen. In Kleinsee sagt man von demjenigen, dessen Hand zuerst oben ist, „he hett Bœrhand." der Gegner hat „Ünnerhand." Auf Verlangen muß der Sieger, wenn er nur eben noch den Stock fassen kann, denselben zehn Ellen hoch über den Kopf werfen; kann er dies ausführen, so ist der Beweis geliefert, daß seine Hand wirklich „oben" war. In Schleswig gehörte zu dieser Probe auch noch ein vorhergehendes dreimaliges Herumführen des Stockes um den Kopf.

Die Schlagpartei ist in Eggstedt „baben" (= oben), die Fangpartei „nerrn" (= unten); dieselben Ausdrücke finden sich in Taarsballig, Quern, Hollingstedt, Grube. In Schleswig und an vielen Orten mehr heißen die beiden Ausdrücke „buten un binnen." In Schafflund sagt man „in't Reine, in't Sch—ige" (= im Reinen, im Schmutzigen).

Der große Stock heißt fast überall „Ehl," so in Ekeberg, Hollingstedt, Kiel, Preetz, Großenaspe, Krempe, Eggstedt („grot Ehl"), Eutin, Kassau, Lensahn, Sehlendorf, Lütjenburg, Matzwitz, Dahme, Cismar, Todendorf, Rehhorst, Schwarzenbeck. Sonstige Namen sind: „grote Stock" in Rurup, „grote Kipsel" in Taarsballig, „Kipselstock" in Stutebüll, „Maatstock" in Dannau (Gut Rantzau).

Der kleine Stock hieß „lütt Ehl" in Eggstedt, „Pind" in Schottburg, „Pinn" in Kiel (früher „Penn"), ebenso in Karby, Hollingstedt, Kassau, Todendorf, „Kipsel" in Scheggerott, „Kipselstock" in Ekeberg, „klene Kipselstock" in Taarsballig, „Wipp" in Stutebüll, „Half Ehl" in Preetz, „Gippel" in Eutin, „Giffel" in Dahme, „Giffelstock" in Cismar, „Kippel" in Rehhorst, „Kipperholt" in Krempe, „Jipp-Japp" in Schwarzenbek, „Kling" in Matzwitz, „Wüpper" in Lütjenburg, „Wüppstock" in Dannau, „Kliesch" in Bredenbek.

Wenn ein Schläger nicht mehr weiterspielen darf, so ist er „af" („ab"). Dieser Ausdruck ist fast überall gebräuchlich. Andere Ausdrücke für dieselbe Sache sind „du büst

[1]) Auch in Süderbrarup nennt man das Kliesch spiel „kipseln."

klar" in Horsbüll, „ut" in Nienhagen bei Cismar, „fertig" in Giekau. In Eutin und Kleinsee sagt man „der Spieler hat einen Pudel gemacht."

Der Ort, wo der Schläger steht, heißt das „Mal." Statt „Mal" sagt man in Ostholstein regelmäßig „Mall" oder „Marl," auch „Mardl." In Windbergen heißt es „Fir" oder „Malsch."

Der erste Gang des Spiels hat nicht überall eine bestimmte Bezeichnung. Doch wird er in Schleswig, Hollingstedt und Matzwitz „Opleggen," in Eutin, Giekau, Nienhagen, Todendorf „Utsmieten" genannt. In Kappeln sagt man „Utlüchten," in Bredenbeck „Utputen," in Ekeberg „Uthüten," in Rurup „Utwippen" (so auch in Giekau neben „Utsmieten"), in Dannau „Utwüppen," in Lütjenburg „Wegsmieten," in Hohenhude „Schupfen."

Für den zweiten Gang des Spiels findet sich der Name „Slahn" in Hollingstedt und in Todendorf, „Enkelt 'rutslagen" in Lensahn, „Utslahn" in Bredenbeck und Ekeberg, „Eenmal anslahn" in Schleswig, „Wegslahn" in Matzwitz, „Schlahn" in Hohenhude.

Der dritte Gang des Spiels heißt „Kipslekips" in Schleswig, „Kipsekips" in Schafflund, „Kipslakips" in Matzwitz, „Opkipseln" in Kleinsee, „Kipseln" in Hollingstedt, Nortorf und Bredenbek, „Küpseln" in Hohenhude, „Kitzeln" in Giekau, „Kippeln" in Schürsdorf, „Ewerkippen" in Tannbrook bei Darry, „Kielern" in Malente, „Doppelt op" in Sörup, „Doppelt 'rutslagen" in Lensahn, „Tippeln" in Kassau, „Twemal tippeln" in Sehlendorf, „Tippel op Tipp" in Eutin, „De drütt' Slag" in Todendorf, „Jipp-Japp" in Schwarzenbek, „Wüppern" in Lütjenburg, „at vimse" in Schottburg.

Ein vierter Gang heißt „Dredoppelt 'rutslagen" in Lensahn, „Dremal tippeln" in Sehlendorf.

In Todendorf konnte ich die Namen für den vierten und fünften Gang des Spiels, welche beide von den drei ersten Gängen gänzlich verschieden waren, nicht feststellen.

Ein besonderer Ausdruck fand sich vor 30—40 Jahren in Bredenbeck bei Rendsburg. Wenn nämlich der kleine Stock schräge aus dem Spielfeld, z. B. über den Zaun, hinausflog, so war er „ewer Stopp." Schlug ein Spieler den „Kliesch" zum zweiten Male „ewer Stopp," so zeigten die Gegner schon Unwillen, jedoch durfte der Spieler diesmal noch messen. Bei „dremal ewer Stopp" indessen wurde ihm das Handwerk gelegt, d. h. er war „ab."

Die Bestrafung der Besiegten durch Hinken hieß „Tapplaufen" in Ütersen, „Tipptapplaufen" in Windbergen.

Wer nicht rechtschaffen hinkte, den durfte der Sieger „päpern" (= pfeffern).

Eine Anzahl von 100 Ellen wird in Hollingstedt mit „en Rösch" bezeichnet, in Kassau hießen 20 Ellen „en Ries," in Hohenhude waren 10 Ellen „ein Ries," in Matzwitz nennt man 12 Ellen „en Gros."

Mitunter warf ein Gegner beim zweiten Spielgange den kleinen Stock flach an der Erde entlang, sodaß ihn der Spieler nicht so gut treffen konnte. Dies hieß „schrapen." In Flensburg rief in dem Augenblicke, wo der Gegner den kleinen Stock anfaßte, der Spieler „hoch!", der Gegner aber „sid!" Hatte der Spieler sein Wort früher gesprochen als der Gegner, so mußte dieser hoch werfen.

Aus Kleinsee wird berichtet, daß die Gegner sorgfältig darüber wachten, daß der Spieler beim Messen mit der den Meßstock führenden Hand den Boden berührte, damit die Ellen nicht zu klein würden; solche zu klein gemessenen Ellen wurden „Juden-Ehlen" genannt.

(Fortsetzung folgt.)

Was sich das Volk erzählt.

Wenn se kamt, so kamt se nich, nu wenn se nich kamt, so kamt se. Een Bur föhr mal to Stadt, üm wat to besorgen. As he darmit t'rech weer, güng he in en Krog un wull en Glas Beer drinken. As he in de Gaststuv rinner kümmt, sücht he, dat de Börgermeister un de Ampmann vun de Stadt dar sitten dot. De beiden makt sik nu lustig ewer de „dummen Burn." As ditt de Bur hört, seggt he vun sien Platz ut to den Ampmann: „Wer wull de Dümmste vun uns is? Wi willt uns enanner en Rätsel opgewen, un wer dat Rätsel nich raden kann, de is de Dümmst." Darmit is nu de Ampmann inverstan un seggt to den Burn: „Man to! Ik will wull anfang'n." „Ja," seggt de Bur, „fang'n Se man an!" Na, ditt güng je los. De Ampmann besünn sik en Wil un sä dunn to'n Burn: „Wo hett Habakuk sien Fru heten?" Darbi mak he en Gesicht, as wenn he segg'n wull: Ik will di dat Raden aflehrn! De Bur tröck de Ogenbrun beten in de Höch un sä: „De het Fru Habakukn." Dargegen kunn de Ampmann nix inwen'n. Nu köm ewer de Bur an de Reeg. He sä, ahn sik lang achter de Ohrn to klei'n: „Wenn se kamt, so kamt se nich, un wenn se nich kamt, so kamt se." Darau kunn de Ampmann mit'n besten Willen nich klauksaft warn. Na'n temliche Tid — de Bur seet noch ümmer, ahn en Mien to vertrecken, up sien ol'n Platz — do sä denn de Ampmann, dat he verlarn

harr, de Bur müch em æwer doch noch de Lösung segg'n. „Nix lichter, as dat," sä de Bur. „Sehn Se, ik heff nülich en Koppel mit Arfen beseit. Wenn nu de willen Dubn kamt, so kamt de Arsen nich; kamt æwer de willen Dubn nich, so kamt de Arsen." As he dat seggt harr, nöhm he sien Hod un güng ut de Dör. (Aus dem Fürstentum Lübeck.)

Eckernförde. G. F. Meyer.

2. De Mund in 'e Püntj[1]) (der Mund in die Spitze gezogen). Deern: „Fru, wat wöllt wi ęten?" Fru: „Ebsen" (Erbsen, sehr kurz und spitz gesprochen). Deern (nochmal): „Fru, wat wöllt wi ęten?" Fru (weller): „Ebsen!" Deern: „Wat wöllt wi ęten?" Fru (argerlich): „Archn! Deuwel! Archn! (Dies sehr breit und gedehnt, das Folgende schnell.) Heff ęben de Mund in 'e Püntj sett. Nu kann ik's weller rutschreen. Nu mutt ik eerst weller seggen: Krintn un Rosinen un Plumm" (um nämlich die Mundstellung wieder zu erlangen). (Aus Kaltenkirchen.)

H. Eschenburg in Holm.

3. Reels, kam rüm! Dat weer to'n Winachten. Mutter Schuldtsch müß noch vör 'n Sößling Kanel un Komum (Kardamom) hebbn. Se röp lütt Hinnerk, gev em dat Geld un bę em dat 'n paarmal vör, wat he halen schull. Hinnerk let sik dat ünnerwęgens noch 'n paarmal dær 'n Kopp gahn. Æber as he bi'n Hæker keem, wüß he doch ni mehr, wat he halen schull. Hinnerk sünn un sünn, bet em de Hæker frag: „Na, mien Jung, wat wust du denn hebbn?" — „Ik kann't ni weller bedinken," seggt Hinnerk, „æber dat weer meist so as: Reels, kam rüm!" (Reels weer Hinnerk sien Naber, un „kam rüm" seggt man, wenn man eenen to'n Hauen rutfördern will.) (Aus Henstedt b. Kaltenkirchen.)

H. Eschenburg in Holm.

Mitteilungen.

Aus dem Leben des Storches. Die Mittheilung des Herrn Rohweder über das Leben des Storches in der No. 7 der „Heimath" rief in mir die Erinnerung an ein Erlebniß meiner Kindheit wach, welches der Mittheilung nicht unwerth sein dürfte.

Ich war zum Besuch auf Hasselbusch (Ksp. Stellau in Holstein). Das Wohnhaus lag dicht an der Landstraße. Von den Vorderzimmern hatte man den Blick auf die jenseits des Fahrweges sich bis an den Horizont erstreckenden Felder, eine triste Aussicht, die durch keinen Baum oder Strauch belebt ward. Am Nachmittage — es war im August-Monat — sahen wir, daß sich in weiter Ferne etwas bewegte, das sich langsam zu nähern schien. Nach einer Weile rief jemand: „Das sind Störche!" Und Störche waren es in der That, die in geschlossener Colonne, wohl 60—80 an der Zahl, langsam näherschritten, über den Wall und die Fahrstraße hinweg und seitlich an dem Hause vorbei. Alle Anwesenden, alt und jung, eilten hinaus, um zu sehen, wo sie geblieben seien. Auf einer zur Feldmark Hugstheide gehörenden niederen, mit Bäumen umkränzten Wiese hatten sie Halt gemacht und sich im Kreise aufgestellt. Ob einer der Vögel in der Mitte stand, weiß ich nicht zu erinnern, wohl aber, daß sie ein lärmendes Klappern anhoben, das mit kurzen Unterbrechungen eine Weile fortgesetzt wurde. Alsdann erhob sich einer zum Fluge empor, andere folgten, worauf die ganze Schaar sich erhob und, wieder in geschlossener Ordnung, davon zog und alsbald unseren Augen entschwand. Hatte der Führer eine Ansprache an die Genossen gehalten, hatten diese einen Führer gewählt? Das ist schwer zu sagen. Daß sie sich aber über die Reisedispositionen beriethen und verständigten, scheint mir außer Zweifel.

J. Mestorf in Kiel.

Bücherschau.

Peters, W., Jahresbericht des Vereins zur Förderung der Jugend- und Volksspiele in der Stadt Kiel für das Jahr 1897/98. Kiel 1898. — Im Vorworte des Herausgebers findet sich ein sehr wertvolles Verzeichnis der wichtigsten Werke und Abhandlungen über Jugend- und Volksspiele; dann berichtet Rektor Rieper über Entstehung, Entwickelung und Ziele der heutigen Jugendspiel-Bewegung; Herr Dr. med. Kluge erörtert die Notwendigkeit der Jugendspiele für das weibliche Geschlecht, und der Herausgeber zeigt endlich, wie man durch Knabenhandfertigkeit und Jugendspiel die Erholungsstunden der Jugend segensreich gestalten könne. Der Jahresbericht bezeugt die günstige Entwickelung des Vereins, stellt aber fest, daß noch große Aufgaben zu lösen sind, vor allem durch Freilegung einer genügenden Anzahl von Spielplätzen — Das Heft ist sehr interessant; es ist dringend zu wünschen, daß es nicht das Los der meisten Jahresberichte, ungelesen beiseite gelegt zu werden, teilen möge.

[1]) Zu vergleichen: Merkens, Was sich das Volk erzählt, I, Nr. 254.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 10. Oktober 1898.

Johannes Brahms in seinen Beziehungen zu unserer engeren Heimat.

Von Professor **Hermann Stange** in Kiel.

Die Klänge des V. Schleswig-Holsteinischen Musikfestes sind verklungen, und in den Herzen der jetzt wieder über das ganze Land zerstreuten, mitwirkenden Sänger und Sängerinnen lebt nur noch die Erinnerung an unvergeßliche Tage, getragen von hoher Begeisterung und Liebe zu einer Kunst, die wie keine andere uns die Nichtigkeit und Unzulänglichkeit unseres Daseins vergessen läßt und uns in eine Welt der Ideale erhebt, der wir die schönsten Stunden unseres Lebens verdanken. Die Grundpfeiler des musikalischen Gehalts, den das Musikfest uns bot, hatten die drei großen B's der Musikgeschichte geliefert: Bach, Beethoven und Brahms, in Werken, die zu ihren größten und schönsten gehören. Es ist reichlich ein Jahr her, daß der jüngste dieser drei Musik-Heroen, Johannes Brahms, seine Augen schloß und durch seinen Tod einen Riß in unserm Leben und in unserer Kunst hervorgerufen hat, den zu heilen, Jahre nicht ausreichen werden.

Mit dem Tode Rob. Schumanns, 1856, trat Brahms das Erbe Beethovens an, war er es, der die Musik in neue Bahnen führte und ihr neue Formen und neuen Inhalt gab, ohne sie ihres Wesens, eine Kunst des seelischen Ausdrucks zu bleiben, zu entkleiden. Jahr für Jahr hat Brahms uns mit einer Fülle seiner Schöpfungen überschüttet; mochten es nun kleinere Werke sein, wie Lieder, Klaviersachen, Kammermusik oder Werke für Orchester, Symphonien, Ouverturen oder gar große Chorwerke: jedes neue Werk war eine ebenso neue Offenbarung, mit jedem Werke wuchs er, wurde er größer, reifer, ausgiebiger und geklärter. Nun steht seit dem 3. April vorigen Jahres das Herz still, welches so Herrliches empfunden, so Großes geschaffen, und an uns ist es, was er uns hinterlassen, uns ganz zu eigen zu machen, und wir Schleswig-Holsteiner haben die doppelte Pflicht, das zu thun, einmal, weil die Wurzeln seiner Daseinsbedingungen in unserer Heimat liegen, und

dann, weil sein Empfinden und seine Kunst einen ausgeprägt norddeutschen Zug hat, der uns verwandt ist und uns sympathisch berührt. Die Vorfahren von Brahms lassen sich verfolgen bis zu einem Peter Brahms, der als Tischler in Brunsbüttel ansässig und mit einer Sophie Uhl verheiratet war. Ein im Jahre 1769 geborener Sohn dieses Peter, Johann, lebte als Gastwirt und Handelsmann zu Neuenkrug bei Wöhrden und später in Heide. Er verheiratete

Johannes Brahms.
Nach der letzten Aufnahme des Hofateliers von R. Krziwanek in Wien.

sich im Jahre 1792 mit Christiane Asmus aus Heide und hatte zwei Söhne: Peter Hoeft Hinrich Brahms, von dem Groth in seinen Erinnerungen an Joh. Brahms sehr anziehend erzählt, und Johann Jakob Brahms, den Vater unseres Johannes. Brahms entstammt also jenem alten kräftigen Volke der Dithmarschen, welches am längsten auf seiner dem Meere entrissenen Heimat seine Freiheit und seine Selb-

ständigkeit mit dem Schwert in der Faust bewahrte, bis es endlich durch erdrückende Übermacht und inneren Zwist in die Hände des Dänenkönigs fiel, jenem Volke, welches neben seiner eisernen Thatkraft, seinem festen Mut, seiner ernsten Entschlossenheit auch den weicheren Regungen und Empfindungen des Herzens früh zugänglich war, von welchem sein alter Geschichtsschreiber Neocorus in seiner Chronik sagt: „Also hebben se sick ock vor allen benahburten Völkern in Poeterien, Dichten und Singen, darin men jo gude ingenia lichtlich spören kan, geovet und hervorgedan, wo dan solches de olden dithmerschen Gesenge tügen, de se vom ehren Schlachtingen — seltzamen Aventuren edder andern lustigen Schuenken — mit sonderlicher Lefflichkeit ände Meisterschop gedichtet. Und is tho verwundern, dat so ein Volk, so in Scholen nicht ertogen, so vele schone leffliche Melodien jedem Gesange no Erforderungen der Wortt unnd Geschichte geven können, up dat ein Jedes sine rechte Artt unnd ehme gehörende Wiss etwedorss mit ernster Gravitetischeet edder frowdiger Lustigcheit hedde." Wie die „von Neocorus den Ditmarsen nachgerühmte Poeteri" und das Dichten in Klaus Groth und Hebbel zu neuem, blühenden Leben erwacht ist, so ist in Johannes Brahms, dem echten Sohne seines Volkes, jene verloren gegangene Kunst des Singens wieder erstanden, jene Kunst der Melodieerfindung, „up dat ein Jedes sine rechte Art unnd ehme gehörende Wiss entwedorss mit ernster Gravitetischeet edder frowdiger Lustigcheit hedde." Wie lassen sich diese wenigen Worte des alten Geschichtsschreibers auf Brahms' Liederkompositionen anwenden, auf seine besonders entwickelte Fähigkeit, jedes Lied bis ins kleinste Detail zu charakterisieren! Trotz seiner Hamburger Geburt treten in Brahms die Eigenschaften seiner Vorfahren, der alten Dithmarsen, voll und ganz in Erscheinung, sodaß wir ihn mit Recht den Unseren nennen können.

In stolzer Abgeschlossenheit und im vollen Selbstbewußtsein seiner zu erfüllenden Aufgaben, unabhängig von der Gunst der Großen und der oft noch verhängnisvoller auf den Künstler wirkenden Gunst der Menge, ist er seinen einsamen Weg durchs Leben gegangen, seine künstlerischen Ziele mit rückhaltloser Energie verfolgend und seinem künstlerischen Ideale mit eiserner Strenge gegen sich selbst Treue haltend. Tiefer Ernst mit einer nicht geringen Beimischung von Humor war, wie in unserem Volke, der Grundzug seines Wesens. Die Nichtigkeit und Vergänglichkeit des Daseins und damit verbunden Gedanken über Tod und Auferstehung sind häufig der Inhalt seiner ergreifendsten Kompositionen. Wie seine Vorfahren ist er tiefreligiös, ohne deswegen auf die äußeren Satzungen der Kirche viel Wert zu legen. Gleich den meisten seiner Landsleute hat er etwas Verschlossenes, Unnahbares in seinem Wesen, und er konnte gegen Fremde oder Bekannte, die ihm unsympathisch waren, eine geradezu

ſtachelige, abweiſende Haltung einnehmen, während ſein weiches, kindliches Herz jeder Not und jedem Unglück gegenüber die lebhafteſte Teilnahme empfand und half, wo es helfen konnte. Das Sicheinsfühlen mit ſeiner eigentlichen Heimat findet ſeinen ſchönſten Ausdruck in der innigen Freundſchaft, die ihn mit ſeinem Bluts- und Geiſtesverwandten Klaus Groth verband. Groth hat ſeine Erinnerungen an Brahms in drei Nummern der „Gegenwart" veröffentlicht, und bei dem allgemeinen Intereſſe, welches dieſe Mitteilungen haben müſſen, möchte man wünſchen, daß ſie in Buchform der ganzen Mitwelt zugänglich gemacht würden. Hier können wir uns natürlich nur auf einzelne Mitteilungen beſchränken. Groth beginnt damit zu erzählen, wie ſchon der Großvater von Joh. Brahms und ſein eigner in einer Häuſerreihe in Lüttjenheid wohnen, wo jeder Einwohner im Munde des Volks durch einen Vers bezeichnet wird wie: „Sla em dot, ſeggt Klas Groth" und „He hett nix as luter Hahns, ſeggt Brahms." Der Sohn dieſes, Johann Brahms, der Vater unſeres Johannes, hatte eine unbezwingliche Neigung zur Muſik, denn zweimal entlief er dem Elternhauſe, um gegen den Willen der Eltern Muſiker zu werden; erſt als er zum dritten Mal wieder davonwollte, gaben die Eltern ihre Einwilligung. Er errang ſich in Hamburg eine geachtete Stellung als Violinlehrer und Mitglied des Theaterorcheſters, war verheiratet mit Johanna Henrika Chriſtiane Niſſen, die eine Frau von ſeltener Herzensbildung geweſen ſein muß, denn Johannes, der gegen ſeine Eltern immer ein liebevoller Sohn war, hing mit beſonderer Liebe an ſeiner Mutter, und ſeinem Schmerze über ihren Tod verdanken wir eines ſeiner ſchönſten Werke: ein deutſches Requiem, welches 1867 entſtanden iſt und 1868 zum erſten Mal in Bremen zur Aufführung gelangte. Es war gerade dieſes Werk, welches in unſerem Lande ihm die meiſten Anhänger erwarb durch mehrfache Aufführungen in Kiel und Schleswig und welches verdient, auf dem nächſten ſchleswig-holſteiniſchen Muſikfeſt als Hauptwerk das Programm zu zieren. Eine nicht geringe Anzahl ſeiner herrlichen Lieder verdanken ihr Entſtehen den Dichtungen heimiſcher Poeten. Unter dieſen nimmt wieder Klaus Groth den erſten Platz ein. Die erſten von Brahms komponierten Grothſchen Lieder finden ſich in op. 59. Es ſind „Regenlied" und „Nachklang" aus Groths noch viel zu wenig gekannten hochdeutſchen Gedichten „Hundert Blätter." Die beiden Lieder gehören vielleicht zu den ſchönſten, die Brahms komponiert hat. Und doch ſcheint ihm ſeine Muſik zu der in der Dichtung ſo voll und ganz zum Ausdruck gekommenen Stimmung nicht erſchöpfend genug geweſen zu ſein, denn in einer herrlichen Sonate für Violine und Pianoforte, op. 71, ſpinnt er unter Zugrundelegung des Themas des Regenliedes die weiche, verſchleierte Stimmung des Gedichtes aus zu einem köſtlichen Muſikſtück von drei Sätzen, welches man nie ſpielen ſollte, ohne die Regenlieder vorher ſingen zu laſſen, die recht eigentlich der Schlüſſel zu der

Sonate sind. In Gleichartigkeit der Stimmung sind diesen Liedern und der Sonate verwandt die drei Heimweh-Lieder desselben Dichters in op. 63: „Wie traulich war das Fleckchen," „O, wüßt' ich doch den Weg zurück" und „Ich sah als Knabe Blumen blühn," in denen Brahms dem Schmerz um das verloren gegangene Paradies der Jugend einen ergreifenden Ausdruck giebt. Zwei Duette in op. 66 für Sopran und Alt behandeln wieder die Grothschen Texte: „Wenn ein müder Leib begraben" und „Aus der Erde quellen Blumen." Ich habe oben schon einmal gesagt, mit welchem tiefen Ernst Brahms alles, was an Tod und Ewigkeit erinnert, auffaßt. Das beweisen auch wieder die beiden Kompositionen dieser Lieder, die in ihrer gesättigten Trauer und Wehmut immer einen tieftraurigen und doch wieder versöhnenden Eindruck hinterlassen. Von den vielen anderen Kompositionen Grothscher Texte, die alle ohne Ausnahme einen hohen musikalischen Wert haben und den Liedern immer einen neuen, vertiefteren Gefühlsinhalt geben, nenne ich nur noch aus op. 59: „Mein müdes Herz verlangt nach milder Ruhe," „Dein blaues Auge blickt so still," „Komm bald," op. 97: „Es hing ein Reif im Lindenbaum" und das Quartett für gemischten Chor „Ernst ist der Herbst," mit einem überaus stimmungsvollen Tonsatz. Von anderen schleswig-holsteinischen Dichtern hat Brahms noch komponiert von Theodor Storm das tiefdüstere „Über die Heide hallet mein Schritt" mit der dumpfpochenden Klavierbegleitung, von Detlef von Liliencron „Auf dem Kirchhofe" und „Maienkätzchen" und endlich von Friedrich Hebbel „Ich blicke hinab in die Gasse," „Ich legte mich unter den Lindenbaum" und als Soloquartett mit Klavierbegleitung: „Friedlich bekämpfen Nacht sich und Tag." Es hat wohl kaum einen Komponisten gegeben, der in der Wahl seiner Texte so sorgfältig, und so schwer zu befriedigen gewesen ist als Brahms. Unter den vielen von ihm komponierten Liedern findet sich nie ein unbedeutender oder gar wertloser Text. Das Beste war ihm gerade gut genug, und selten verfällt er auf Texte, die schon von anderen komponiert sind; aber immer versteht er es, „so viele schöne, liebliche Melodien jedem Liede nach Erforderungen der Worte und Geschichte zu geben, auf daß ein jedes seine rechte Art und ihm gehörende Weise mit ernster Gravität oder freudiger Lustigkeit habe." Man kann mit Recht die Frage aufwerfen, warum Brahms keine plattdeutschen Texte komponiert habe, da ihm der Quickborn seines Freundes Groth deren eine Fülle, gerade für die Komposition sich besonders eignender Texte, bot. Eine Art von Antwort giebt darauf ein mir von Klaus Groth geschenktes, auf beiden Seiten beschriebenes Notenblatt in einem gewöhnlichen Notenquerformat, welches der größte Schatz ist, den ich besitze. Das Blatt enthält nämlich eine bisher ungedruckte Komposition des mit einer anderen Musik in op. 59 veröffentlichten Grothschen Liedes „Nachklang," von Johannes Brahms selbst geschrieben. Es ist eine

sehr schöne, höchst charakteristische und sehr ausdrucksvolle Komposition, die neben der anderen gedruckten immer ihren selbständigen Wert behaupten wird. In der in op. 59 gedruckten Komposition desselben Textes finden sich ganz bestimmte äußere Anklänge an das vorhergehende Regenlied, die Brahms hier vielleicht erwünschter sein mochten. Auf einem freigebliebenen Liniensystem unter diesem Liede hat Brahms dann die eigene Komposition des Liedes aus Quickborn: „Da geit en Bęk de Wisch entlang" für zwei Soprane und Alt geschrieben mit der Tempo- und Vortragsbezeichnung „Nich to snell und fin und söt." Den plattdeutschen Text der ersten Strophe hat er den Noten selbst unterlegt, also zweifelsohne das plattdeutsche Lied bei der Komposition im Sinne gehabt. Groth hat darunter schriftlich bemerkt: „Brahms sagte mir, er habe mehrere meiner plattdeutschen Lieder komponiert, dann es nicht bloß aufgegeben, sondern an die Stelle meiner Quickborntexte solche aus Brentanos Jungbrunnen gesetzt. Er nannte sie mir. „Plattdeutsch liegt mir zu nahe, ist für mich nicht Sprache, sondern Herzensäußerung." So ungefähr. Klaus Groth." Daß Brahms sich so oder in ähnlichem Sinne Groth gegenüber ausgesprochen hat, ist ja zweifellos richtig und ist wieder ein Beweis seines sich Einsfühlens mit unserem Volksstamm, dessen Herzenssprache das Plattdeutsch ist und hoffentlich immer bleiben wird. Möchte denn in Schleswig-Holstein die Musik unseres im vorigen Jahre verstorbenen großen Stammesgenossen immer mehr Eingang finden und immer mehr Herzen gewinnen, und wenn seine Musik auch die Eigenart unseres Stammes hat, daß sie nicht leicht zugänglich ist, so lohnt sie auch die Mühe, die man auf ihr Studium verwendet, durch einen überreichen Inhalt an schönster und idealer Musik, die einen Genuß gewährt, der keinem anderen zu vergleichen ist.

Kiel, im Juni 1898.

Auf historischem Boden.

Eine Ferienwanderung von **P. Franzen.**

Die Überschrift meiner Schilderung soll auf den Teil unserer engeren Heimat hindeuten, in dem vor wenigen Jahrzehnten sich die Geschicke Schleswig-Holsteins entschieden haben, auf Sundewitt und Alsen. Von Norden kommend, verlassen wir nach einer angenehmen Fahrt das Dampfschiff bei Randershöft und gehen von hier an der allerliebst belegenen „Munkmühle" die steile Strecke nach Rinkenis hinauf. Gleich beim Eintritt in das Dorf haben wir das erste Denkmal einer historischen Begebenheit vor Augen. Dem Hofe des Herrn Korff gegenüber steht ein einfacher Gedenkstein, der folgende Inschrift trägt:

„Forste Skud fra Krigens Skare
Voldte Byen Skræk og Fare.
Men med Priis og Tak og Hæder

Broderligt vi mindes eder
Som for os i forste Mode
Seier vandt — dog Seier bode."

Diese Strophe wird in Übersetzung ungefähr so lauten:

„Der erste Schuß der Kriegerschar,
Brachte dem Orte Schreck und Gefahr.
Doch Preis und Dank und Ruhm wir bringen

Der Bruderschar, die uns im ersten Ringen
Den Sieg erwarb — doch Seier starb."

An der Stelle im Dorfe fiel das erste Opfer im Kriege 1848—50. Es war dies der dänische Soldat Seier. Der Stein ist von Bewohnern des Dorfes gesetzt und die Inschrift vom damaligen Küster und Lehrer Nielsen verfaßt worden. Das Grab des gefallenen Soldaten Seier befindet sich auf dem Rinkenisser Kirchhof.

Das große und schöne Dorf zerfällt in das Ober- und das Unterdorf und erstreckt sich in einer Länge von über 3 km an der Flensburg-Sonderburger Chaussee entlang. Den Namen leitet die Sage von einem Seeräuber Ring her, der in früheren Zeiten hier sein Unwesen getrieben haben soll. Das alte Dorf lag im 13. Jahrhundert nördlich der um etwa 2 km vom heutigen Dorfe entfernten Kirche. Wir wandern längs der Chaussee nach Gravenstein hinunter und erreichen diesen Ort nach kurzer Wanderung. Der Flecken Gravenstein ist nur klein; aber die Umgebung desselben gehört unstreitig zu den schönsten Gegenden unseres Heimatlandes.

Schloß Gravenstein.

Ringsum von großen Wäldern eingeschlossen, liegt der Ort mit dem an einem kleinen Binnensee belegenen Schlosse an einem Einschnitt des Nübel-Noors, welches durch den schmalen Ekensund mit der Flensburger Förde in Verbindung steht. Jenseit des Binnensees liegt der große, herrliche Park mit seinen mächtigen Baumriesen, die in ganz Schleswig ihresgleichen suchen. Vom Park aus gelangen wir in wenigen Minuten nach dem Herzenshügel. Von hier aus blicken wir auf eins der freundlichsten Stückchen unserer heimatlichen Erde. Hier war es, wo unser Kaiser bei Gelegenheit des Kaisermanövers 1890 einen Feldgottesdienst abhalten ließ und darnach die Parade über sämtliche Marinemannschaften der in der Flensburger Förde ankernden Kriegsschiffe abnahm. 1864 war hier in Gravenstein das

Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, des Eroberers von Düppel. Das Schloß, welches sich mit seinen weißgetünchten Mauern in den blauen Fluten des kleinen Sees spiegelt, wurde 1616 vom Besitzer des adeligen Gutes Seegaard aufgebaut. Indem man große Steine für die Grundlage des Baues sammelte, entdeckte man die Alfshöhle, in welcher der Seeräuber Alf [1]) gehaust haben soll. Sein Grab wird im Schloßpark gezeigt. Bei dieser Gelegenheit fand man kleine Kupfermünzen, die auf der einen Seite ein Ā und auf der anderen Seite ein † trugen. Im Jahre 1725 wurde das inzwischen erneuerte Schloß an den Herzog von Augustenburg verkauft, der es, nachdem es 1757 abgebrannt war, im folgenden Jahre wieder aufbauen ließ. Jetzt ist es im Besitze des Herzogs Ernst Günther und ein beliebter Sommeraufenthalt der Herzogin-Witwe Adelheid, der Mutter unserer Kaiserin.

Östlich aus dem Flecken führt die Chaussee weiter gen Sonderburg. Über Atzbüll gelangen wir nach Nübel. Eben hinter Nübel liegt das Gehölz Büffelkoppel, das während der Belagerung der Düppeler Schanzen von Preußen und Dänen gleich hart umstritten wurde. Neben der Chaussee befindet sich hier ein kleines Häuschen mit davorliegendem Blumengarten. Hier im Garten haben dänische Soldaten im Gefecht bei der Büffelkoppel den Tod gefunden, und von den Bewohnern des Häuschens ist ihnen hier im Garten das Grab bereitet worden. Es ist jetzt durch einen schönen Gedenkstein geschmückt. Als der dänische Dichter Holger Drachmann einst diese Gegend bereiste, fand er dieses Grab, und in seinem Liede „De sønderjyske Piger" denkt er bei den Worten:

„De vog dem, vi grov dem en Grav i vor Have,
Lagde dem ved Siden af den alfar Vei" ꝛc. [2])

an dieses Grab im Gärtchen an öffentlicher Straße.

An dem Wirtshause Frydendal vorbei führt uns der Weg die Düppeler Berge hinauf. Sie ziehen sich in einem Bogen über die Südostecke des eigentlichen Sundewitts und fallen ziemlich steil nach dem Wenningbund ab. Die höchsten Kuppen erheben sich bis 70 m über den Meeresspiegel und gewähren einen unvergleichlichen Rundblick. Ausgezeichnet schön erscheint hier die Insel Alsen mit dem am Alsensund liegenden Städtchen Sonderburg. Zwischen Alsen und dem Festlande schlängelt sich der Alsen-Sund wie ein silberglänzendes Band zwischen Anhöhen und grünen Wäldern dahin, bis er sich mit der offenen Ostsee verbindet. Nach Süden schweift unser Blick über den Wenningbund, die Halbinsel Broacker und den Flensburger Meerbusen bis an die bewaldete Nordküste Angelns. Fast alle Gegenden und Örter, die unser Gesichtskreis umfaßt, fordern erhöhtes Interesse, da sich in und bei ihnen geschichtliche Ereignisse abgespielt haben. Hier ist 1848 und 49 und namentlich 1864 für die Befreiung Schleswig-Holsteins hart gestritten worden, und die vielen Soldatengräber auf dem kleinen Kirchhof an der Chaussee, auf dem freien Felde und auf den Kirchhöfen von Düppel, Ullerup, Satrup, Nübel und Broacker zeugen davon, daß viel deutsches Blut geflossen ist, ehe dieses herrliche Stück norddeutscher Erde mit dem deutschen Vaterlande vereinigt werden konnte. Ein hehres Denkmal der großen Waffenthat am 18. April 1864 bildet das Düppeldenkmal, 22 m hoch, auf einer Anhöhe südlich der Chaussee, wo früher die dänische Schanze Nr. 4 lag. 2 km westlich vom Denkmal liegt der Spitzberg (jetzt Prinzenhügel genannt), von dessen Höhe Prinz Friedrich Karl am 18. April den Angriff leitete. Jenseits des Wenningbunds liegt die Anhöhe Gammelmark,

[1]) Siehe „Heimat" Jahrgang 1892, Heft 4.

[2]) In Übersetzung ungefähr so:
„Sie (die Feinde) wogen, wir gruben ihnen ein Grab in unserm Garten,
Legten sie hinein ins Grab neben der öffentlichen Straße."

wo die Preußen ihre Batterien aufgefahren hatten, die Düppel den größten Schaden zufügten. Wenige Schritte vom Denkmal liegt der kleine Soldatenkirchhof, wo Preußen und Dänen friedlich neben einander ruhen. Hier schmückt ein einfaches eisernes Kreuz, dort ein einfacher Granitblock je ein Massengrab. „Hier ruhen — — tapfere Preußen; hier ruhen — — tapfere Dänen": das sind die einfachen, aber doch vielsagenden Inschriften. Reiche Kranz- und Blumenspenden legen Zeugnis davon ab, daß die gefallenen Helden nicht vergessen sind. Nördlich von den Schanzen befinden sich hier und dort auf dem freien Felde einfache Denkmäler. Hier ziert ein Gedenkstein den Ort, wo der General v. Raven, Anführer der 3. Sturmkolonne, schwerverwundet niedersank; dort bezeichnet ein Kreuz die Stelle, wo ein junger Lieutenant sein Leben dem Vaterlande zum Opfer brachte. Wohin wir uns auch wenden, überall finden wir Erinnerungszeichen an blutige Kämpfe. In der Wirtschaft Düppelhöh', welche am Fuße des Denkmals liegt, finden wir eine kleine, aber interessante Sammlung von Waffen, Kugeln, Granatsplittern usw. aus den Kriegsjahren. Zwischen dem Denkmal und Sonderburg liegt die historisch bekannte Düppel-Mühle, die 1864 den Dänen als Beobachtungspunkt diente. Lange widerstanden ihre festgefügten Mauern den Kugeln der Gammelmarker Batterie; endlich aber stürzten sie ein.

Von der Mühle führt die Straße steil hinab nach dem Alsen-Sund, und bald erblicken wir Sonderburg auf der schräg aufsteigenden Küste. Die Geschichte der Stadt ist eng mit der Geschichte des Schlosses verknüpft. Das große, düstere Gebäude liegt an der südwestlichen Ecke der Stadt auf einem künstlich aufgeworfenen Grunde. Es soll im Jahre 1169 als Schutz gegen die wendischen Seeräuber aufgeführt worden sein. Damals soll es aber näher bei Augustenburg gelegen haben, und erst nach verschiedenen Eroberungen und Bränden mag es auf dem jetzigen Platz aufgebaut worden sein. Im Schlosse befindet sich eine kleine Kapelle. Hier ist das offene Erbbegräbnis der Herzöge der sonderburgischen Linie. Die aufgestapelten, mit Silber und Sammet beschlagenen Sarkophage haben sich bis auf den heutigen Tag gut erhalten.

Früher hatte das Schloß vier mächtige Ecktürme. Diese sind jetzt bis auf einen Rest des nordwestlichen Turmes verschwunden. Im südöstlichen Turm wurde der dänische König Christian II. von 1532—49 gefangen gehalten. Er saß in einer Kammer eingesperrt und hatte nur seinen norwegischen Zwerg und, als dieser gestorben war, einen alten Soldaten zur Gesellschaft. Die Thür zur Kammer war vermauert; durch ein Loch in der Wand reichte man ihm sein Essen, und sein Licht erhielt er durch ein vergittertes Fenster. In einer Nische stand das Bett des Königs und in einer anderen der Kamin. Mitten im Zimmer stand ein großer marmorner Tisch, in dessen Platte sich eine Furche vom Finger des Königs gebildet haben soll, wie auch der Fußboden Spuren von den Wanderungen des Königs trug. — Vom Mühlenberge östlich der Stadt genießt man eine herrliche Aussicht über die Insel, und deutlich sieht man die weißen Mauern des Augustenburger Schlosses, das in einem wundervollen Park am Augustenburger Noor liegt.

Erwähnen möchte ich noch Satrupholz am Alsen-Sund, das durch eine kurze, aber schöne Dampfschiffsfahrt zu erreichen ist. Von hier aus unternahmen die Preußen am 29. Juni den kühnen Übergang über den Alsen-Sund und entrissen dadurch den Dänen ihr letztes Bollwerk, auf das sie in ihrem Stolz so sehr getrotzt hatten. Von dieser herrlichen Waffenthat zeugt das Alsendenkmal bei Arnkiel am Alsenstrand. Möge dies schöne Stückchen Erde, Alsen und Sundewitt, unserem teuren Vaterlande für immer erhalten bleiben!

Stapelholmer Sagen.

Geſammelt von **Heinr. Carſtens.**

III.

Schlangenſagen.

Ein kleines Mädchen in Drage ſaß jeden Tag vor der Hausthür auf einem Stein und aß Milch und Krume (Melk und Kröm). Jedesmal nun, wenn ſie da ſaß und aß, kam unter dem Stein eine Schlange heraus und aß mit dem Mädchen aus der Schüſſel. Zuweilen ſchlug ſie die Schlange mit dem Löffel auf den Kopf und ſprach: „Du ſchaß ni blots Melk drinken, du ſchaß ok Kröm ęten.“ Als aber die Eltern gewahrten, daß die Schlange mit dem Mädchen aus der Schüſſel aß, töteten ſie die Schlange. Da fing aber auch das Kind an zu kränkeln und ſtarb bald darauf.

Es war zur Zeit der Roggenernte, als ein Mädchen, das den Roggen hinter der Senſe aufnahm, zur Mittagszeit hinter einem Wall lag zu ſchlafen. Da kroch ihr eine große Schlange (en Snork = Ringelnatter) in den Mund hinein, aber ſie wußte nichts davon. Sie ſchwoll an, und kein Arzt konnte ihr helfen. Ein Jahr ſpäter aber kroch die Schlange von ſelber wieder heraus und eine ganze Reihe junger Schlangen hinterher. Mündlich aus Drage.

Es giebt auch eine Königsſchlange, die eine goldene Krone trägt. Wer dieſe goldene Krone gewinnen kann, iſt reich für ſein ganzes Leben. Ein Mann fand einſt die Königsſchlange in einem Walde und raubte ihr die Krone. Dafür ward er aber auch Zeitlebens von allen Schlangen verfolgt.

Mündlich aus Bergenhuſen.

Das verwunſchene Schloß.

Zwiſchen Stapel und Erfde an dem Erfder Langendamm, ungefähr da, wo die alte Sorge in die Eider mündet, befindet ſich eine Weele. Hier ſtand in alter Zeit ein großes, prächtiges Schloß. Dasſelbe iſt verſunken, weshalb, weiß ich nicht mehr, und an der Stelle, wo einſt das Schloß ſtand, iſt jetzt die Weele, die aber grundlos iſt. In der Neujahrsnacht hört man tief unten ein Glöcklein läuten. Mitgeteilt von A. Weinrebe.

Die Schatzgräber.

Im Braßberge bei Drage, da, wo einſt auch Unterirdiſche wohnten, liegt ein großer Schatz. Einſt wollten Leute dieſen Schatz heben, und ſchon hatten ſie den Kaſten, der den Schatz barg, nahezu aus der Tiefe herausgebracht, als einer der Schatzgräber, namens Huß, das unbedachte Wort ſprach: „Nu hebbt wi em bald!“ und ſofort verſchwand der Schatz wieder in der Tiefe. Doch gab es noch eine Möglichkeit, den Schatz dennoch zu heben; wenn einer nämlich hinreiten würde nach dem Prediger in Kropp, um noch ein Schwarzkunſtbuch zu holen. Huß, durch deſſen Unachtſamkeit der Schatz verloren gegangen war, wollte hinreiten, doch ging er zuerſt zu einer Kartenlegerin, und die ſagte ihm, er möge nur ruhig daheimbleiben, da er das Buch doch nicht erhielte, obgleich der Prediger es gerade auf ſeinem Tiſche liegen habe; auch würde er unterwegs drei Mal mit dem Pferde ſtürzen; das erſte Mal bei „Möhlenſink“ (Niederung, die ſich zwiſchen Seth und Drage hinzieht und bei den Süderſtapler Mühlen — jetzt iſt dort nur eine Mühle — vorübergeht). Dennoch beſtieg Huß ein tüchtiges Pferd und ritt fort. Bei „Möhlenſink“ ſtürzte er, aber ohne Schaden zu nehmen. Noch zwei Mal ſtürzte er mit dem Pferde, kam aber doch glücklich in Kropp an. Richtig, das Buch lag aufgeſchlagen auf dem Tiſch, und als Huß nun ſagte, daß er abgeſandt ſei von den

und den Leuten aus Drage, um das Schwarzkunstbuch zu holen, da machte der Prediger das Buch, worin er gerade gelesen, zu, klopfte dem Huß dreimal auf die Schulter und sprach dreimal: Bete und arbeite! Und so mußte Huß denn ohne das Buch wieder nach Hause reiten, und der Schatz ist noch diesen Tag nicht gehoben.

Bei den Süderstapeler Mühlen liegt auch ein Schatz, der noch nicht gehoben ist. Mündlich aus Drage. Abgedr. im Ur-Quell Bd. III, S. 162 u. f.

Wiedergänger.

Zwischen Bergenhusen und Wohlde liegt noch recht viel Gehölz, und hier gerade auf der Grenze — „Mittelfredendoor" heißt die Stelle — geht ein Mann mit einer Kette um. Jedenfalls ist es ein Landmesser, der die Grenze falsch gemessen hat.

In Bergenhusen starb der alte H. Kaum war er gestorben, so kehrte er wieder und beunruhigte die Seinen im Hause. Endlich machte man das Grab offen, öffnete den Sarg und legte die Leiche mit dem Gesichte nach unten (nüel). Von nun an mußte H. unter der Erde umgehen. Mündlich aus Bergenhusen.

In Drage erhängte sich vor Jahren eine Frau. Das böse Gewissen hatte ihr keine Ruhe gelassen, weil sie einst als junges Mädchen ihr neugeborenes Kind umgebracht hatte. Aber auch im Grabe fand sie keine Ruhe und mußte nach ihrem Tode umgehen. Der Drager Nachtwächter hat sie oft gesehen. Mündlich aus Drage.

Bei der Süderstapeler Mühle in der Nähe des ehemaligen Galgenberges (Gallbarg) gehen Grüttbüdel und Tambour (Obermüller?), die einst hier hingerichtet worden sind, um. Mündlich aus Süderstapel.

Der ewige Jude.

Alte Leute haben den ewigen Juden oft gesehen. Er hat nirgends Ruhe und muß immerfort wandern. Nur zwischen zwei Eggen, die dachförmig zusammengestellt sind, kann er sich ein wenig ausruhen. Mündlich aus Drage.

Kind in der Weele.

Durch einen mächtigen Sturm entstand an der Eider ein Deichbruch, und durch nichts war es möglich, den Bruch zu hemmen. Endlich hieß es, man müsse ein Kind in die Weele werfen, da dann der Bruch geschlossen werden könne. Man kaufte einer Mutter ihr uneheliches Kind ab, die es für schnödes Geld hergab. Über der Weele baut man eine Wippe, läßt das Kind hinaufgehen, so daß es sich überschlägt und ins Wasser sinkt. Doch taucht es noch mehrmals auf, und man hört deutlich: „Wat is weeker as week?" „„Möers Schoot!"" „Wat is söter as söt?" „„Möers Titt!"" „Wat is harter as hart?" „„Möers Hart!"" Mündlich aus Drage.

Sprichwörter, volkstümliche Ausdrücke und Redensarten, Volksreime, alter Volksglaube.

Zusammengestellt von **H. Eschenburg** in Holm bei Uetersen.

Wie überhaupt auf dem Gebiete der Volkskunde, so ist auf Anregung durch die „Heimat" in den letzten Jahren auch fleißig auf dem Felde unserer Sprichwörter und Redensarten gesammelt worden.

Das ist um so erfreulicher, weil es die höchste Zeit geworden ist, die noch vorhandenen Schätze zu bergen. Denn die Gegenwart ist der Fortdauer dieser

„Weisheit auf der Gasse" nicht günstig, und wurde nicht Hand ans Werk gelegt, so würde allmählich immer mehr von diesen wertvollen Bausteinen zum Gebäude der Volkskunde abbröckeln.

Ich möchte mich hier jedoch nicht weiter über die Bedeutung und den Wert unserer Sprichwörter verbreiten, sondern weise in dieser Beziehung auf die Ausführungen des Herrn Suck in der „Heimat" 1891, S. 189—191 hin. Was dort über die Volksreime gesagt ist, dürfte in gleichem Grade auch für die Sprichwörter zutreffen. Ferner sei hier an die Ausführungen des Herrn Rektor Lund in der „Heimat" 1897, S. 18 erinnert.

Ich hatte das Glück, einige reichlich fließende Quellen zu entdecken, und so gelang es mir, für die Gegenden von Kaltenkirchen, Pinneberg, Haseldorf und Brunsbüttel eine ziemlich umfangreiche Sammlung zusammenzubringen.

Auf Vorschlag des Herrn Rektor Lund wagte ich den Versuch, den ersten Teil der Sammlung, der das Kapitel vom Essen und Trinken enthält, womöglich auf das weitere Vereinsgebiet auszudehnen. Ich mußte dabei auf Unterstützung aus dem Leserkreise der „Heimat" rechnen.

In bereitwilligster Weise haben dann auch Herr Carstens in Dahrenwurth und Herr Rektor Lund die übersandte Arbeit ergänzt, ersterer für Dithmarschen, letzterer für Dänischwohld, sodaß auch diese beiden Gegenden in der Sammlung gut vertreten sind. Dazu sandte Herr Carstens einige Angaben aus Stapelholm sowie entsprechende Beiträge aus Nissen, Freske Findlinge und Tuxen, Det plattdytske Folkesprog i Angel.

Eine sehr dankenswerte Unterstützung wurde ferner der Arbeit durch die Sammlung des litterarischen Vereins der Seminaristen zu Eckernförde-Borby zu teil, die namentlich wertvolle Beiträge aus dem Fürstentum Lübeck brachte. Herr Rektor Kleemann in Kiel sandte ferner einen Beitrag aus der Wilstermarsch, Herr Rektor Peters in Kiel eine Zusammenstellung nach Mitteilungen seiner Schüler. [1])

Wenn nun auch dank solcher thatkräftigen Unterstützung der erste Teil der Sammlung einen bedeutenden Umfang gewonnen hat, so ist doch anzunehmen, daß wir von der erstrebten Vollständigkeit noch weit entfernt sind. Fehlen doch aus dem südöstlichen Holstein und Hamburg noch fast jegliche Beiträge, und auch Schleswig ist außer Dänischwohld nur spärlich vertreten.

Es wäre aber auch sehr erwünscht, wenn das Verbreitungsgebiet der schon eingegangenen Sprichwörter sich genauer feststellen ließe. Im Einverständnis mit der Schriftleitung der „Heimat" richte ich daher an die geehrten Leser die höfliche Bitte:

1. Man wolle die beim Lesen im Gedächtnis auftauchenden neuen Sprichwörter mit der Feder festhalten und zur Ergänzung einsenden.
2. Man wolle die Kenntnis von der Verbreitung der einzelnen Sprichwörter fördern helfen durch Einsendung der Nummern, die in dortiger Gegend bekannt sind, wobei charakteristische Abweichungen besondere Berücksichtigung verdienen.
3. Man wolle auch solche Beispiele einsenden, die ihrer Derbheit wegen mit Rücksicht auf den Leserkreis der „Heimat" von dieser Veröffentlichung ausgeschlossen werden mußten, die aber in einer vollständigen Sammlung nicht fehlen dürfen, sofern sie wissenschaftlichen Wert haben soll.

[1]) Beiträge für die gesamte Sammlung sind außer den alle Gebiete umfassenden Zusammenstellungen der Eckernförder Seminaristen noch eingegangen von Herrn Hauptpastor Schnittger in Schleswig, Fräul. Buckow, Lehrerin in Altona, Herrn Schwarz in Windbergen, Herrn Greve in Schleswig und Herrn Reimer in Satrup (Angeln).

Das bisher der Sache entgegengebrachte rege Interesse läßt mich auf fernere Unterstützung hoffen. [1])

I. Vom Essen und Trinken.

Allgemeines.

Wertschätzung des Essens und Trinkens.

1. a) Eten un Drinken holt Liv un Seel tosamen. Verbr., auch N. IV, 475.
   b) ..... beter as 'n isern Band. K.
2. Von Eten un Drinken mut mancher Minsch von leben. FLb.
3. a) Bi Eten un Drinken kann 'n old warn. K. Hf. Carst.
   b) De am längsten itt, levt am längsten. (Besonders am Weihnachtsabend gebräuchlich.) Carst. B.
4. He slöppt nich, wenn he watt eten schall. K. Hf. B. D.
5. a) Wat hett 'n süns vun'e Welt! Et'n un Drink'n wüllt wi d'r vun. Et'n un Drink'n wüllt wi d'r vun, wat wi denn ni hebbt, dat hebbt wi ni. Carst. Schwienhusen in D.
   b) Wat hett 'n denn ok noch sünst vun 'e Welt, as dat Bitt'n (Bißchen), wat 'n sik daer mit de Tänen afritt. Pb. K.
   c) ..... as blot dat Eten un Drinken. Hf. B.
6. Ruf zum Essen: „Wat eten!" —
   a) Antwort: „Dat is't best Wort in ganz N." Pb. K. Hf. B.
   b) Antwort: „Dat mæt wi ni vergeten!" Hf. B.
7. a) Ik bün god vun Natur un ok doch — mag geern eten un driuken. K.
   b) God Eten un Drinken mag ik, daervær will ik ok min Gemütlichkeit hebb'n. DW.
   c) Vær wenig Eten bün ik nich, sä de dithmarscher Buer; awer drinken mag ik geern; dahingegen mut ik naher min gehörige Ruh hebb'n. Eck. 103.
8. a) Beter wat in'n Liv as wat üm'n Liv. K. Hf. B. Carst.
   b) Eerst de Mag, denn de Krag. Lb. in Eck. 340.
9. 'n god Fröhstück is beter as 'n ganzen Dag garnix. Hf. B. Pb. K. Pr. FLb.
10. Kort Gebet un 'n lange Wust. Hf. B.

Hunger und Appetit.

11. So hungrig a) as 'n Wulf. verbr.
    b) as 'n Lus. Carst.
12. En hungrig Lus bitt scharp. K. Carst.
13. a) Mi ward (auch: hangt) de Mag al scheef. verbr.
    b) Ik bün so hungri, dat mi de Mag an 'n Rügg sitt. Carst.
14. He is so hungrig, dat em de Darm in 'n Liv knackt, pipt (kettelt. B.) K. Pb. Hf.
15. Ik bin so hungrig, ik kunn wull roh Müs' freten. Hf.
16. a) Hunger is en skarp Krut. N. V, 669.
    b) Hunger es dat best Krut awt ethe. N. V, 614.
17. Langn hungern is keen Brot sparn. Carst. K.
18. a) He mag sin Kost. verbr.
    b) He is keen Kostverachter (Kostversmaer. K.) verbr.
19. He sleit keen Mahltid æwer. Pb. K. Hf. B. Carst.
20. Wenn he wat süht, mag he wat. K. B.
21. He is krank vær't Brotschapp (vær de Garkæk. K.), wenn'r satt is, mag he nix. Pb. Hf. B.
22. Mut'n eten, wenn 't smeckt. K. Pb. Hf. B.
23. De Aptit kumt bi 't Eten. verbr.

---

[1]) Bedeutung der Abkürzungen: **B.**: Die Gegend um Brunsbüttel. — **Carst.**: Aus Dithmarschen nach Mitteilungen von Carstens in Dahrenwurth. — **B.**: Bramstedt. — **D.**: Dithmarschen. — **Eck.**: Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten von Rudolf Eckart. — **DW.**: Der Dänische Wohld. — **FLb.**: Fürstentum Lübeck. — **Hbg.**: Hamburg. — **Hf.**: Die Gegend der Haseldorfer Marsch sowie die angrenzende Geest. — **Holm**: Dorf Holm bei Uetersen. — **K.**: Die Gegend von Kaltenkirchen (speziell Heustedt). — **N.**: Freske Findlinge von Nissen. — **Pb.**: Pinneberg. — **Sch.**: Plattdeutsches Idiotikon von Schütze. — **Tuxen**: Det plattdytske Folkesprog i Angel von Tuxen. — **(?)**: Das Sprichwort kommt im Gebiete vor, aber die Gegend ist nicht genauer bekannt.

24. De Mund is 'n Schelm (DW.), wenn em wat bütt, denn mag he ok wat. K. Hf.
. . . . . ., so nimmt he 't. Carst.
25. He kumt in 'n Smack as Heitmann mit 'n Zucker. K. Pb. Hf. B.
26. Ik kann to jeden Tid arbeit'n, kann ok to jeden Tid ęten. Holm.
27. Verännerlich Spies' gift Aptit to'n Ęten. K. Hf.
. . . . . gift guden Aptit. B.
28. Itt nich, ehr du wat ittst, sünst kannst du nich ęten, wenn du wat ittst. (Iß nicht so viel vor der Mahlzeit.) K.

Vom Magen.

29. He het 'n Magen up 'e recht Stell. Pb. K. Hf. B.
30. He het 'n Pęrmag. Carst.
31. a) He het 'n Holsteenschen Magen. Holst. DW.
b) He het 'n Dithmarscher Magen. Dithm. Stapelholm (Carstens).
32. a) En Dithmarscher Magn is inwenni mit Blick beslan. Christiansholm b. Rendsburg (Carstens).
b) He mut 'n Mag hem, de mit Nadnageln utslan is. FLb.
c) Sin Magen is utgleisurt. K.
33. He het 'n Magen as N., kann rohe Schohsahl'n frętn. Hf.
34. a) He kann dree Mahltidn op'n anner sett'n. Dithm. Stapelholm (Carstens).
b) Man mut'n mal 'n Mahltid æwerslan können, mut æwer ok dree Mahltiden up 't anner sett'n können. Pb. K. Hf. B.
35. He het 'n Kükenmagen. K. Hf. Carst. DW.
36. Wat de Mund mag, mut de Mag verdaun. K. Hf. B. Carst.

Über den Geschmack.

37. a) De Gesmack is verschieden, — de een mag de Mudder un de anner de Dochder. verbr.
b) . . . . . ., de een mag de Krei un de anner de Nachtigal. K. Hf. B.
38. Wat de een ni mag, is den annern sin best Kost. verbr.
39. Na jeden een sinen Mund kann 'n ni laken. K. Hf. B.
40. a) Jeder up sin Mæhl. Hf.
b) Jedereen na sin Mæg. DW.
41. a) Dat is wat up min Mæhl. B. Pb. K. Hf.
b) Dat is 'n Frętn vær Mops. Carst.
c) Dat is 'n Fudder (Frętn) vær mi. Pb. Hf. B.
42. a) Daer lat ik Brot un Beer vær stahn. Hf. B.
b) Daer lat ik den besten Brad'n vær stahn. K. Carst.
43. a) Daer steit em de Lecker na. In Holst. verbr.
b) Daer lick ik de Fingern na. K. Pb. Carst.
c) Daer watert mi de Mund na. K. Pb.
44. Dat is man 'n kort Enn, wo't god smeckt. K. Pb.
45. Itt, wat du magst, un sing, wat du weets. verbr.
46. De 't ni mag, mutt 't dalslucken. verbr.
47. De 't mag, de mag 't, un de 't ni mag, de mag 't wull ni mægen. K. Bramst. [1])
48. De is krüsch — mag ni mal brad'n Törf. K. Hf. B.
49. Ęt'n, wat 'n mag, un liden, wat 'r vær hört. K. Pb. Hf. DW.
50. a) Ik ęt alls, wat up 'n Disch kommt. K. Hf. DW. Carst.
b) Min Schosteen treckt allerhand Rok. Sch. ?
51. Wat 'n god Swin is, fritt alls. K. Pb. Hf. Pr. FLb. DW.
52. a) He neit dat all vær de Naht weg. Pb. K.
b) He slubbert dat all weg. Pb.
c) He fritt alls vær Manschester weg. verbr.
53. He het 'n goden Pröver (Zunge). K. Hf.
54. a) De is lang ni krüsch — mag alls, wat god smeckt. Pb.
b) . . . . . mag Beefsteak un Karbonad. Neustadt.
c) He es eg lakker, awer he mei nog wat Göds. N. III, 363.
55. a) Leckertähn! (auch Leckertęv) mags ok gröne Seep? verbr.
b) Phylax! mags ok Mulschelln? [2]) K. Hf. B.
c) Mus! mags ok Speck? Stapelholm (Carstens).

[1]) Dort schon vor 30 Jahren bekannt. Ob aus Reuter?
[2]) Ein feines Gebäck.

56. a) Ik mag nich geern dünn Botter, æwer geern dicken Kees. Pb. K.
b) Dick mag ik de Botter nich, aber hoch. F. Lb.
c) Dünn Brot un dick Botter. K. D. N.-Dithm.
57. Bęter is bęter! sä de Jung un streu Zucker up 'n Sirup. Dithm. (Reimer).
58. a) Vęl ęten do ik nich, æwer recht 'n bitt'n wat Gods — un denn natürlich satt. B.
b) Vær vęl Ęten bün ik ni — blot 'n Bittn un 'n bittn wat Gods. K. Hf.
59. Wi wöllt em de Leckertän (de Eiertähn. Eck.) uttrecken. Hf.
60. Dat mag de Heistmer Kohharr ok. (Im Dorfe Heist bei Ütersen lebte vor Zeiten ein Dorfhirte, der stets, wenn er Leute essen sah, sagte: „Dat mag ik ok!" — Die Redensart wurde dadurch in der Gegend sprichwörtlich.) (Fortsetzung folgt.)

Was sich das Volk erzählt.

Klas Warre.

Von Hauptlehrer **J. Maaſs** in Lübeck.

In Groten Sziemz bi Schümbarg (Schönberg im Fürstentum Ratzeburg) wier vor lang'n Tied'n ein'n Schult'n, de heit Klas Warre. Sien Vare harr em 'n Stär (Bauernstelle) hinnelat'n, de wier flech inne Reig (Reihe, Ordnung); nix as Quäk'n un Schiet un Dreck an all'n Ecken un Kanten. Sien' Veihwark künn' dat Vareunser dærch de Rippen lęs'n un in de Hüft'n kunn' ein Mękelbörger Burbrot leggn (legen), dar wier nix van tau seih'n. Sien Fruch (= Frau) hal he ut Linow (Lindow). In de einzig Lar (Lade, eichener Koffer), de se mitkreig, wier ok wiere nix as'n Hüllschachtel.[1]) De ull Schachtel rutsch nu bald na værn, bald na achten in de Lar, je nadem dat in de Linoger (Lindower) Bargen bargup ore bargdal güng. Dor hett de Düwel sien Spill mit, seggt Klas Warre, wenn't bargdal geht, rutscht Düwel na værn, bargup rutscht Düwel na achten. — Ganz ull lege (schlechte) Dag wiern dat vær Klas Warre, wenn he tau Harst- un Frühjohrstied'n mit 'n poor Sack Kurn tau Mæhl müßt na Schümbarg (Mühlenzwang). De Weg wier denn noch leger as sien Veihwark; un in de Bäk (Maurine), wo nu ein Brügg æwer geht, wier so 'n deip Stär (Stelle), dor bleiw Klas Warre ok jeresmal stęk'n. Dar het de Düwel sien Spill mit, seggt Klas Warre denn, treckt de beste Wagenrung 'rut un geht dormit achten Wagen hen. Richtig sitt de Düwel achter up dat Ünnebrett un drückt den Wagen deip na de Maar (Modde) 'rin, dat dat Veihwark em nich rüppeln ore rög'n künn. Klas Warre langt den Düwel twei feste mit den dicken Enn' van de Rung. Den drüdd'n ok! seggt de Düwel. Jerst (Erst) anners üm nęhm', seggt de Schult un langt em nu twei mit dat dünn' Enn', de sik æwer likes (dennoch) ok kämmt un wossen (gewaschen) hebbt. Den drüdd'n ok! seggt de Düwel. Jerst anners üm nęhm'! Un so tagel Klas Warre un füht sik bannig vær, dat hei den Düwel nich drei Släg (Schläge) mit datsülwig En'n gęb'n der (that), denn wier hei verlor'n west. So æwer släug hei so lang, bet de Düwel ut'nanne platzt un dat dor ganz bannig stink'n wür. Denn schäuw (schob) Klas 'n bät'n mit an, un dat Veihwark kreig richtig den Wag'n los. De Stär wier den annern Dag noch ganz swart dovan.

So oft Klas Warre na Schümbarg käum, so oft türe hei sik ok 'n lütt'n Origen (einen ordentlichen Rausch nämlich) an. Tau Faut güng hei denn mit sien'n Krüsel giern æwer Sabow dærch den Mählenbrauk den Fautstieg na. Dor kreig'n em nich so vęl Lür (Leute) tau sehn. Blot bei ull Stieg güng an' ull Sandkuhl værbi, dor wier dat 's nachts sien Dag nich richtig west. In de ull Kuhl wiern vær lang'n Tied'n mal Franzosen begrab'n word'n; dorvon käum dat. Ins (Einstmals) 's nachts dämelt Klas Warre dor an de Kuhl værbi un füht dorin so'n hell Kahl'nfüer. Dor hett de Düwel sien Spill mit, seggt he. Denn vær Sabow wier em all de Piep utgahn, un sien'n Tunner (Zunder) harr he richtig in Schümbarg ligg'n lat'n. So dull he sien'n Sughak'n ok brukt harr, sien Piep wier ut un bleiw ut, un hei kreig se nich werre in't Glæsen (Glimmen). Hei geht in de Kuhl, leggt sik driest ein Füerkahl up de Piep un süggt sik so tau Hus an. Æwer dat Ding dat brennt jü nich, he kann sug'n, wat he wull. Nu besüht he sik de Kahl mal ollik (ordentlich), un süh, dor is dat 'n Luggedur. Holt still, seggt de Schult, dit kann't bruk'n, dreht sik um un stickt sik alle Taschen propp'wull, un nu giwwt he ok kein Stärgeld (Platzmiete, eilt davon). Bald æwes hört he Hunn' achter sik bläk'n; se kamt achter an, woll an 100 Stück. Hei löppt, all wat dat Tüg hol'n will, se kamt ümmer dichter 'ran. He pußt un sweit, denn sien Luggerdurs, de mütt doch in Säkerhet. Un richtig, he kümmt 'rin in't Hus. De Hunn' de bläkt dar but'n vær de Dær. He æwers will sien Luggerdurs

[1]) Die Kopfbedeckung der Ratzeburger Bäuerinnen hieß „Hüll" = Mütze.

mal telln un fangt nu an, inne Döns (Stube) up 'n Disch se uttopack'n. Doch hiermit harr de Düwel nu würklich mal sien Spill: wat Klas utpackt, wier luter schiern Piermeß (Pferdedung).

Mitteilungen.

1. Fang einer Ringelnatter im Meerwasser. Natrix, die Schwimmerin, ist der lateinische Beiname, den die Ringelnatter allgemein führt. und wie berechtigt diese Bezeichnung ist, wird jeder Beobachter zugeben, der diese die Nähe des Wassers liebende Schlange mit hoch erhobenem Kopfe schnell und gewandt auf der Flucht oder auf der Jagd nach Beute über Gräben und Teiche hat dahingleiten sehen. Daß sie auch über die salzigen Fluten des Meeres ihre Wanderungen unternimmt, geht daraus hervor, daß im Juli vorigen Jahres an Bord S. M. S. „Blücher" in der Flensburger Förde ungefähr 1000 m vom Lande eine Ringelnatter von etwa 50 cm Länge gefangen wurde. Marine-Arzt Dr. Böse, von welchem diese Mitteilung an den Herausgeber des „Zoologischen Anzeigers" (vergl. Bd. XX, Nr. 536) eingesandt wurde, konnte nach Angaben von glaubwürdiger Seite hinzufügen, daß die Ringelnatter auf der dortigen Förde häufiger vorkomme. Namentlich bei Nordwind sollen diese Tiere öfter von Wassersleben über die Bucht nach Mürwik schwimmen, also 3—4 km auf der Flut zurücklegen. F. Lorentzen in Kiel.

2. Nordlicht. Gestern Abend beobachteten wir hier ein prächtiges Nordlicht. Als ich etwa um 9 Uhr 15 Min. hinauskam, fiel mir eine ziemlich starke Lichterscheinung am nördlichen Himmel auf, die eine bedeutende Ausdehnung hatte. Allmählich bildete sich immer deutlicher ein schwachgewölbter breiter Lichtbogen, der endlich bis über die Sterne Arctur und Capella hinausreichte und eine Helligkeit verbreitete wie etwa ein schwacher Mondschein. Der Bogen kam allmählich höher, und dem ungeübten Auge schien es, als wenn unterhalb desselben eine schwarze Wolkenwand emporstieg, so stark hob sich das Lichtgebiet von dem übrigen sternklaren Teil des Himmels ab. Nach etwa einer halben Stunde zeigten sich zuerst ganz schwache Strahlen. Bald danach schossen zwei lange helle Strahlen hervor, und nun verbreitete sich das Licht von dem Bogen aus, daß es dem getäuschten Auge schien, als breche das bisher hinter der dunklen Wolkenwand zurückgehaltene Licht mit Macht hervor. Jetzt schossen allenthalben starke Strahlen hervor. Gegen 10 Uhr erreichte das wunderschöne Schauspiel seinen Höhepunkt. Welch wunderbarer Wechsel der Strahlen, die teilweise bis zum Scheitelpunkt hinaufschossen! An den beiden Enden des Bogens röteten sich zeitweilig die Strahlen, als spiegelte sich ein starker Feuerschein am Himmel. Das Nordlicht breitete sich bis Nordwesten aus. Allmählich wich dann der Lichtbogen immer mehr zurück, aber der wunderbare Wechsel, mit dem bald hier, bald dort die Strahlen in neuer Pracht hervorschossen, erfreute noch lange das Auge des Beobachters.

Holm bei Uetersen, 10. September 1898. Eschenburg.

3. Das Vorkommen der Mistel in Schleswig-Holstein. Von Herrn Rektor Junge in Kiel ist mir folgende Mitteilung zugegangen: „Die Mistel ist am Ende der vierziger Jahre bei Oldesloe vorgekommen. Es kann 1846 oder 1847 (vielleicht 1845) gewesen sein, als mein Lehrer, Rektor Rohde in Oldesloe, eine Mistel in die Klasse mitbrachte. Ein Jäger Landahl, der ihm auch einmal eine Rohrdommel erlegt hatte, hatte diese Mistel von einem Baume heruntergeschossen." Da es schwer hält, die Mistel in den Kronen hoher Waldbäume zu entdecken, möchte ich besonders die Förster bitten, beim Fällen der Bäume das Geäst derselben einer genaueren Durchsicht zu unterziehen und etwaige Vorkommnisse durch unsere „Heimat" bekannt zu geben." — Ein mir bekannter Lehrer teilte mir mit, daß er im „Holst. Courier" (Neumünster) eine Notiz gelesen habe, laut welcher die Mistel im Brackenfelder Gehölz unweit Neumünster auf einer besonders hohen Birke schmarotzend vorgefunden sei. Für eine Bestätigung dieser Nachricht wäre ich dankbar. Barfod.

4. Dingstock. Zu diesem Kapitel in einer früheren Nummer der „Heimat" erlaube ich mir einige Bemerkungen. Besagte Einrichtung besteht unter dem Namen „Kniep" noch in der Gemeinde Fitzbek bei Kellinghusen. Dort werden alle Bekanntmachungen in der „Kniep" von einem Hause zum andern gesandt. Ein Aushängen im „schwarzen Kasten" ist dort nicht gebräuchlich. Die Kniep ist ein eiserner Stab, an welchem sich eine eiserne Feder befindet. Diese dient zum Festhalten des betreffenden Schriftstückes. Jedes in Umlauf gesetzte Schriftstück erfordert eine eigene „Kniep," sodaß oftmals die vorhandenen eisernen Kniepen nicht ausreichen, sondern zu hölzernen gegriffen werden muß.

Rickers in Plön.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 11. November 1898.

Der Charakter des niederdeutschen Christentums in dessen Anfängen.

I.

Vortrag, gehalten am 8. Februar 1898 in der Zusammenkunft der vereinigten Kirchenkollegien Altonas von Professor Dr. P. Piper.

Der Gegenstand, für den ich heute Abend auf einige Minuten um Ihre Aufmerksamkeit bitten möchte, liegt dem Zwecke unserer Zusammenkunft nicht fern, da er deren Grundlage betrifft. Ein Wort über den Charakter des niederdeutschen Christentums in dessen Anfängen zu sprechen, habe ich mir zur Aufgabe gestellt. Wie man den Charakter einer Person am besten versteht, wenn man die Verhältnisse zu durchschauen in der Lage ist, unter denen er sich gebildet hat, so gilt dasselbe auch von Institutionen. So möchte ich denn Ihre Aufmerksamkeit lenken auf die Verhältnisse, die das Christentum bei seinem Eintritt in Nordalbingien vorfand, auf die Art, wie es sich dieser Verhältnisse bemächtigte, und endlich auf die Gestaltung, die es infolge dieses Werdeganges annahm. Ich werde bemüht sein, nur Authentisches zu berichten auf Grund der Quellen und Analogieschlüsse zu vermeiden auf die Gefahr hin, daß dabei das Bild nur dürftig und lückenhaft ausfällt.

Es dürfte bekannt sein, daß unser nordalbingisches Land der Ursitz des Sachsenstammes war, der von hier aus die weiter südlich wohnenden verwandten Stämme mit sich verschmolz, die Cherusker, Angrivarier und Chauken, die später als Westfalen, Engern und Ostfalen in der Geschichte auftreten. Dicht genug muß unser Land bewohnt gewesen sein, denn nicht nur fand ein beständiges Vordringen nach Süden auf Kosten der Hessen und Franken statt, kühne Seeräuberzüge wurden nach den Ufern des Rheins und der Schelde unternommen, und zahlreiche Liten oder Knechte aus den unterworfenen Völkern mehrten die Wehrkraft; sondern im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung waren auch von hier aus, offenbar durch Übervölkerung veranlaßt, die Angeln und Sachsen nach Britannien gezogen und hatten sich das Land angeeignet. Immerhin war noch Volkes genug zurückgeblieben, treu an dem Lande hängend, das sie geboren, das nicht

ihnen Reichtum und Wohlleben bot, wohl aber Gefahren mancher Art in sich barg und rauh und wild war, wie das Äußere seiner Bewohner.

Die Eider oder Egidora, d. i. Meeresthor, wie sie damals hieß, war noch ein tiefer Meerbusen, der einem andern, von Osten hereingreifenden, welcher der Schlei entspricht, sich bis auf eine halbe Meile näherte. Der so entstehende Isthmus war durch das sogenannte Kowerk, den Vorgänger des Danewerkes, geschlossen. Von Schleswig bis in die Gegend des heutigen Lübeck zog sich am Osthang des uralisch-baltischen Höhenzuges der Holstenwald Isarnho in prächtigen, hochstämmigen Buchen. Hier im Osten fanden sich hauptsächlich größere Ansiedlungen: Sliaswik oder Sliasthorp, wie es die Sachsen, Haetheby, wie es die Dänen nannten, und andere. Das Hügelland westlich hiervon war teils Sandboden, mit Eichen und Föhren bestanden, teils mergelhaltiger Boden, auf den ganz im Westen die Marsch folgte, das Moorland, das noch nicht eingedeicht und spärlich bewohnt war, durch das aber der Weg von der Elbe nach Schleswig führte. Der einsame, große Wald, das war die Charakteristik des Landes, welche auch in dem sinweldi des Heliand ihren Ausdruck findet, und das Eichhörnchen konnte an manchen Stellen sieben Meilen weit über Bäume laufen. Dort hauste allerlei jagdbares Wild: Hirsche, Rehe und Wildschweine, aber auch Bären, Wölfe und Auerochsen. Luchse und Füchse, Ottern und Biber bevölkerten Wälder und Gewässer.

Die Ansiedlungen befanden sich längs der Wasserläufe und Seeen, denn Brunnen kannte man noch nicht; diese kamen erst durch fränkische Vermittlung im 9. Jahrhundert auf. Die einzelnen Höfe waren eingezäunt mit Weiden- oder Dornengeflecht, Haus und Hof waren in dieser Weise eng mit einander verbunden, so daß Haus und Hof, casa cum curte, stehende stabreimende Verbindung wurde. Auch das Dorf war mit solcher Einhegung umgeben, die zu durchbrechen bei schwerer Buße untersagt war. Das Wegewesen war wenig entwickelt. Wie es keine Steinzäune gab, so gab es auch keine gepflasterten Wege. Selbst auf den größeren Straßen konnte man die Stapfen der Rosse und die Tritte der Männer sehen, und besonders an den bewohnten Stätten war der Schmutz der Wege schier unergründlich. Römerstraßen, wie sie im mittleren und südlichen Deutschland, auf der Höhe der Wasserscheide sich haltend, die Hauptverkehrswege bildeten, waren hier nicht vorhanden. Hier und da zeigte ein Galgen an weithin sichtbarer Stelle am Wege die Leiche eines Wegelagerers; in späteren Zeiten bezeichneten Kreuze die denkwürdigen Orte. Über die Gewässer wurde der Verkehr durch Fähren vermittelt, Brücken waren selten.

So ist das landschaftliche Bild des damaligen Nordalbingiens ein finsteres, ödes, es weckte in der Brust des einsamen Wanderers alle die Regungen des Grauens vor unheimlichen, übergewaltigen Mächten, der Mensch mit seinen beschränkten Hülfsmitteln sah sich täglich in titanenhaftem Kampfe mit Gewalten, denen zu unterliegen sein ihm bekanntes

Los war. Wenig schützte der wollene Mantel, das grobleinene Hemd oder das Fell gegen die Kälte, und auch seine Waffen, Streithammer und Speer, waren ungenügend im Kampfe gegen die wilden Tiere. Aber mitten unter all den Schrecken einer rauhen Natur schuf er sich jene trauten Stätten, in welchen die innigen Regungen seines Gemütes sich entfalten konnten, zwar in anderen Formen und weniger zu Tage tretend als heutzutage, doch sicherlich nicht weniger tief und stark.

Das niedersächsische Bauernhaus in ungefähr derselben Grundanlage, wie wir es jetzt noch vor uns sehen, war der Sammelplatz der Hausgenossen und die Stätte ihrer Gemütlichkeit. Diese Anlagen, in denen man mit viel Wahrscheinlichkeit die Form des urgermanischen Hauses hat wiederfinden wollen, vereinigten den ganzen Besitz des Sachsen an Vieh und Getreide, seine Familie, seine Knechte und Mägde, unter ihren gewaltigen Dächern, die Pytheas von Massilia im 4. Jahrhundert, auf der See vorüberfahrend, verwundert mit Bergen verglich. Die mit Lehm ausgeschlagene Deele ist Tenne und Tanzplatz zugleich, von dem Herde im Fletraum aus übersieht die Hausfrau ihre Wirtschaft. Aus Fachwerk ist das Haus errichtet, meist mit einer Utlucht vor dem Hauptthore, die Wände höchstens 12, das Dach bis zu 30 Fuß hoch. Wie wir an Häusern des Alten Landes noch sehen können, war auch Schmuck am Hause angebracht, farbige Verzierungen und Schnitzereien im Bauholz selbst, jenem auch in architektonischer Hinsicht echt germanischen Bildungsstoff, und die Hirschhörner der Giebelkrönung charakterisieren das hochgehörnte Haus, wie es der Heliand nennt, zeigen, daß der Sinn für das Schöne sich auch damals schon zu bethätigen suchte. Ziergärten am Hause gab es noch nicht, der Gemüsegarten und der mit allerlei Obstarten ausgestattete Baumgarten genügten auch dem ästhetischen Sinne, wie ja auch in unsern Tagen der echte Bauer von einem Ziergarten wenig wissen will. Allerlei Vieh wurde gezogen, besonders Kühe und Pferde, in denen die Sachsen auch ihren Tribut an Karl den Großen zahlten. Lagen die Wohnungen am See, so gehörte der Einbaum hinzu, auf dem man zum Fischfang hinausfuhr, der sachkundig und mit feinschmeckerischer Unterscheidung der Arten betrieben wurde; lagen sie am Meere, so durfte das hochhörnige Schiff nicht fehlen, dessen Bugspitze mit einem Drachenhaupte oder Vogelkopfe geschmückt und das nur mit einem viereckigen Segel ausgestattet war. Ein bewegliches Steuer an der rechten Seite lenkte den Lauf. Diese Schiffe entbehrten aller Bequemlichkeit, denn nicht einmal der Dänenkönig Heriold, der im Jahre 826 zur Taufe den Rhein hinauffuhr, kannte den Luxus einer Kajüte; aber so einfach sie waren, dienten sie doch zu weiten Unternehmungen längs den Küsten nach Wiik te Duurstede in den Niederlanden und bis zu den Mündungen der Seine und Loire. Bei all diesem Streben in die Weite bemerken wir beim Sachsen ein zähes Haften an der Scholle.

Im Heiligtume des Hauses entfaltete sich das niederdeutsche Wesen

in seiner Eigenart am reichsten. Hier an der lichten Hohwand, die mit den Waffen des Hauses geziert war, mit den kleinen Fenstern, den Augenthoren, sammelte sich die Familie, die vom stürmischen Meere oder aus dem Grauen des Waldes heimkehrenden Männer, die Knaben mit allerlei nützlicher Arbeit, die Frauen und Mädchen am Webstuhl, und außer dem wirtlichen Feuer brannte hier noch eine andere heilige Flamme, die Phantasie des Volkes, nicht, wie heutzutage, als ein funkensprühendes Feuerwerk, das seine Kraft bald erschöpft, sondern als bescheidenes Lichtlein, aber eine dauernde Freude für jeden, dem es leuchtet. Hier berichteten die Männer am langen, mit den Methkrügen bewehrten Tische, was sie Gewaltiges, Übermenschliches, unheimlich Großes, räthselhaft Gutes oder grauenhaft Böses, immer aber Unerklärtes, Geheimnisvolles auf ihren Fahrten erlebt, hier walteten segensreich die kleinen Erdgeister, Wichtelmännchen und Zwerge, und das Ahnen von göttlicher Weltregierung kam hier zum sinnvollen und bedeutsamen Ausdruck, wie der Römerbrief sagt: Gottes unsichtbares Wesen, seine ewige Kraft und Gottheit ward ersehen an den Werken. Diese natürlichen Mächte wurden dann personifiziert, zu göttlichen, der Menschennatur nachgebildeten Erscheinungen gemacht, die Regel des Jahreswechsels, der Sonnen- und Mondphasen, das Werden und Vergehen in der Natur erhielten ihren sinnigen Ausdruck in den Jahrzeitmythen, aus dem natürlichen Gottesdienst entwickelte sich die Götterverehrung, die in ihren Anfängen noch naiv und kindlich war, später aber, als im Sarkasmus ein gegen die schlichte Wahrheit sich auflehnender Zug hinzukam, zum Grotesken herabsank und an sittlichem Gehalt verlor. Indem der religiöse Sinn, statt sich durch das Ahnen des Göttlichen heben zu lassen, es sich mit wild anthropomorphischen Gestaltungen bequem machte, verlor die Götterlehre jede innere Wahrheit und jeden ethischen Wert. Allerlei Aberglaube entstellte den ursprünglichen Naturdienst, Geheimmittel und Zauberformeln waren in allgemeinem Gebrauch, wüste Gelage knüpften sich an die gottesdienstlichen Feiern, und die Frauen waren die Pflegerinnen geheimer Kunst.

In diesem absteigenden Stadium tritt uns der Götterglaube Niederdeutschlands entgegen zu der Zeit, wo das Christentum hereindrang. Die Götter, einst hehre Gestalten, unbewußt noch empfunden als Versinnbildlichungen der Größe des einen, allmächtigen Gottes, wurden herabgezerrt in das gemein Menschliche, und als nun hier die Lehre vom Menschen- und Gottessohne verkündet wurde, der hinabsteigt in die Niedrigkeit, um uns zu sich zu erheben, da lag in ihr für den Sachsen etwas ungemein Heimisches, das zu ihr zog, und doch auch etwas Neues, Fremdes, Ungewohntes, das den Widerspruch hervorrief.

Eigentlich waren die niederdeutschen Heiden nicht unduldsam. Neugierig strömten sie den Bekehrern zu, die sie zum Teil als Sonderlinge betrachteten und ruhig gewähren ließen, wie wir solches von Liafwin

wissen, und viele ließen sich primsignen, d. h. mit dem Zeichen des Kreuzes versehen, schon um in den Besitz der weißen Taufkleider zu gelangen. Die Mönche, welche das Bekehrungswerk unternahmen, nützten mit großer Thatkraft, und, wie anerkannt werden muß, meist auch mit feinsinnigem Maßhalten diese ihnen günstige Lage aus. Ein Verbot der heidnischen Gebräuche an sich wurde nicht eben schwer empfunden, da die Edleren des Volkes bereits aufgeklärt genug waren, um deren Widersinnigkeit zu begreifen, doch waren sie immerhin ein Stück altgewohnten Hausrates, von dem man sich nicht gerne trennte, ohne Ersatz zu haben. Die Missionare leiteten daher klüglich die heidnischen Gebräuche in christliche über.

(Schluß folgt.)

Die Ruine Glambek auf Fehmarn.

Von J. Voß in Burg a. F.

Der Name der Stadt Burg a. F. weist auf eine ehemalige Befestigung hin, und in der That gab auch eine Burg den ersten Grundstock her für das sich bildende Städtchen, dessen Vorhandensein bereits im 13. Jahrhundert durch das sog. Waldemarsche Erdbuch vom Jahre 1231 sicher verbürgt wird. Die Überreste dieser uralten Burg liegen westlich von der Stadt und in unmittelbarer Nähe derselben; sumpfiges Wiesenland umgiebt von drei Seiten das Burgplateau, dessen Oberfläche mit Gras bewachsen ist. Über diese alte Burg sind geschichtliche Nachrichten nicht erhalten; auch die Sage weiß nichts davon zu erzählen, ein Beweis für das hohe Alter der wahrscheinlich früh zerstörten Anlage. Als am 4. Dezember 1896 in meinem Beisein eine Untersuchung des Plateaus vorgenommen wurde, indem man etwa acht tiefe Löcher hineinstieß, entdeckte man außer den Resten einer gepflasterten Straße und eines Fußweges aus sog. Stapfsteinen in einer Tiefe von ½ m festes Mauerwerk, das aus 30 cm langen, 14 cm breiten und 9 cm dicken, oft halb verglasten Ziegelsteinen bestand, wie wir sie z. B. in der sog. Waldemarsmauer im Dannewerk wiederfinden.

Die ganze Lage des Platzes scheint anzudeuten, daß diese alte Burg einst zum Schutze des ältesten Hafens der Stadt Burg a. F. gedient habe. Als dann der älteste Burger Hafen der fast allen Ostseehäfen drohenden Versandung zum Opfer fiel und das ehedem an die Stadt heranreichende Binnengewässer sich nach und nach in Sumpf und Wiese verwandelte, hatte die alte Hafenbefestigung keine Bedeutung mehr; sie verfiel oder wurde vielleicht nach einer gewaltsamen Zerstörung nicht wieder aufgerichtet. Statt des ehemaligen Hafens benutzte die Stadt Burg a. F. in der Folge eine an der sog. Burger Tiefe belegene offene Reede, zu deren Sicherung eine neue Befestigung, die Burg oder das Schloß Glambek, errichtet wurde.

Die noch vorhandenen, nicht uninteressanten Rudera des Schlosses Glambek liegen auf einem schmalen Sandriff, das den Burger Binnensee von der Ostsee trennt. Der mit Wall und Graben umgebene Burgplatz hat eine Länge von 75 m, eine Breite von 34 m und ist ganz mit Kalk und Bauschutt bedeckt. Außer den Überresten zweier Ecktürme und einem ausgemauerten, ursprünglich gewölbten Keller ist von Glambek nichts mehr erhalten geblieben; nur die Fundamente des Schlosses und der dazu gehörigen Nebengebäude ragen noch an verschiedenen Stellen hervor. Die Ecktürme haben eine Höhe von 4 m; ihre starken Mauern zeigen

nur an den Außenseiten einige regelmäßige Steinlagen aus Ziegeln im gotischen Verbande, das Innere oder der Kern des Mauerwerks dagegen besteht aus faust- und kopfgroßen Findlingen, die mit sehr viel Kalkmasse übergossen sind. Die roten, oft bis zum Verglasen gebrannten Ziegel zeigen dieselben Ausdehnungen wie die bei Törning, Seegaard und im Dannewerk aufgefundenen Exemplare. — Voller Schutt ist der einst als Gefängnis dienende Burgkeller. Amalie Schoppe, die bekannte fehmarnsche Jugendschriftstellerin und Dichterin, die während ihrer Kindheit des öfteren, wie sie erzählt, die Ruine Glambek besuchte, hat noch vor etwa 100 Jahren in jenem Keller die starken Ketten und Halseisen gesehen, mittels welcher man ehedem die Gefangenen an die Wände und Mauern des Gefängnisses schmiedete. Sie läßt sich darüber in ihren „Erinnerungen," S. 96, also vernehmen: „Zahllose Grausamkeiten mögen hier verübt worden sein, denn noch jetzt (um 1798) findet man Kellergewölbe unter den Trümmern, in denen sich armdicke Ketten mit breiten Halsringen befinden, woran man wahrscheinlich die unglücklichen Gefangenen befestigte." — Von dem hier erwähnten Keller führten vormals, wie sichere Nachrichten besagen, ein Gang und eine steinerne Treppe in einen zweiten Keller, der aber jetzt nicht mehr erreichbar ist. Der Eingang zu diesem zweiten Keller soll durch eine starke eiserne Thür versperrt sein; so erzählen Knaben, welche durch den nur teilweise verschütteten Gang kriechend bis zu dem Eingang dieses zweiten Kellers gelangt sein wollen.

Die Ruine Glambek auf Fehmarn.
Blick von oben in den Burgkeller.

Von der Burg Glambek weiß die Sage allerlei Geschichten zu erzählen, die freilich den historischen Thatsachen oftmals widersprechen. So sollen nach dem Volksglauben hier, wie an so vielen Orten der Ost- und Nordsee, die Seeräuber Nikolaus Störtebeker und Godeke Michael gehaust haben, und man behauptet, daß diese beiden Piraten einst auf Glambek zwei unterirdische Gänge anlegten, von denen der eine nach Burg, der andere nach der Ostsee führte. Jetzt sind freilich diese Gänge verschüttet; gelingt es aber einem Sonntagskinde, sie zu erschließen, so werden die darin von den Seeräubern aufgespeicherten Schätze die Mühe der Arbeit reichlich lohnen. — Einst, so erzählt der Volksmund weiter, belagerten die Holsteiner Glambek, konnten aber trotz aller Tapferkeit die Burg den Seeräubern nicht entreißen. Im holsteinischen Heere befand sich damals ein jugendlicher Ritter, der allabendlich im Lager seinen Waffengefährten liebliche Lieder vortrug, die allgemeinen Beifall fanden. Zwei junge Mädchen in der Burg hörten diese Lieder und öffneten gegen das Verbot des Hauses die Thür einer verborgenen Luke, um dem liederreichen Sänger näher zu sein. Sie wurden von den Holsteinern bemerkt, und letztere schoben eine eiserne Stange in die geöffnete Thür, so daß

dieſe nicht mehr geſchloſſen werden konnte. Mittels Leitern gelangte man durch die gewaltſam geſprengte Thür der Luke in das Innere der Burg und räumte das ganze Raubneſt aus.

Wie viel Wahrheit in den obigen Erzählungen ſteckt, bleibe dahingeſtellt; nur ſoviel iſt gewiß, daß Glambek im Jahre 1426 in die Hände der im Solde der Hanſaſtädte ſtehenden Seeräuber (Vitalier) fiel, die die dort ſtationierte däniſche Beſatzung überliſteten und aufhoben. Fehmarns Bevölkerung hat in alten Zeiten ſtets Seeraub getrieben und den auf der Oſtſee kapernden Piraten mehr als einmal Vorſchub geleiſtet. Bei Fehmarn mag es geweſen ſein, wo Ansgar auf ſeiner erſten großen Miſſionsreiſe nach Schweden (etwa 829) von den Oſtſeepiraten angefallen und ausgeraubt wurde. Adam von Bremen nannte die Fehmaraner um 1076 „Seeräuber und blutgierige Banditen, die keinen verſchonen, der zu ihnen hinüberfährt.“ Auch der um 1421 lebende Seeräuber Peter Doru („des borgemeſters ſön van der Borch“) und der berüchtigte, im Jahre 1526 von den Hanſeaten bei Ryſö in Norwegen getötete Seeräuber Martin Pechlin, der Schrecken der Bergenfahrer, waren geborene Fehmaraner.

Die Ruine Glambek auf Fehmarn (Fundament des öſtlichen Eckturms).

In der Geſchichte tritt Glambek zuerſt im Jahre 1307 auf. Damals ſah die Burg zahlreiche erlauchte Gäſte, denn außer dem däniſchen Könige Erich Menved waren dort die Grafen von Holſtein, ſowie die Herzöge von Schleswig und Sachſen-Lauenburg anweſend, um eine ſeit mehreren Jahren beſtehende Fehde zwiſchen den holſteiniſchen Grafen und Lübeck zu ſchlichten. Schon wenige Jahre ſpäter wird gemeldet, daß der vorerwähnte König Erich Menved auf Glambek einen Lehnsmann hielt, dem die Burg untergeordnet war, und der die fehmarnſchen Einkünfte einzuziehen und an ſeinen königlichen Herrn abzuführen hatte. Erich Menved verpfändete dann im Jahre 1318 das Schloß Glambek an ſeinen Truchſeß Nikolaus Olavi oder Oluffs, wie es der däniſche Geſchichtsforſcher H. M. Velſchow in ſeiner Schrift: „Om Oen Femerns ſtatsretlige Forhold før Aaret 1326, S. 16 ff.“ des weitern ausgeführt hat. In den langjährigen Kämpfen zwiſchen Dänen und Holſteinern ſpielte Glambek eine nicht geringe Rolle, und oft war das feſte Schloß der Zankapfel der ſtreitenden Parteien. 1358 wurde Glambek durch den däniſchen König Waldemar Atterdag eingenommen; ein gleiches geſchah 1416 durch den däniſchen König Erich von Pommern, bei welcher Gelegenheit Henneke Rathlov, der holſteiniſche

Befehlshaber des Schlosses, auf Geheiß des siegreichen Fürsten enthauptet wurde. Noch in demselben Jahre seitens der Holsteiner zurückgewonnen, wurde Glambek im Jahre 1420 abermals von den Dänen besetzt, die es aber nur bis zum Jahre 1426 halten konnten. Später ist die Burg viele Jahre hindurch der Sitz der fehmarnschen Amtmänner gewesen, bis endlich im Jahre 1558 der Amtmann Breyda Rantzau das Ansinnen an die Vertreter der Landschaft Fehmarn stellte, ihm ein „neues" Wohnhaus zu bauen. Der Grund für dieses Verlangen mag darin zu finden sein, daß Glambek mittlerweile gänzlich baufällig geworden war. Um 1590 waren, wie Heinrich Rantzau meldet, von der einst sehr stark befestigten Anlage nur noch geringe Mauerreste übrig.

Unleugbar hat die Burg Glambek einst in der Geschichte Fehmarns eine große Bedeutung gehabt, indem sowohl Dänen als Holsteiner von hier aus des öftern versuchten, die beiderseits begehrte Insel in ihren Besitz zu bringen. Die zahlreichen, oft ruhmvollen Belagerungen und Verteidigungen der Burg mögen den Verfasser des aus dem 16. oder 17. Jahrhundert stammenden sogenannten fehmarnschen Liedes zu dem darin enthaltenen Ausrufe veranlaßt haben:

„Ach Glambek, ach Glambek, du büst fast ehrenrike!"

Oberbürgermeister Toosbüy.

Ein Gedenkblatt.

Am Abend des 19. September kündete feierliches Geläute aller Kirchenglocken Flensburgs das kurz vorher erfolgte Ableben des seit Monaten schwer erkrankt gewesenen Oberhauptes dieser Stadt an. Fünf Tage später fand die Beisetzung des Verstorbenen statt, eine Feier, wie sie innerhalb der Mauern dieser Stadt großartiger nie dagewesen sein wird. Der Oberbürgermeister, Geheime Regierungsrat Wilhelm Toosbüy war heimgegangen, und nicht nur in allen Kreisen des eigenen Gemeinwesens, sondern auch weit über dessen Gebiet hinaus ist dieser Todesfall tief und aufrichtig beklagt worden. Ein schlichtes Wort der Erinnerung wird dem Verschiedenen auch in den vorliegenden Blättern geweiht werden dürfen.

Der Lebensgang Toosbüys ist kurz erzählt:

Wilhelm Friedrich Christian Toosbüy war am 1. Mai 1831 in bescheidenen Verhältnissen in Eckernförde geboren, besuchte bis zu seiner Konfirmation die dortige Bürgerschule, von 1847 an das Gymnasium in Altona und verließ diese Anstalt im Jahre 1850 mit dem Zeugnis der Reife. Seine juristischen Studien brachten ihn auf die Universitäten Kiel, Jena und Kopenhagen; unterbrochen wurden dieselben durch die Teilnahme an dem schleswig-holsteinischen Erhebungskriege. Im Jahre 1853 bestand er sein Amtsexamen, dem unmittelbar nachher die Anstellung im ersten Departement des damaligen Ministeriums für das Herzogtum Schleswig sich anschloß. Nach der Befreiung Schleswig-Holsteins von der dänischen Herrschaft begab er sich in die alte Heimat zurück, wo er zunächst (Anfang 1865) in den Kommunaldienst der Stadt Hadersleben eintrat. Im Herbst des gleichen Jahres traf ihn die Berufung zum Bürgermeister in Sonderburg, und in dieser Stellung war es, in welcher er zuerst auf deutschem Boden sein hervorragendes Verwaltungstalent an den Tag legte. Am 12. Oktober 1868 wurde er als Bürgermeister der Stadt Flensburg konstituiert; am 23. Oktober fand seine Einführung in das neue Amt statt. Bei der am 25. Januar 1870 durch die Bürgerschaft Flensburgs vorgenommenen Wahl wurde er zum Bürgermeister auf Lebenszeit gewählt. Später folgte die Allerhöchste Berufung als Oberbürgermeister ins Herrenhaus.

Viele Jahre hindurch gehörte Toosbüy dem Provinziallandtage und auch dem Provinzialausschusse als stellvertretender Vorsitzender an. Durch Allerhöchstes Vertrauen war er als Mitglied der evangelisch-lutherischen Gesamtsynode der Provinz berufen. Im Jahre 1890 verlieh ihm Seine Majestät den Charakter als Geheimer Regierungsrat. Von seinen Nebenämtern nennen wir nur den Vorsitz im Aufsichtsrat der Kiel-Eckernförde-Flensburger Eisenbahn-Gesellschaft, sowie im Kuratorium der Königlichen Navigationsschule in Flensburg.

Weitaus den Mittelpunkt seiner Thätigkeit bildete die Leitung des Gemeinwesens, die nahezu volle 30 Jahre seinen Händen anvertraut war. Seine ganze Kraft stellte er in den Dienst dieser verantwortungsvollen Aufgabe.

Bei seinem Amtsantritt erwies sich die wirtschaftliche Lage der Stadt Flensburg als eine sehr schwierige. Die bisherigen Handelsbeziehungen, die wesentlich nach dem Norden gerichtet gewesen waren, hatten durch die Neugestaltung der politischen Verhältnisse eine höchst bedenkliche Einbuße erfahren. Es galt jetzt, den Verlust vieler alter Interessen mit einem Ersatz in anderer Richtung auszugleichen. Zu den unvergänglichen Verdiensten Toosbüys gehört es, daß er allezeit die in der Bevölkerung der Stadt vorhandene hervorragende gewerbliche und kaufmännische Tüchtigkeit voll zu würdigen wußte und dieser jede mögliche Förderung angedeihen ließ. In der Verwaltung selbst hatte er von den allerbescheidensten Anfängen an auszugehen, und erst nach und nach konnte der große Rahmen geschaffen werden, in welchem sich heute die Geschäftsführung eines Gemeinwesens von der Bedeutung unserer Nachbarstadt Flensburg abspielt.

Oberbürgermeister Toosbüy.
(Nach einer Photographie von M. B. Schultz in Flensburg.)

Toosbüy hat von jeher der gesamten Administration in der Gemeinde seine Aufmerksamkeit zugewendet. Er schenkte auch den „Kleinigkeiten" Beachtung. Bisweilen ist ihm daraus wohl ein leiser Vorwurf gemacht worden, daß er sich zu sehr um die Details bekümmere. Aber diese alles umfassende Fürsorge entsprang in Wahrheit doch nur dem unbegrenzten Maße von Verantwortlichkeitsgefühl, welches den unermüdlichen Mann beseelte. Und niemals wird man Toosbüy nachsagen können, daß er für große Gesichtspunkte nicht das rechte Verständnis gehabt hätte. Gestreift haben wir bereits seine zielbewußte Stellung zur wirtschaftlichen Entwickelung der Stadt. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß ein wesentlicher Teil des so erfolgreichen Fortschreitens auf allen Gebieten des ökonomischen Lebens, welches die letzten 30 Jahre für Flensburg gebracht haben,

seiner verständnisvollen Mitwirkung zu danken ist. Unvergängliche Verdienste hat Toosbüy sich weiterhin in der Fürsorge um die Hebung des Volksschulwesens erworben. Die Stadt Flensburg darf mit berechtigtem Stolze auf ihre Volksschulen hinweisen. Allezeit ist hier Toosbüy der treueste Förderer gewesen. Auch dem Armenwesen hat er seine ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Toosbüy verstand das rechte Geben und das rechte Maßhalten. Er hatte das volle Verständnis für die große soziale Wichtigkeit gerade dieses Zweiges der Verwaltung und hat, ohne nach außen hin mit den von ihm getroffenen Einrichtungen zu prunken, eine treffliche Organisation der Armenversorgung durchgeführt.

Was verdankt die Stadt in ihrem äußeren Gewande dem Verstorbenen? Vor 30 Jahren war das Straßenwesen der damaligen Kleinstadt entsprechend. Während seiner Amtsthätigkeit hat sich Flensburg, dessen Einwohnerzahl auf nahezu das Doppelte anwuchs (von 22 000 auf über 40 000), zu einer wirklich schönen Stadt entwickelt! Prächtige, wohlgepflegte Straßenläufe durchziehen die Stadt, neue, schöne Quartiere sind entstanden, und auch in diesen Dingen dürfen wir feststellen, daß hier überall die Anregung und das Eingreifen Toosbüys von maßgebender Bedeutung gewesen ist. Die Errichtung eines ausgezeichneten städtischen Wasserwerks mag an vorliegendem Orte ebenfalls erwähnt werden.

Einen aufrichtigen Freund hat der kleine Handwerksmann in Oberbürgermeister Toosbüy verloren. Was die Verwaltung zu gunsten einer Kräftigung des selbständigen Handwerks im Wettbewerb gegen die Großindustrie leisten konnte, das ist von seiner Seite geschehen. Ein wertvolles Zeugnis seiner Zuneigung für die Interessen des Kleingewerbes bildet besonders die von dem Verstorbenen mit nie ermüdender Liebe geförderte Fortbildungsschule. Auch in seiner Stellung als Vorsitzender des Verwaltungsrats der schleswig-holsteinischen Landesindustrie-Lotterie ist Toosbüy immerdar für eine gebührende Berücksichtigung der Gewerbtreibenden seiner Gemeinde eingetreten. Wer namentlich die Leistungen des Flensburger Kunstgewerbes ins Auge faßt, wird die im Laufe der jüngsten Jahrzehnten gemachten Fortschritte vollauf würdigen müssen, dabei aber nicht den Einfluß des dahingegangenen Toosbüy übersehen dürfen.

Dem Arbeiterstande ist er nicht minder ein wahrer Freund gewesen. Er suchte die gesunden Bestrebungen der unteren Volksklassen zur Aufbesserung ihrer Lage nach Kräften zu stützen und zu fördern. In ihm haben namentlich der im Jahre 1878 entstandene Arbeiterbauverein, in dessen Aufsichtsrat er langjähriger Vorsitzender gewesen ist, und die andere treffliche Vereinigung der (nichtsozialdemokratischen) Arbeiter in Flensburg, der Arbeiterbund, einen treuen Berater und Mitarbeiter verloren.

Flensburg liegt an einem gewissen Scheidepunkte des deutschen und des dänischen Elements auf deutschem Boden. Die Gegensätze stoßen hier in vielen Stücken nahe aufeinander. Beide Nationalitäten werden sich jedoch verpflichtet fühlen, das Verdienst Toosbüys dankbar anzuerkennen, daß er stets im Sinne der Aussöhnung und des friedlichen Zusammenlebens gewirkt hat.

Gerade darin zeigte sich der wahrhaft patriotische Sinn des Heimgegangenen. Er trat für das Deutschtum, zu dessen Gunsten er als Jüngling die Waffen getragen, mannhaft ein, wußte aber allezeit die Schärfe im Ton und die Verbitterung im Auftreten zu meiden.

Toosbüy besaß die Gabe, für die Mitarbeit an seinen Aufgaben die rechten Kräfte ausfindig zu machen. In der kommunalen Verwaltung der Stadt wußte er eine große Anzahl ausgezeichneter Männer mit seinem Geiste zu erfüllen und sie im Dienste des Gemeinwohls zu verwenden. Er machte durch konziliantes

Auftreten es dem Einzelnen leicht, sich ihm unterzuordnen und mit ihm zusammen den Interessen der Gesamtheit Opfer zu bringen.

Im Verkehr mit jedermann bekundete er Wohlwollen und Freundlichkeit. Sein Arbeitszimmer, in welchem er regelmäßig ein gewaltiges Tagewerk erledigte, stand zu jeder Zeit auch dem bescheidensten Einwohner der Stadt offen. Wie fern lag seinem Wesen bureaukratischer Dünkel!

Soweit hat jeder Bewohner Flensburgs sich ein Bild schaffen können von der Persönlichkeit seines Oberbürgermeisters. Was aber die Thätigkeit des Heimgegangenen als stiller Wohlthäter der Notleidenden, der hülfsbedürftigen Witwen und Waisen, als Schützer aller aufstrebenden Talente in seiner Gemeinde, die sich an ihn wandten, betrifft, so verbarg sich dieses sein segensreiches Wirken den Augen der Menge. Den Verfasser dieser Zeilen, der viele Jahre hindurch Beobachter solcher Thätigkeit hat sein dürfen, drängt es vor allem, dem Dahingegangenen Lob und Anerkennung nach dieser Richtung hin zu spenden. Toosbüy war ein wahrhafter Wohlthäter der Armen, ein Mann, dem Gutes zu thun, dem im Verborgenen menschlicher Not und menschlichem Jammer abzuhelfen ein Herzensbedürfnis bildete.

Echte christliche Gesinnung bezeichnet den Grundzug seines Herzens. Sein Christentum war kein toter Buchstabe, sondern bestand in aufrichtiger Hingebung an Gott und in thätiger Menschenliebe.

Toosbüy starb unvermählt. Er hatte sich ein Hauswesen zusammen mit zwei Schwestern geschaffen. Wer je in diese traute Häuslichkeit einen Blick geworfen, dem erst vollendet sich das Bild des edlen Mannes, der jetzt für immer das Auge geschlossen hat; hier zeigte sich, daß Oberbürgermeister Toosbüy wie in seinem amtlichen Wirken auch in seinem privaten Leben seiner Gemeinde als ein leuchtendes Vorbild hingestellt werden durfte.

Es gab keinen volkstümlicheren kommunalen Oberbeamten in der Provinz wie den Verstorbenen. Das wurde ihm zu Lebzeiten bekundet am 23. Oktober 1893, am Tage seines fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläums als Bürgermeister der Stadt Flensburg. Damals fand eine Feier statt, die an Großartigkeit nur durch die Trauerfeier am 23. September 1898 übertroffen werden konnte.

Toosbüy ist ein Kind unserer engeren Heimat gewesen und seine ganze Lebensarbeit ist unserm Schleswig-Holstein zu gute gekommen. Diese Arbeit wird in ihren vielen Erfolgen fortdauern weit über das Grab hinaus! P. Chr. Hansen.

Stapelholmer Sagen.

Gesammelt von **Heinr. Carstens.**

IV.

Der Durchbruch des englischen Kanals.

In England regierte einst eine Königin, — ihren Namen weiß ich nicht mehr — die wollte alle Bewohner unseres Landes ertränken. Sie durchstach die Landenge, die England und Frankreich mit einander verband. Da brach eine gewaltige Flut über unser Land herein und brachte unsägliches Unglück.

Mündlich aus Drage. Vergl. Müllenhoff, Sagen S. 129.

Die Schwarzkunstbücher.

In Bargen lebte einst ein Mann, der Schwarzkunstbücher besaß, die er aber sorgfältig verwahrte. Eines guten Sonntags indes hatte er doch vergessen, diese zu

verschließen, und als er nun in der Kirche war, fing sein neugieriger Knecht an, darin zu lesen. Im Nu war das ganze Haus voll kleiner Zwerge, die drohend auf ihn eindrangen, als er nicht imstande war, ihnen sofort Arbeit zu verschaffen. Schon wollten sie ihn töten, da, noch eben zur rechten Zeit, kehrt der Hausherr, von einer bösen Ahnung getrieben, heim, streut den kleinen Wesen schnell einen Scheffel Erbsen auf die Diele, die sie Stück für Stück auffammeln müssen, während er in seinen Büchern rückwärts lesend sie wieder fortschafft und so dem Knecht das Leben rettet.

Mündlich von dem verstorbenen Jacob Mentzer auf Christiansholm. Die Sage ist auch in Erfde bekannt. Abgedruckt im Urdsbrunnen III, 33.

Zaubernadeln.

In Stapelholm war Ringreiterfest. Sprach ein alter zauberkundiger Mann zu seinem Enkel: „Du mußt König werden!“ Antwortete der Jüngling: „Nein, ich will nicht König werden.“ Doch der Alte machte sich beim Pferde etwas zu schaffen, und als der Reiter nun anfing zu reiten und unter den Ringbaum kam, da war das Loch im Ring so groß wie ein Teller, und er mußte den Ring mitnehmen, er mochte wollen oder nicht. Ja, bei jedem Durchritt hatte er den Ring und ward also doch König. Wie ging das zu? Der Alte hatte drei Nadeln, mit denen ein Totenhemd genäht worden war, so in die Satteldecke gesteckt, daß sie mit der Spitze nach vorne zeigten, und nun erschien ihm das Loch, das doch in Wirklichkeit nur klein war, so groß wie ein Teller.

Mündlich aus Bargen bei Erfde. Abgedruckt neben der dithmarscher Fassung im Ur-Quell II, 184.

Warum Eichen und Buchen das ganze Jahr hindurch ihr Laub behalten.

Sprach einst der Teufel zu dem lieben Gott: „Wann soll ich die bösen Jungens haben?“ Spricht der liebe Gott: „Wenn Eichen und Buchen kein Laub mehr tragen, dann sollst du sie haben.“ Und seit der Zeit tragen Eichen und Buchen auch im Winter Laub. Mündlich aus Drage.

An einem Sonntage ging ein Mann aus, um Nüsse zu pflücken. Kam da zu ihm der Teufel und sprach: „Wenn du ni Bullerjahn[1]) in'e Scho harst, so wull ikk di dat Nætplükk'n aflehrn, dat di de Oug'n verkehrt um in Kopp stahn schulln!“ Drage in Stapelholm.

Warum der Roggen jetzt nur eine Ähre hat.

Als der liebe Gott die Welt schuf mit allen Tieren und Pflanzen, da schuf er auch den Roggen und somit das liebe tägliche Brot. Als die Menschen aber so sehr sündigten, da nahm der Herrgott ihnen den Roggen wieder weg. Da aber fingen die Hunde gewaltig an zu heulen. Das that dem lieben Gott leid, und er ließ den Roggen wieder wachsen, damit doch die Hunde ein Stück Brot erhalten konnten. Aber sie trägt seitdem nur eine Ähre; früher war es anders.

Mündlich aus Drage.

Warum das Schilfblatt drei Zahneindrücke hat.

Als unser Herr Jesus in der Wüste war und ihn hungerte, da biß er in ein Schilfblatt; und von der Zeit an hat jedes Schilfblatt drei Zahneindrücke.

Mündlich von der alten Frau Mahrt in Kleinsee.

[1]) Bullerjahn soll Aegepodium Podograris L. sein. Ob das nicht ein Irrtum ist? Sollte es vielleicht auch Baldrian (Valeriana officinalis L.) sein? Bullerjahn, Bullerkrut heißt in der Gegend von Ütersen der Wasser-Huflattich (Petasites officinalis Moench.).

Sprichwörter, volkstümliche Ausdrücke und Redensarten, Volksreime, alter Volksglaube.[1])

Zusammengestellt von **H. Eschenburg** in Holm bei Uetersen.

(Fortsetzung.)

Die Thätigkeit des Essens.

Bezeichnungen für „essen."

61. 'rinquosen. K. Pb DW.
'rinpacken. K. DW.
'rinproppen. „
'rinpremsen. „
62. sik vullschanzen. K. Pb. DW.
sik dickpudeln. K.
sik de Naht vullnein. K. Pb. DW. Hs.
sik dat Jack vullsręten. K. Pb. Hs.
63. æwer'n Snabel nehmen.
64. achter'n Bostmaten stęken.
achter de Ribb'n pack'n.
achter'n Bostdok stęken.
(Bostdok = große rote Weste mit silbernen Knöpfen.)
65. a) To Brow gahn = zum Essen gehen. Dithm. (nach Schwarz).
b) Na de Klütjn. K. Hs.
66. Sinen egen Putt schrapen (auch in übertragenem Sinne = Jeder sege vor seiner Thür). K. Hs. B.
67. Sin Fót unner anner Lüd Disch stęten. K. Pb. Hs. DW.
68. Bi egen Hunger un Dörst arbeid'n (= bei eigener Kost). K. Hs B.
69. All, wat 'n Lępel licken kann. K.
70. Dar hebbt 's ot wat an to kaun (wenn z. B. ein großes Schwein geschlachtet wird). In übertragenem Sinne: Jemandem Verdruß und Sorge bereiten. verbr.

Wie man ißt.

71. 'n Pęrmahltid (im Stehen eingenommen). K.
72. Mit de fieftint Gabel. K. Pb. Hs. DW. B.
73. Fief Finger sind bęter as 'n Boshak'n (Bootshaken). FLb.
74. De god kaut, de god daut. K. Pb. Carst. Stapelholm.
75. a) Lat di Tid un bit Brot to. K. Hs.
b) Lat di Tid un pack dat ordentlich t'recht. K. Hs., ähnlich B. u. Carst.
76. a) Ummer langsam, min Johann, du weetst nich, wat du laten kannst. Wilstermarsch.
b) Langsam ęten, langsam ęten, Wat man, wenn man langsam itt,
Stell di nich so slöckrig an, All in't Liv 'rinslagen kann.
Denn man söllt garnich glöben, Hbg. u. Ek. 102.
c) Itt langsam un kau god, denn kannst du am meisten laten. DW. FLb., ähnl. in K.
77. Dat Ęten günn it ju wull, man blos nich de Tid darto (sagte jener Bauer zu dem langsam essenden Gesinde). K. Hs. B.
78. Der letzte beim Essen. a) Muff. K.
b) Schelmletzt. Heide.
79. He is so nietsch up 't Ęten (fährt zu hastig drauf los). K. Pb.
80. a) He itt, as wenn he d'r Geld vær krigt. K. Hs. B. DW.
b) He fritt, as wenn he hangen schall. Hs. FLb.
81. a) De flink is bi 't Ęten, is ok flink bi de Arbeit. (Es hat Bauern gegeben, die auf solche Weise eine Probe mit dem Dienstboten anstellten.) K. Hs.
b) De wat mægt, de wat dægt. Carst. N. III, 368.
82. a) Wat 'n god Pęrd is, dat sweet bi de Krüff. Holst.; ob auch im Osten?
b) Dat 's en slechte Pęrd, dat an de Krüff steit un fritt nich. Im Schleswigschen. ?

---

[1]) Zur Bedeutung der Abkürzungen (vgl. Nr. 10) muß berichtigend bemerkt werden, daß Bramstedt nicht durch **B.**, sondern durch **Bramst.** bezeichnet wird. Außerdem hätte das Wort Allgemeines (S. 205, Zeile 4) stärker hervorgehoben werden sollen; diese Überschrift bezieht sich auf die ganze erste Abteilung, deren zweiter Teil hier vorliegt und deren dritten die nächste Nummer bringen wird. Die Fortsetzung, der spezielle Teil, folgt im nächsten Jahrgang. — Die Überschrift „Wertschätzung des Essens und Trinkens" (S. 205, Zeile 5) ist den übrigen gleichwertig. Ld.

83. Dat glitt weg bi em as Gotts Wort in en Student. Tuxen 70.
84. Dat geit d'r 'rin as de Dod in 'n arm Minsch. Carst.
85. He itt, dat he sweet, un arbeit, dat he früst. K. Hs.
86. Hum kon eg ethe an snake tuglikke. N. IV, 513.
87. He het sik schön wat up de Rippen pult (auch: pukt. K. FLb.) verbr.

Vielesser.

88. Frętwulf. K. Pb. Hs. B. — Frętsack. K. Hs. DW. — 'n Goden an 'e Krüff. K. Pb. Hs. B. — Slukwächter. K. Pb. DW. B. — 'n ganzen Hungerslækschen. K. Pb.
89. He fritt as 'n Schündöscher. verbr. — as 'n Smędknecht. K. Pb. FLb. Hs. B. — as 'n Kleier. Marsch in Holst. (auch): Dar kann ja 'n Kleier mit to. Hs. B.) —
90. a) Dar sitt keenen Born in. K. Hs.
b) He het 'n dærgahn' Darm. Carst.
He fritt vær dree. verbr. He fritt bi meterwis' Heist.
91. a) He het 'n gode Gelegenheit. K. Pb. Hs. B.
b) Lütt Liv un 'n grot Gelegenheit. K. Hs. Carst.
92. a) He het sich æverpanzt (verpanzt. Carst.) K. Pb. Hs. B.
b) Den Magen æverladen. K. Pb. DW. Hs. B.
c) Daer het he sik den Magen mit verdorben. "
93. 'n Knop spring'n laten. verbr.
94. He het de Mag opwied K. Carst.
95. He is so rund, dat he tründeln kann (nach dem vielen Essen). K. Hs. B.
96. a) He kann den Hals ni vullkriegen. K. Pb. Hs.
b) He kann ni nog kriegen, nimmt 'n Mund un beid Backen vull. K. Hs. B.
97. Dar ward keen Fręter gebarn, dar ward een makt. verbr.
98. Vun dree Fręters mæt twee ophangt warn, damit de een lęben kann. (?) Holst. n. Ec. 128.
99. Blöde Hunn ward selten sett verbr.
100. Utverschamt lett nich god, dat födt doch god verbr.
101. De fręt een Näs un Ohrn vun 'n Kopp (besonders mit Bezug auf viele starke Esser). K. Pb. Hs. B.

102. Bescheidenheit, Bescheidenheit, Doch gieb, daß ich zu jeder Zeit
Verlaß mich nicht bei Tische, Das größte Stück erwische. Pb. FLb. DW.

103. Ik kann wull ęten un mag wull ęten — æwer so 'n Ęten, dat het ehr de Düvel sehn. K. — ..... heff ik noch min Dag nich sehn. Carst. DW.

104. Hans, nimm mi man, Wenn dat so keem,
Hans, nimm mi man, Dat Hans mi nehm,
Ik will ok nich vęl ęten! — Wat wull ik Düvel fręten!
K., ähnl. Hbg. n. Ec. 102.

105. Dar ward wull seggt vun min vęl Ęten, man nich vun minen groten Hunger. K. Hs. B.

Mäßig.

106. a) Alltovęl is ungesund. verbr.
b) Alltosett is ungesund. (?)
107. Dat Gode kann ok to vęl warn. K. Pb. Hs. B.
108. a) Man mut 'n upholen, wenn 't Tid is. K. Pb. DW.
b) ..... wiel 't noch god smeckt. K. DW. B.

Satt.

109. De Mæhl ward al langsam gahn. verbr.
110. Ik bün d'r mit schier. Dithm. n. Schwarz.
111. Nu heff ik 'n annern Gloven in 'e Mag. DW. FLb. Preetz.
112. He is sastföhrt. FLb. Husum. Rendsb.
113. Ęt di satt un hol di glatt. K. Pb. Hs. B.
114. Ik bün so satt, ik mag keen Blatt. (Dem Märchen entlehnt?) Holm. Hs.
115. Muß 'n Lępel nich ehr dalleggn, ehr du satt büs. K. Hs.
116. Vull bet an 't Spuntlock. K. — .... an 'n Kropp. Hs. — .... an 't Stuck. B.
He kann 't mit 'n Finger reck'n. Carst.
117. Wenn ik 'n half Stünn ęten heff, vergeit mi de Aptit. (?)
118. Wenn de Mus satt is, smeckt dat Mehl bitter. verbr.
119. Wenn de Hund dick is, lett he sin Knurrn. (?)
120. Wenn de Swin satt sünd, stöt s' den Trog üm. K. Pb.
121. Wenn 't Swin satt is, leggt 't sik dal. K. (?)
122. De sik vun Abend ordentlich satt itt, brukt in 't ganz Jahr nix wedder. K.
(Scherzend am letzten Abend des Jahres, der nebst dem Weihnachtsabend auch „Vullbuksabend" genannt wird.)

123. „Jk bün satt!" — Antwort:
a) Denn ęt, bet du 'n Pas büs. (Pas = Beutel vergl.: Wat in 'n Pas hebbn.) Die Antwort wird in dem Sinne gegeben, als ob man Sack verstanden hätte.
b) ..... Denn lop, bet du 'n Büdel warst. K.

124. (He is) Jk bün d'r mit dær as de Köster mit 'n Sünndag. K.[1]) FLb.

Alles aufgezehrt.

125. Dar sünd's west. FLb.
126. a) Wenn 't all utęten is, sünd de Schötteln leddig. K. Hf. B.
b) Nu is 't all ut un de grot Schal is ok twei. Schütze. (?)
127. Wenn 't all is, het de Mund Fierabend. K. Pb. DW. Hf. B.
128. a) Ut un ok jüst satt! sä de Fro, do weern de Lüd man eerst half satt. Hf. Pb. K.
b) ..... Jungs, gaht man 'rut un spęlt. Hf.
c) Der Bauer: Ut un ok satt! Der Knecht (der noch nicht satt ist): Nę, ut un ok up! B.
d) So, nu holt man up! Katt un Hund schüllt ok wat hebbn, sagte jene Frau zu ihren beiden Kindern, die noch nicht satt waren. Carst.
129. Du mußt rein Hus maken (zum letzten Esser). verbr.
130. a) Sparmund fritt Kätt un Hund. Hf. B.
b) Wat 'e spart mit de Mund is vær Katt un Hund. K. Stapelh. (u. Carst.)
131. a) De wat hęgt, de hett wat. verbr.
b) Frittup het ümmer up. K.
c) Sparwat het wat, Frittup het nix. Schleswig? N. III, 345.
132. a) Wenn 't all is, wenn 't up is, Wenn een ol Wiev dot is,
Beschert uns Gott mehr. (K.) Steit de anner all vær de Dær. Holm. Hf.
b) .... wenn de een Düvel dot is, stat 'r sæben (tein. Carst.) weller vær Dær. B.
133. So rein, as wenn de Katt dat utlickt het. K. Hf. DW. B.
134. De sik ni satt ęten kann, kann sik ok ni satt licken (flicken. Carst.) verbr.
135. Puttnlicker = Zeigefinger. verbr. — Lickbrett = Zunge (auch: Licker). K. Hf.
136. „Puttnschraper ward ni selig!" Antwort: „Deit ok ni nödig," (weil es nämlich der Löffel ist). K. Hf.

Kinder beim Essen.

137. Kinner un Kalvermat mæt ol Lüd węten. verbr.
138. Kinner un Kalver ęr Del, denn beholt se ęr Liv hel. Hf. B.
139. Hier ward nix ört (übrig gelassen). verbr.
140. Wat di inkrömt heß, muß ok utęten. verbr.
141. Fingern ut Fatt. K. Norderdithm.
142. Kinner mæt stan bi 'n Disch, denn ward s' grot. K. Pb. Hf. B. Stapelholm.
143. En Mund as 'n Schoh un liekers (auch: un doch noch) bito. verbr., aber nicht b. K. u. Pb.
144. Weer dar de Weg na Hamborg, bleev keen Katt un Hund to Hus (wo man krümelt). FLb.
145. Dat is nich nog, dat du de Botter op 't Brot klemmst (smęrst), du smęrst em ok noch op 'n Disch. K. Carst. N. III, 445.
146. a) Füll man nich ehr de Ogen, ehr den Buk (auch: Liv). verbr. im mittl. u. westl. Holst.
b) Bi em sünd de Ogen gröter as de Mund. verbr. im Osten, auch DW.
c) Du süllst de Mag ehr, ehr de Ogen. Carst. N. V, 608.
147. Dat mutt ümmer erst op de Goldwagg (Wagschal. K.) (Wenn Kinder sich um ein Stück streiten.) Preetz. Norderdithm.
148. In anner Lüd Schötteln smeckt 't alltid am schönsten. FLb.
149. „Is di dat ni to groff?" (scherzend zum kauenden Kinde). Pb. Hf. Stapelh.
150. Wenn dat (nämlich das große Butterbrot) upheß, kannst mit 'n Hund æver 't Heck springen. B. K. Pb. Hf. DW.
151. „Kannst den Breef (Butterbrot) ok lesen?" — Antwort: A — b — bit af, bit nich so 'n grot Stück af. K. Pb. Hf. B.
152. „Daer krigst Lüs na in 'n Magen" — sagt man unter Bezugnahme auf die Samenkerne in den unreifen Stachelbeeren, um das Kind von dem Genuß der unreifen Früchte abzuhalten. K. Hf. B. Carst.
153. Wenn keen Fleesch heß, nimm man din Näs in 'e Hand (wenn das Kind noch mehr Fleisch wünscht). K. Hf.
154. a) Nu hest 'n Schelm vull (bist satt) (zu Kindern, die beim Essen aufstoßen). K.
b) De Grap kakt æver. K.
155. „Du büst all satt!" Zur Bekräftigung dieser Behauptung befühlt man Nase oder Stirn des Kindes und sagt, daß die schon hart sei. verbr.

[1]) Schütze erklärt diese Redensart: He is usw. als geltend für den, der bei einer wichtigen Sache nur Handlanger war und doch wunder meint, was er ausgerichtet habe.

156. a) Wenn de Krein di feht, nehmt se di mit (zu dem Kinde, das Speisereste auf der Kleidung hat). K. Pb. Hf.
b) He het sik wat wahrt vær de Krein (to morrn. Carst.) N.-Dithm.
157. He süht ut, as wenn he mit de Höhner vun 'n Bree ęten harr (mit Speiseresten beschmiert). Sch. (?).

(Fortsetzung folgt.)

Mitteilungen.

1. Schlupfwespe und Spinne. Es war an einem der letzten Tage des Monats August d. J., als ich auf einem Spaziergange den über eine Koppel (in der Nähe der Stadt Kiel) führenden Fußsteig passierte. Da bemerkte ich auf demselben eine Sackspinne (Lycosa saccata), welche ängstlich hastend bald der einen, bald der anderen Seite des Weges zustrebte. Ihre Bewegungen wurden durch teilweise Lähmung der linken Körperseite etwas beeinträchtigt. In geringer Entfernung folgte der Spinne eine „Peinigende Schlupfwespe" (Ichneumon castigator). Offenbar hatte, da die Spinne etwas gelähmt war, ein Kampf zwischen dieser und jener stattgefunden. Bald hätte die Verfolgerin die Flüchtige erreicht, da verschwindet diese unter einer auf dem Wege stehenden Knöterichpflanze. Erstere eilt über die Pflanze hinweg und hat die Fährte verloren. Bald aber wendet sie, läuft um den die Spinne schützenden Ort herum, und das Versteck ist gefunden. Die wilde Jagd beginnt von neuem und endet mit dem Fang der Spinne. Ein Stich der Wespe in den Hinterleib des Opfers genügt, weitere Bewegungen desselben zu hindern. Es folgt eine Ruhepause. Nach derselben macht sich die Wespe daran, die für ihre Sprößlinge erhaltene Wiege an einen sichern Ort zu bringen. Mit ihrem vorderen Beinpaar packt sie die Spinne am Kopfende und zieht, rückwärtslaufend, dieselbe an die Seite des Weges. Nun giebt's aber eine Steigung zu überwinden, und die Beine der Spinne bereiten doch bei der Fortbewegung keinen geringen Widerstand. Die Wespe macht vor der Steigung Halt. Sie läßt die Spinne los und begiebt sich, nachdem sie sich von den Strapazen des Ziehens erholt hat, an die Seite des Opfers. Dasselbe wird gewendet, so daß es jetzt auf dem Rücken liegt, und mit Leichtigkeit geht die Beförderung in derselben Weise wie zuerst vor sich. Am Rande des Weges verschwindet die Siegerin mit ihrer Beute im Kraut.

Zeugt nicht das ganze Gebahren der Schlupfwespe von Überlegung? Ich möchte es annehmen.

Kiel, im September. E. Specht.

2. Nordlicht. In der „Heimal" S. 208 berichtete Herr Eschenburg über ein in der Nacht am 10. September beobachtetes Nordlicht. Dasselbe Nordlicht wurde auch in Böhmen und Niederösterreich beobachtet. Hier in Leitmeritz erstrahlte nach 9 Uhr abends der nördliche Himmelssaum in bläulichem Lichte. Vor 10 Uhr stiegen aus diesem lichten Himmelsteil Strahlen empor, die sich auf ein Drittel des Firmaments verbreiteten. Die Erscheinung verblaßte dann, um nach einer Viertelstunde in intensiverem Lichte wiederzukehren. Um 11 Uhr verblaßte die Erscheinung, jedoch blieb bis Mitternacht der bläuliche Glanz des Firmaments. Ankert, Heinrich.

3. R. Haupt, Bau- und Kunstdenkmäler. Das gesamte Werk, dessen Preis 30 M. betragen hat, ist so gut wie vergriffen, die wenigen im Landesdirektorat noch vorhandenen Exemplare sind auf dem Wege des Buchhandels nicht mehr zu haben. Doch hat man eine Anzahl von Exemplaren zur kreisweisen Zerteilung bestimmt, und von diesen sind Abzüge gegenwärtig noch zu erhalten, soweit sie nicht, was in einigen Fällen geschehen ist, schon vergriffen sind. Nachfolgendes Verzeichnis giebt die Stärke der Hefte und die Preise, zu denen sie das Landesdirektorat abgiebt, an: 1. Altona (6 Seiten, 6 Bilder) 0,15 M.; 2. Apenrade (46 S., 74 B.) 1,25 M.; 3. Norderdithmarschen (56 S., 74 B.) 1,35 M.; 4. Süderdithmarschen (46 S., 72 B.) 1,25 M.; 5. Eckernförde (40 S., 67 B.) 1,15 M.; 6. Eiderstedt (58 S., 66 B.) 1,30 M.; 7. Flensburg (86 S., 138 B.) 2,35 M.; 8. Hadersleben (92 S., 157 B.) 2,60 M.; 9. Husum (88 S., 98 B.) 1,95 M.; 10. Landkreis Kiel (28 S., 40 B.) 0,75 M.; 11. Stadtkreis Kiel (30 S., 36 B.) 0,75 M.; 12. Oldenburg (98 S., 128 B.) 2,35 M.; 13. Pinneberg (18 S., 18 B.) 0,40 M.; 14. Plön (72 S., 104 B.) 1,85 M.; 15. Rendsburg (34 S., 41 B.) 0,80 M.; 16. Schleswig (136 S., 135 B.) 2,80 M.; 17. Segeberg (32 S., 44 B.) 0,80 M.; 18. Sonderburg (46 S., 58 B.) 1,10 M.; 19. Steinburg (90 S., 105 B.) 2,05 M.; 20. Stormarn (30 S., 41 B.) 0,80 M.; 21. Tondern (132 S., 179 B.) 3,25 M. — Die hinzukommenden Nebenkosten werden geringer, wenn mehrere sich zum Bezuge vereinigen.

4. Wachstum des Torfes. Nach Beobachtungen von Dr. C. A. Weber, Botaniker an der Moorversuchsstation in Bremen, können Molinia coerulea (zu den Gräsern gehörig) und Carex rostrata (eine Segge) an mäßig nassen Orten Nordwestdeutschlands in wenigen Jahrzehnten eine Torfschicht von 20—30 cm. Stärke bilden. (Englers botanische Jahrbücher XXIV, 535.) Barfod.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

8. Jahrgang. № 12. Dezember 1898.

Der Charakter des niederdeutschen Christentums in dessen Anfängen.

Von Professor Dr. **P. Piper** in Altona.

II.

Zu Rom in des Papstes Bibliothek liegt ein altes Buch, welches eine Zusammenstellung des am Ende des 8. Jahrhunderts hierorts üblichen Aberglaubens giebt, und dieses wird in glücklicher Weise ergänzt durch eine merkwürdige Handschrift in Mariä Einsiedeln, ebenfalls aus dem 8. Jahrhundert, deren Inhalt erst zum geringsten Teile bekannt geworden ist. Diese beiden interessanten Stücke geben uns Aufschluß über die von den Bekehrern befolgte Methode. Die heidnischen Feste wurden teils in christliche umgewandelt, teils allmählich verdrängt. Aus dem Julfeste wurde Weihnachten, und das Winteraustreiben, welches als Frühlingsfest ursprünglich im März gefeiert wurde, wurde, als die Fasten eingeführt waren, immer mehr nach Weihnachten hin zurückgedrängt. Die heidnischen Heiligtümer wurden teils zerstört, teils in christliche umgewandelt, neue Kirchen wurden an heidnischen Opfer- und Malstätten errichtet, und es durfte nur an den von der Kirche geweihten Orten Gottesdienst gehalten werden. Die Opfer für heidnische Götter wurden zwar verboten, doch durften in Lauben, die um die Kirchen angelegt waren, Ochsen geschlachtet und „mit Dank gegen Gott," wie man hinzufügte, verzehrt werden. Wie es dabei zuging, davon zeugt das Verbot, in den Kirchen Gerichtsverhandlungen abzuhalten, Geschäfte abzuwickeln, lose, d. h. heidnische Geschichten zu erzählen und — Menschen totzuschlagen. Das Schlachten der Ochsen geschah oft noch unter heidnischen Gebräuchen. Opfer in Waldheiligtümern und auf Steinen wurden verboten, besonders auch der sehr verbreitete Quellendienst, der darin bestand, daß man Münzen, Brote oder Früchte in das heilige Wasser warf, dem man sühnende Kraft beimaß. Die Quellen wurden aber in den Bereich der Kirchen gezogen, und so entstand der Weihwasserkult. Aus dem Dienste der Frigg oder Fria entwickelte sich der Marienkultus, beiden war der Sonnabend heilig; dagegen wurde die Feier des Mittwoch und Donnerstag zu Ehren des Wodan und Thonar ganz untersagt; statt des heidnischen Minnetrinkens zu Ehren der Götter kam das Trinken von Johannesminne und St. Gertrudenminne auf, die Opfer, die sonst Göttern dargebracht wurden, wurden auf Heilige übertragen. In Zauberformeln, deren noch viele erhalten sind, gegen Krebs, Beherung, Bienenstich, Schwertschlag, Blut, Fieber, Brand, Antoniusfeuer, Viehkrankheit u. a., wurden die mythischen Personen durch christliche ersetzt und Paternoster und Credo hinzugefügt, doch geschah auch das Umgekehrte, daß man nämlich Paternoster und Credo durch Zauberformeln erweiterte. Schutzmittel aller Art aus Bernstein,

Knochen, Holz, Blei, die man am Körper trug und denen man Zauberkraft beimaß, wurden einfach mit Christi Namen oder Zeichen versehen nnd dann geduldet. Das Hammerzeichen des Gottes Thonar wurde in das Kreuzeszeichen abgeändert. Auch das Streben, in die Zukunft zu schauen, wie es sich in der abergläubischen Deutung des Niesens, Strauchelns, der Vogelstimmen, des Schnaubens der heiligen Pferde, der Begegnung mit gewissen Menschen oder Tieren, der geworfenen Lose usw. zeigte, ward in christliche Formen übergeführt. Bekannt sind die Losbücher des Mittelalters, in welchen Stellen der heiligen Schrift zur Deutung der Zukunft benutzt wurden. Die heiligen Feuer, wie die Johannis- und Osterfeuer, die durch Reiben erzielt werden mußten, wurden fast unverändert beibehalten, nur daß man ihnen andere Namen und andere Deutung gab. Auch der Aberglaube, der das Haus umgab, die Prophezeiungen aus Feuer und Rauch, aus brennenden Scheiten, aus dem Wasserguß darauf, die abergläubische Wichtigkeit, die man gewissen Tagen oder den Mondphasen für günstigen oder ungünstigen Anfang eines Unternehmens beilegte, wurden zwar als heidnisch gebrandmarkt, doch mit christlichem Stempel geduldet. Der Glaube, daß durch Geschrei und Waffenlärm bei einer Mondfinsternis die Wölfe verscheucht würden, die den Mond verschlingen wollen, und die Vertreibung des Unwetters durch Blasen von Muscheltrompeten und Hörnern finden ihren Nachklang in der Vertreibung des Blitzes durch Glockenläuten. Aus den Flurprozessionen, dem Umführen der heiligen Götterbilder über die Felder, um ihnen Gedeihen zu erbitten, wurden die Litaneien, Bittgänge und Prozessionen der Kirche. Besonderen Anklang fand der Heiligendienst als Ersatz für die zahlreichen Götter, man war so eifrig darauf aus, neue Lokalheilige mit ihren Festen zu schaffen, daß ein Verbot dagegen ergehen mußte. Bei diesem Streben, zu vermitteln, die Übergänge leicht zu machen, gerieten freilich die christlichen Grundlagen oft in Gefahr: ein Gesetz mußte verfügen, daß christliche Priester nicht in heidnischer Art opfern dürfen, und ein anderes, daß es ihnen nicht zieme, bei dem Mummenschanz, den Trinkgelagen und den Possenreißereien aller Art mitzuwirken, die am 3., 7. und 30. Tage zum Gedächtnis der Verstorbenen ausgeübt wurden. Die Formel des Glaubensbekenntnisses, durch die in Frage und Antwort in Niederdeutschland die Zugehörigkeit zum Christentum erklärt wurde, war ziemlich einfach, sie ist uns in jener schon erwähnten römischen Handschrift erhalten. Der Täufling brauchte nur zu versprechen, daß er dem Teufel, den feierlichen Götzenopfern und allem Teufelswerk entsage, doch an Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist glaube. Später wurde noch ein Zusatz für nötig befunden, der die namentliche Verzichtleistung auf den Glauben auf Thuner, Wodan und Saxnot und alle Unholde aussprach, die ihre Genossen sind.

Dieses planmäßige Vorgehen der Missionare hätte vielleicht, wenn auch nur langsam, zum Ziele geführt; nun aber war, wie wir wissen, die Bekehrung und Unterwerfung der Sachsen auch eine wichtige Forderung der Politik Karls des Großen, so wichtig, daß dieser schon bald nach Beginn seiner Regierung sich damit befaßte. Dem Christentum sollten sie unterworfen werden; schlimm nur, daß soviel Stammeshaß und politische Selbstsucht dabei mitsprach. Und von dieser Seite faßten die Sachsen Karls Forderung vornehmlich auf. Der Franke wollte ihnen seine Gesetze auflegen — ein unerträglicher Gedanke! Heimische Sitte sollten sie lassen, sie, die so zäh am Althergebrachten hingen, wie kein andrer deutscher Stamm. Nun wurden ihnen selbst die alten Götter wieder wertvoll, deren Glanzzeit längst vorüber war, sie wurden das Panier, unter dem sie gegen Karl zu Felde zogen. Es entstand ein Ringen des Schwächern gegen den Stärkeren, wie es intensiver die Welt noch nicht gesehen hatte, dreißig Jahre lang, bald verzagend, bald sich wieder erhebend, immer mit gleichem Ingrimm,

wenn auch nicht immer mit gleicher Kraft. Das Endergebnis war die Unterwerfung Sachsens unter Karls Gesetz, unter Frankentum und Christentum.

Die Art, wie den Sachsen dies Christentum übermittelt wurde, konnte ihnen nimmermehr gefallen. Wir wissen, mit welcher Strenge Karl der Große ihre wiederholten Aufstände niederschlug, wie er mit harter Hand immer aufs neue eingriff in ihr Volkstum und ihre Eigenart. Von seinem Standpunkte aus mochte diese Strenge nach den wiederholten Unterwürfigkeitserklärungen der Sachsen gerechtfertigt sein, auch mag der Historiker sie im Interesse einer Einigung der Ingävonen mit den übrigen deutschen Stämmen für nötig halten: aber wie mußten sie die Sachsen selbst aufnehmen? Wie bitter mußten sie Niederlagen empfinden, wie die an der Schwentine. wo 4000 tapfere Nordalbingier das Feld deckten, von den Obotriten hingemordet, den heidnischen Bundesgenossen des Bekehrers Karl! Wie schrie das Blut der 4500 Sachsen gen Himmel, die im Jahre 783 an einem Tage zu Verden hingeschlachtet wurden! Welcher Blick in die Zukunft that sich ihnen auf, als im Jahre 785 Karl jene mit Blut geschriebene Capitulatio de partibus Saxoniae erließ, in der fast jeder Absatz, fast jede Bestimmung mit den furchtbaren Worten schloß: „der soll des Todes sterben!" Wie mochten sie in ohnmächtigem Jammer es erlebt haben, daß so viele Tausende dem heimischen Boden entrissen und in andre Gegenden des fränkischen Reiches verpflanzt wurden! Schon 795 waren allein aus den Gauen Wigmodia und Bardango 7070 Mann, jeder dritte Mann, als Geiseln fortgeschleppt worden, und 804 wurde ganz Sachsen jenseit der Elbe den Slaven eingeräumt und alle Bewohner, 10000 Sachsen mit Weibern und Kindern, der Heimat entrissen. Nach Korbie, Würzburg, Konstanz, Wandrille bei Rouen, Augsburg, Basel, Reims, Mainz, Reichenau wurden sie gebracht und dort in der christlichen Lehre unterwiesen. Als vor drei Jahren ein Berliner Gelehrter niederdeutscher Herkunft eine Studienreise nach Florenville und Chiny in den Ardennen machte, erkannte er mit großer Wahrscheinlichkeit an Aussprache, Temperament, Farbe der Augen und des Haares, Ortsnamen und Lokalsagen in den dortigen Bewohnern Nachkommen jener von Karl dem Großen dorthin verpflanzten Sachsen. Namenloses Weh müssen die Sachsen im Fremdland erduldet haben, als sie umsonst zurückverlangten nach der Heimat. dem brausenden Meere, dem heimischen Walde, den hohen Hornburgen, all den Stätten ihres einstigen Glückes.

Der poeta Saxo, der zu Arnolfs Zeit dichtete, meint in byzantinischer Schmeichelei, Gott habe den Sachsen einen solchen Lehrer und Glaubensmeister, den herrlichen Karl, geschenkt, damit er die durch Krieg unterdrücke, die er durch Überzeugung nicht bändigen könne. Das Staatschristentum, das ihnen dieser Glaubensmeister brachte, waren die Sachsen fest entschlossen nicht anzunehmen, nur äußerlich und gezwungen ließen sie es sich gefallen.

Aber auf dem blutgetränkten Boden der Heimat, in dem Elend des Fremdlandes, in dem namenlosen Jammer der Trennung von Familie und Geschlechtsgenossenschaft, inmitten der Auflösung alles dessen, was ihnen bisher als heilig galt und unverletzlich, da erwuchs aus dem fremden Saatkorn in dem Acker der heimischen Herzen eine Blume, so schön und rein, daß die siegenden Franken sie einfach nicht begriffen, die sie überreich für alles Weh entschädigte und zu einem nationalen Schatze wurde, so eigenartig, daß sie den bald darauf entstehenden Plan eines nordischen Patriarchates rechtfertigte, so gesund und innerlich wahr, so national und bodenständig, daß der Sieger ihr nichts Ähnliches an die Seite zu stellen hatte. Man hat das sächsische Christentum der Zeit gegenüber dem oberdeutschen als ein protestantisches bezeichnet, hat auch von zwei Wegen geredet, auf denen das Christentum zu den Deutschen Zugang fand und finden mußte.

Damit ist wenig gesagt. Das sächsische Christentum war das innigste Erfassen des Heilandes, das die Welt erlebt hat. Die Früchte zeigten das.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß auch Ansger ein Sachse war, wenn schon das nicht ausdrücklich überliefert ist. Wenn man aus den verpflanzten Sachsen Männer wie Liudger, Hadumar, Baturad zu Bischöfen von Paderborn und Münster, Ebbo als Bischof von Hildesheim, oder den Angelsachsen Willehad als Bischof von Bremen bestellte, so ist es doch kaum glaublich, daß man zum Hauptträger der Sachsenmission einen Mann gemacht haben sollte, der Sprache und Art des Volks nicht kannte. Dazu kommt, daß der Name Ansger gut sächsisch ist, (nicht etwa fränkisch oder gar oberdeutsch, wo er Ansker oder Anscher lauten müßte), ein Sachse Ansger erhielt auch von Karl dem Großen um 800 ein Lehen in Noviliacus. Die Namensform Ansgarius ist die romanisch latinisierte des Klosters, in dem er erzogen war, wie ja auch Lotharius für das eigentliche Ludhere, das in den Straßburger Eiden vorkommt, als Name des Herrschers des romanischen Westreichs sich eingebürgert hat. Man sollte also nicht Ansgar sagen, da er sich selber Ansger nannte. Der Umstand, daß Ansger schon als Knabe in das Kloster zu Corbie an der Somme kam, ist der Annahme, daß er ein Sachse war, nicht im Wege; er mag ein Kind der dorthin verpflanzten Sachsen gewesen sein, die nach dem Berichte der Translatio S. Viti sich dort in besonders großer Zahl befanden. Die Deutschen vertraten schon damals die Intelligenz in Karls des Großen Reiche: Alkuin, Adalhart und Wala, Hilduin von St. Denis, Benedikt von Aniane, Hinkmar und Ebbo von Reims waren Deutsche, und dadurch mit bewogen, verlegte Karl seine Residenz von Paris nach Aachen; bei den Sachsen entwickelte sich eine tiefsinnige, gemütvolle, von keinerlei politischen Rücksichten beeinflußte Auffassung des Christentums, darum wählte er aus ihnen die Bischöfe ihres Volkes. Ansger träumte einst in seiner Jugend, als er auf Abwege geraten war, er wate im Sumpfe und sehe von ferne seine Mutter mit andern himmlischen Gestalten wandeln. Eine derselben neigte sich freundlich zu dem Kinde mit der Frage, es wünsche wohl lebhaft zur Mutter zu kommen? und als der Knabe das bejahte, ermahnte sie ihn, allen Leichtsinn abzustreifen, denn nur so könne er wieder mit der Mutter vereinigt werden. Das heimelt uns an wie niederdeutsche Denk- und Erziehungsweise. Diese Erzählung trägt dazu bei, uns Ansger als Stammesgenossen wahrscheinlich zu machen, und zeigt uns zugleich etwas von der Gemütstiefe niederdeutschen Christentums.

Endlich hebe ich noch hervor: die schönste, tiefste und reinste Erfassung der christlichen Lehre ist einem Niedersachsen gelungen. Es giebt in allen Sprachen der Erde nur eine Messiade, die diesen Namen verdient, den Heliand, und diese ist im neunten Jahrhundert in niedersächsischer Sprache abgefaßt. Schon jetzt erwähne ich, daß nach den neuesten Forschungen dieses herrliche Gedicht höchst wahrscheinlich unserm nordalbingischen Lande angehört. Utrecht, Werden, Corvey, Münster, Fulda, auch England haben zeitweise die Ehre dieses Besitzes in Anspruch genommen, aber die Liebe zur See, die so charakteristischen Ausdruck in dem Gedichte findet, die Bezeichnungsweise der heiligen Orte und mancher andre Zug machen es fast sicher, daß seine Heimat hier zu suchen ist. Vielleicht hat es einer der Edelinge gedichtet, die von Karl dem Großen in die Fremde geschleppt wurden und dort in Elend und Leid den Herrn kennen lernten. Ein Geistlicher war es keinesfalls. Man hat als engere Heimat an Welnao, das heutige Münsterdorf bei Itzehoe, gedacht, wo schon Ebbo von Reims bei seiner Mission einen Stützpunkt hatte und das auch Ansger besaß. Das Gedicht ist vom Schmerze der Verbannung diktiert, dem sein tiefes, lauteres Christentum auch entsprungen ist. Das Leid ist ja anerkannt die beste Feder, um christliche Seelenerfahrungen zum Ausdruck zu bringen.

Der Herr selbst erscheint in diesem Liede als Sachse, die höchste Ehre und Würde, die der Sachse kannte, die des Stammesherzogs, wurde ihm beigelegt. Als solcher wandelt der Heiland durch das Land, umgeben von seinen getreuen Degen, den Jüngern, an den schimmernden Burgen vorbei, in denen die Edelinge hausten. Die Jünger sind ihm in Lehnstreue ergeben, und es erregt des Dichters ganzen Unwillen, als sie in Gethsemane den Herrn verlassen, da dieser in den Tod gehen muß; dagegen findet männliche Entschlossenheit und Treue nirgend einen schönern Ausdruck, als wo sie auf dem letzten Wege nach Jerusalem erklären, in Not und Tod bei ihm ausharren zu wollen. Wie schön zeigt sich nun noch in allen Einzelheiten der Darstellung niedersächsische Art! Die Hirten auf dem Felde bei der Geburt des Heilands sind Pferdeknechte, bei Nacht hüten sie die Rosse. In der Bergpredigt erscheint der Heiland als der König, der mit den Seinen im Angesicht des Volkes Gericht hält. Er überragt alle um Hauteslänge, er zieht in die strahlende Burg, deren Zinnen schimmern, deren hohes Hornseli erglänzt, deren Burgwall blinkt. Aber auch wie ein Vikingerfürst der Vorzeit fährt er mit seinen Jüngern auf dem hochgehörnten Schiff über das Meer von Tiberias, und die Apostel rudern wie deutsche Seehelden gewaltig durch die wilden Fluten. Die ganze Umgebung des Heilandes, der Strandgries, den sein Fuß betritt, die Vegetation, die ihn umgiebt, die Luft, die er atmet, ist heimisches Nordalbingien. Mythologische Anschauungen ruhen noch duftig über dem Bilde, wie der leichte Nebel am Morgen die siegende Sonne mehr mildert als verhüllt. Das jüngste Gericht ist dem Ragnarökr, dem Muspilli, nachgebildet, die Höllenstrafen lehnen sich an bekannte mythologische Vorbilder. Aber auch Walhallas Wonnen finden ihren verklärten Abglanz in dem Gedichte, und die messenden Mächte, die Nornen, lenken auch hier noch die Geschicke der Menschen. Die Hochzeit zu Kana, das Gastmahl des reichen Mannes, das Mahl des Herodes geben Anlaß zur Schilderung von munteren Gelagen, bei dem der Hausherr in hehrer Halle auf dem Königsstuhl sitzt, die Gäste auf Bänken an langen Tischen und laut die Halle von der fröhlichen Laune der Helden widertönt. Besonders zahlreich sind die Beziehungen auf das Seewesen. Die wetterweisen Männer, die Wogenwandler, die über den Seestrom fahren, weisen auf die Vertrautheit der Nordgermanen mit dem wilden Meere hin, selbst das Salz der Erde in der Bergpredigt wird ausdrücklich als Seesalz bezeichnet.

Wie hätte der Heiland dem Sachsen vertrauter gemacht werden können, als so im sächsischen Gewande! Diese äußere Angleichung ist das getreue Ebenbild der inneren Aneignung des Christentums, die wenigstens bei den Edleren des Volkes stattgefunden hatte, und wie sie den Heiland vertraulich in ihr Heim geladen hatten, so ließen sie sich auch willig zu ihm erheben. Jetzt entbehren sie auch im Fremdland nicht mehr der Heimat: der Heiland wandelt mit ihnen und zeigt ihnen durch seinen Sänger das heimische Meer und den heimischen Edelsitz; es verstummt ihre Klage darüber, fern von Eltern und Geschwistern leben zu sollen: der Herr ist ihnen Vater, Mutter und Bruder geworden. Das ist niederdeutsches Christentum, und dessen Charakter, wie er aus diesem Gedichte spricht, ist der des willigen Sichergebens und innigen Sichversenkens in des Heilands Lehre und Person, seine Aufnahme in Haus und Herz.

Das war der Charakter des niederdeutschen Christentums und ist es, Gott Lob! auch noch heute. Art läßt nicht von Art. Zwar kommen auch hier Zeiten, ja, es fehlt eigentlich nie daran, wo Unglaube und Feindschaft sich gegen die Lehre des Herrn wappnen, aber Niederdeutschland gleicht darin dem heimischen Meere: dann und wann, wie Gott will, erheben sich die schwarzen Wogen, vom Winde gepeitscht, als wollten sie gegen den Himmel aufstürmen, Wolken verdecken die

Sonne, und es ist, als wollte Chaos und Nacht alles Lebende verschlingen; aber nur Geduld: bald legen sich die wilden Bülgen, die Winde verstummen, und in der klaren Tiefe spiegeln sich Himmel und Sonne.

Weshalb ist Detlev von Liliencron noch nicht volkstümlich?

Von **Timm Kröger** in Kiel.*)

Vor nicht zu langer Zeit lief die Notiz durch die Tagesblätter, daß Natalie von Eschstruth der gelesenste Schriftsteller deutscher Zunge sei. Nun, zu viel braucht sie sich nicht darauf einzubilden: von keinem habe ich je vernommen, daß ihr eine litterarische Bedeutung beigelegt wird, und sicherlich wird man ein Jahrzehnt nach ihrem hoffentlich fernen und jedenfalls seligen Ableben nicht mehr wissen, wer eigentlich die Natalie von Eschstruth gewesen ist.

Als ich mir vornahm, über Detlev von Liliencron zu schreiben, mußte ich an die Eschstruth denken: — lebendigere Gegensätze zeigt unsere Tageslitteratur nicht auf. Die genannte Schriftstellerin kann der Nachfrage unserer illustrierten Blätter, die in der Hauptsache von Frauen für Frauen geschrieben werden, kaum genügen, unsere Familienkreise wollen sich nicht satt sehen und hören an den glatten, bunten Bildern, worin sie ihre vornehmen und (selbstverständlich) adeligen Kreise, deren Gehaben und Gebaren vorführt. Wenn aber ein ernsthafter Litterarhistoriker die Erscheinungen der Gegenwart prüft, so sieht er an der Stelle, wo jene fleißige Autorin arbeitet, nur einen leeren Raum. Aber Detlev von Liliencron, der in den Kreisen ihrer Verehrer entweder ganz unbekannt oder von der unheimlichen Atmosphäre derjenigen Scheu umgeben ist, die der Verruchte einflößt, den kennt er; mit ihm beschäftigt sich eingehend die Litteraturkritik, schon lange umwogt ihn der Kampf der kritischen Tagesmeinungen. Man feiert ihn als den Begründer einer durch neue Töne bereicherten Lyrik — ja, die Neuen erkennen in ihm ihren Meister, immer allgemeiner wird die wenn auch halb widerwillig abgegebene Anerkennung litterarischer Kreise, daß man es mit einem hervorragenden Dichter lyrischer Empfindungen zu thun habe.

Es liegt nicht in meiner Absicht, auf eine Würdigung der dichterischen Leistungen Liliencrons einzugehen. Das Zusammenfinden in der Auffassung, daß er verdient, von dem deutschen Volk gekannt zu sein, und daß er noch nicht bekannt ist, ist vielmehr die Voraussetzung dieses Aufsatzes. Ich halte mich überhaupt des Nachweises seiner Künstlerschaft überhoben. Denn eine so allgemeine Beachtung kann keinem vollständig Unwürdigen geschenkt werden: ein Dichter, der einen so unwiderstehlichen Reiz erweckt, die kritische Sonde in Bewegung zu setzen, muß Eigenschaften haben, die auch die breiteren Schichten des Volks interessieren. Mag auch die Wahl zum Führer einer ganzen Gruppe, — selbst, wenn sie nicht

*) Die Schriftleitung der „Heimat" hat stets darnach gestrebt, den Lesern hervorragende Landsleute in ihrer Eigenart vorzuführen, und mündliche und schriftliche Mitteilungen, sowie zahlreiche Einsendungen und Ankündigungen haben gezeigt, daß die Freunde des Blattes damit einverstanden sind. Heute wird den Lesern die Bedeutung eines Mannes vorgeführt, dessen Berücksichtigung der Schriftleitung durch besonders zahlreiche Anfragen und Anerbietungen nahegelegt worden ist, eines Mannes freilich, von dem mehr als von vielen andern das Wort von der Parteien Haß und Gunst gilt. Es wird den Lesern, gleichviel wie sie selbst zu Liliencron stehen, besonders interessant sein, zu sehen, wie ein heimischer Dichter über einen andern und über die Kunst eines Dichters überhaupt denkt. — Der Herr Verfasser hatte die Absicht, in einem einleitenden Artikel auf die einzelnen Bücher Liliencrons einzugehen, und ihn namentlich als Dichter unserer Heimat zu würdigen; leider hat er diesen Plan seines Gesundheitszustandes wegen aufgeben müssen.

erstrebt worden ist, — nicht immer den Allerwürdigsten treffen: ein durchaus Unwürdiger kann dadurch jedenfalls nicht auf den Schild gehoben worden sein. Und wenn seine Dichtergruppe in ihm auch nur den tapfersten Repräsentanten ihrer Eigentümlichkeiten erkannt hat, so macht ihn schon das unserer Aufmerksamkeit wert.

Ich will aber nicht unterlassen, ausdrücklich hervorzuheben, daß für mich persönlich die Thatsache seiner Bedeutung als Lyriker feststeht. Und wenn ich nur die ausgewählten Gedichte von ihm gelesen hätte: ich könnte mich dieser Erkenntnis nicht verschließen. Ich halte ihn ferner für einen hervorragenden Dichter ungebundener Rede. Wären auch nur die im ersten Bande des „Mäcen" mitgeteilten Erzählungen „Das Richtschwert aus Damaskus" und „Die Mergelgrube" zu meiner Kenntnis gekommen: ich müßte dies Bekenntnis freudig ablegen.

Ich lade meine Leser ein, den Gründen der Erscheinung, daß Liliencron noch nicht nach Verdienst bekannt und geliebt ist, nachzugehen. Dabei dürfen wir die Hoffnung hegen, auch von dieser Richtung her unsere Kunde über den Dichter zu bereichern und zugleich auf Thatsachen zu kommen, die eine allgemeinere Bedeutung beanspruchen dürfen.

Wir treffen zunächst auf einen Satz, der die Möglichkeit der Verkennung eines Dichters überhaupt in Frage zu stellen scheint.

Der Wert eines litterarischen Kunstwerks besteht unseres Erachtens darin, daß seine Dichtung Beziehung zu dem gewinnt, was im Herzen des Volks nach Darstellung ringt. Deshalb kann man sagen: mustergültig ist nur das Werk, das bei der Leserwelt mehr oder minder Erfolg hat. Und ist unser Satz auch insofern zu begrenzen, als die Möglichkeit vorliegt, daß ein verdienstvolles Buch infolge widriger Umstände niemals bekannt und deshalb auch nicht gewürdigt worden ist, so trifft er doch in der Umkehrung unter allen Umständen zu. Denn ein Werk, das Jahrhunderte oder auch nur eine erhebliche Zeit hindurch ein künstlerisches Interesse erregt hat, muß diesen Erfolg auch verdienen.

Indem wir hiernach den Erfolg an sich zum Wertmesser für den Wert einer Dichtung erheben, gehen wir davon aus, daß der Grund in der Kongruenz der zur Ausgestaltung kommenden Idee und ihrer äußeren Erscheinung zu erblicken ist. Aber der Erfolg muß — und nur mit dieser Einschränkung ist unser Satz richtig — ein dauernder sein. Je länger die Genossen einer Zeitperiode darin das Spiegelbild ihres eigenen Wesens erkennen, je trefflicher sie in Worte und Bilder gefaßt sehen, was ihr innerstes Leid, ihre geheimste (ihnen selbst vielleicht geheime) Freude ausmacht, um so mehr werden sie in dem Dichter den Löser ihrer Zunge erkennen. Dem Dichter hat von jeher ein Vergleich des menschlichen Herzens mit dem Meere nahe gelegen. Die Wassermassen der Oberfläche wechseln mit Ebbe und Flut, die wühlt jeder Sturm zu Wogen auf. Wer sein Werk auf die wechselnden Tagesmeinungen berechnet, wird rasch den Anschluß an seine Zeit gewinnen, aber auch ebenso schnell wieder verlieren.

Es wird hiernach einleuchten, daß die schnelle, erste Liebe des breiten Lesepublikums sich den Mittelmäßigkeiten zuwenden muß. Der Mensch als die ideale Verkörperung seiner Art mag ein vortreffliches Wesen sein; mit Recht konnte der Werkmeister sich zu dieser Krönung seiner Welt gratulieren. Seine volle Verwirklichung gelingt indessen bekanntlich niemals, selbst eine Annäherung wird nur in vereinzelten Fällen erzielt. Im allgemeinen ist das Scherzwort: „Gott schuf Menschen, sie sind aber auch darnach" noch immer eine zutreffende Satire. Die große Masse ist selten zur Andacht gestimmt; die tieferen Klänge des Gemüts sind bei ihnen in der Regel latent. Ihr Denken und Vorstellen bleibt an der rein äußeren Erscheinung haften; darunter eine unvergängliche Idee zu suchen oder gar zu sehen,

ist der meisten Menschen Sache nicht. Und wenn wir in unsere eigene Brust greifen: wie oft sind wir eher aufgelegt, eine tolle, lustige Posse an uns vorüberziehen zu lassen, anstatt der tiefen Mystik des Faust zu folgen! Wie oft ist selbst der gottbegnadete Genius des Empfangens durch die Verdrießlichkeiten und Geschäfte des Tages abgestumpft, wie oft giebt er einer Muse Gehör, die mit der Eschstruthschen verwandt ist, wenn sie es nicht gar selbst ist. Der Unterschied ist nur der: der eine kommt dabei nicht ganz von dem Gefühl los, daß er seine Zeit vertrödle, der andere schwimmt in voller Behaglichkeit in dem Bewußtsein, seinem Lebenszweck treu geblieben zu sein.

Die von uns geforderte Teilnahme des Lesers an der Dichtung darf aber nicht durch den psychologischen Zwang der Moralpredigten hervorgerufen werden, sondern muß allein auf der Verlockung der Schönheit beruhen, indem dem Dichter eine Form der Überredung gelingt, die bei seinen Lesern Lustempfindung erweckt. Und diese Freude ist nur dann eine künstlerische, wenn der Leser darüber Genugthuung fühlt, daß er lebendig geworden sieht, was er bisher nur dunkel im Herzen gespürt und geahnt hat, Befriedigung darüber, daß es der weltschaffenden Idee gelungen sei, einen Propheten zu erwecken, der es verstehe, das eigentliche Sein der Dinge von der Hieroglyphenschrift ihrer Erscheinung abzulesen.

Legte ich darauf Gewicht, daß nur Ideen von einer gewissen Dauer Gegenstand einer künstlerischen Darstellung sein können, so ist zugleich gegeben, daß die Lustempfindung aus einer gewissen Tiefe der Seele aufsteigen muß. Auch wird nach dem Vorgetragenen einleuchten, daß die breite Masse des Volks nicht mit den Organen ausgestattet ist, diese Seligkeit aus eigener Kraft zu erlangen, daß sie vielmehr eines Mittlers bedarf. Die höchsten Kunstwerke werden denn auch erfahrungsgemäß von der Menge nicht sofort nach ihrem Wert erkannt. Wem unvermittelt das Hosianna aus dem Volk entgegenschallt, ist selten ein Echter. Vor einem Jahrhundert, ja, vor einem halben noch, wo das Lesepublikum ein kleineres und gewählteres war, mag es noch möglich gewesen sein, — jetzt ist es so gut wie ausgeschlossen. In der Gegenwart gilt mehr denn je der Satz, daß der Weg des Genies durch das Dornengestrüpp der Verkennung geht. Das ist das Leiden, womit ein gerechter Gott die Freude des Schaffens vergällt. Zunächst wird der Künstler nur von wenigen erkannt, von ihrer Autorität empfohlen. von dem Volke aber abgelehnt. Allmählich erst werden die Versicherungen der Sachverständigen ernsthaft genommen und ernsthaft bestritten, dann bezweifelt, später auf Treu und Glauben hingenommen, noch später ihre Richtigkeit geahnt und endlich als richtig verstanden und empfunden.

Das sind die allgemeinen Verhältnisse, die jeder künstlerischen Volkstümlichkeit ungünstig entgegenstehen. Dazu kommen für Liliencron diejenigen besonderen Umstände, die allen Dichtern moderner Richtung das Aufkommen erschwerten. Es erübrigt den Lesern der „Heimat" gegenüber, hierauf speziell einzugehen. Als Liliencron nun gar von der realistischen Lyrik auf den Schild gehoben wurde, war er vollends gerichtet. Gegen die neue Schule lehnte sich die alte auf, als ob jedem Alten eine persönliche Beleidigung zugefügt worden sei. So ist es immer gewesen, so wird es immer bleiben. Das wird auch in Zukunft die Tageserscheinung sein, wenn man wieder einmal versuchen sollte, den neuen Wein in neue Schläuche zu fassen. Wie sagt doch Goethe: „Die erbittertsten Feinde der neuen Ideen sind die alten Ideen." Auf die Versicherungen der Alten hin hielt die deutsche Familie es überhaupt für unstatthaft, sich mit dem Neuen bekannt zu machen. Wenn der Bücher lesende oder kaufende Philister überhaupt etwas von Liliencron hörte, so war es was Ungeheuerliches, als ob die neuen Dichter und der rohe Liliencron insbesondere nichts lieber thäten, als Tag für Tag ein Schlammbad nehmen,

sich im Kot wälzen und was dergleichen ansprechende Bilder mehr waren, die der deutsche Michel mit gläubigem Schauder anhörte und glaubte und — mirabile dictu — noch heute zuweilen glaubt. Jeder von uns hat als das Ergebnis seiner Erfahrungen in seiner Seele die Lehre niedergelegt, daß die Wahrheit in allen Fällen sich so lange in der Minderheit befindet, bis sie Hans Dampf in allen Gassen und so billig geworden ist, daß die Spatzen sie vom Dach predigen, und daß man daher eigentlich jede Mißhandlung der Wahrheit gelassen nehmen sollte. Ich weiß aber nicht, ob man die Bergeshöhe dieses Standpunkts festhalten könnte, wenn man selbst in erster Linie beteiligt wäre, wenn einem ähnliche Liebenswürdigkeiten gesagt würden, wie sie den Anhängern der neuen Richtung und unserm Lilieneron insbesondere gesagt worden sind. Ich sage das alles, obgleich ich weiß, daß es sich um einen tragischen geschichtlichen Konflikt handelt, bei dem, wie immer, Recht und Unrecht auf beiden Seiten war und ist.

Alle diese Hindernisse teilte Liliencron mit anderen und jedenfalls mit allen Neuen. Insofern war für ihn ein besonderer Grund zur Beschwerde nicht gegeben. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß die meisten seiner Leidensgenossen rascher zu Gnaden angenommen worden sind als Liliencron. Das gilt selbst für solche, die mehr gestürmt haben als er. Woher kam das? Woher kommt das?

Lilieneron war, als er sich bei seinem ersten Auftreten der realistischen Schule anschloß, älter als die meisten anderen seiner Bundesgenossen. Erfahrungsgemäß haben solche Schriftsteller überhaupt einen größeren Widerstand zu überwinden. Die erste Durchgangspforte von den litterarischen Kreisen zum Bücher- und Lesemarkt ist in der Regel eine Gruppe von Freunden. Persönliche Freunde und Bekannte können es aber nicht vertragen, wenn einer aus ihrer Mitte sich um den litterarischen Ruhm bewirbt. Hier und da mag etwas anderes mitwirken, meistens ist es aber der Verdruß, das Urteil über einen Bekannten, der bereits nach seinem Wesen und Können einregistriert und verbucht ist, berichtigen zu müssen. Wenn niemand vor seinem Kammerdiener groß ist, so ist es auch keiner vor seinem genauen Bekannten. Die Strahlenkrone der Scheffel, Baumbach und Heyse (wohlgemerkt, wenn man sie nicht persönlich kennt) erscheint glaubhaft. Daß aber der Kirchspielvogt von Kellinghusen, der Hardesvogt von Pellworm, dem es nicht hatte gelingen wollen, in seinem Amte Lorbeeren zu sammeln, der für Schema F absolut keine Begabung zeigte, eine Art Genie sein sollte, schien undenkbar.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Liliencron mit einer größeren Jugendlichkeit in die Litteratur eintrat, als man nach dem reiferen Lebensalter, worin er sich befand, hätte erwarten sollen. Und diese Jugendlichkeit trat in der Erotik, worin die Hauptstärke seines Schaffens besteht, mit einem Feuer hervor, wie sie sonst nur der ersten Genußfreudigkeit und Genußfähigkeit eigentümlich zu sein pflegt. Es war die Freude einer ungemein frischen Sinnlichkeit, die nichts von einem Schmachten und Minnen aus der Ferne weiß, vielmehr mit schier elementarer Gewalt darauf dringt, die Geliebte auch wirklich in die Arme zu schließen. In unserer Zeit, die so viel auf sich im Punkte des guten, ehrbaren Tones hält, wo die Familienlitteratur zu einem großen Teil die Lektüre von Frauen bildet, die das Leben nur von einer Seite kennen, die aber niemals daran gezweifelt haben, daß die Dinge der Welt nur diese eine Seite haben, die jeden mit einem Anathema belegen, der die Berechtigung eines andern Standpunktes auch nur anzudeuten unternimmt — ich sage, in einer so gearteten Zeitperiode konnte unserm Dichter der Vorwurf der Unsittlichkeit ebensowenig erspart bleiben, wie er Goethe erspart worden wäre, wäre er jetzt mit seiner Lyrik hervorgetreten.

Als man diesen Vorwurf gegen Liliencron erhob, war er offenbar verfehlt, und auch noch jetzt ist er im wesentlichen nicht berechtigt.

Die Kunst — soll die Darstellung der Erotika nicht von dem Kunstgebiet vollständig ausgeschlossen sein — kann bei dem hier doch wesentlich subjektiven Maßstab sich nicht die Anschauung unkonfirmierter Geheimratstöchter aneignen. Was sie unter allen Umständen zu vermeiden hat, das ist die Lüsternheit. Nun ist Liliencron niemals lüstern. Wo er — und es ist in einigen Fällen geschehen — über die Grenzen der Schönheit hinausgegangen ist, da handelte es sich nicht um Lüsternheiten. Es war vielmehr nur eine Unart. Anfangs war er nur offen, dann verleiteten ihn die ganz unberechtigten Angriffe aus den oben gekennzeichneten Kreisen, deutlicher zu werden, und schließlich wurde er sogar brutal deutlich. Das war keine Kunst mehr, weil es nicht mehr schön war. Es hatte aber auch nur den Zweck, den verhaßten Philister mit seiner engen Kunstmoral zu ärgern. Das hat der Dichter später auf Hieb und Gegenhieb zu wirklichen Ausschreitungen verschärft, zu einigen, glücklicherweise ganz seltenen Ausschreitungen, über deren Nichtberechtigung kein Zweifel bestehen kann.

Ein echter Künstler darf ein Gebiet, ein dem mittelmäßigen Künstler verbotenes Gebiet getrost der Kunst zurückgewinnen. Es kommt nur darauf an, ob er in angemessener schöner Form darzustellen weiß. Der eine will die Hörer überreden, den zur Darstellung gewählten Gegenstand selbst wahrzunehmen, der andere will uns nur (wie die Plastik) die Idee des Abbilds vorführen. Im letzteren Falle wird uns kaum zum Bewußtsein kommen, daß der Gegenstand, falls er wirklich wäre, unser Sittlichkeits- und Anstandsgefühl verletzen müßte. So darf auch der Dichter, der es versteht, unsere Schönheit suchenden Blicke in dem feinen Maschengewebe der dichterischen Form zu verstricken, unsere Sittenrichteraugen getrost mit Blindheit schlagen. Das wird auch der Altmeister Goethe im Sinne gehabt haben, als er in den Gesprächen mit Eckermann den verschiedenen poetischen Formen große Wirkungen beimaß. Für seine römischen Elegieen erachtete er die Form in dem Maße wesentlich, daß das Gesagte bei Übertragung in eine andere Versart „sich verrucht ausnehmen müßte."

Liliencron hat nun der delikaten Liebesscenen genug besungen. Aber es ist so gut wie ausnahmslos in so überwältigender Schönheit geschehen, daß nur ein Lüstling diesen Panzer zu zerreißen vermag und Gedankenwege, die ins Verfängliche führen, wählen kann. Bei uns aber wird das Bewußtsein, einer Kunstoffenbarung teilhaftig zu werden, keinen Versuch aufkommen lassen, selbst sinnlich mitzugenießen.

Man lese die Lieder: „Früh am Tag," „Glücks genug," „Liebesnacht," „Kleine Geschichte," und wie die köstlichen Kleinodien sonst noch alle heißen!

Dabei soll freilich nicht unerwähnt bleiben — denn das gehört mit zu denjenigen Hindernissen, deren Ermittelung uns obliegt —, daß sich bei Liliencron dann und wann eine zu einförmige Abstimmung seiner Liebeslyrik auf die Freuden des Stelldicheins geltend macht. Eine größere Mannigfaltigkeit des äußerlichen Drum und Dran würde bei manchen Gedichten den Genuß wesentlich erhöhen. In den letzten Jahren hat Liliencron wenig mehr geschaffen, und zwar aus Gründen, die seinen Freunden genau bekannt und durch die neuesten Ereignisse fast ein Gemeingut aller litterarischen Kreise Deutschlands geworden sind. Daß Liliencron unter Verhältnissen, die der dichterischen Sammlung günstiger als die gegenwärtigen sind, wieder fruchtbar werden wird, steht zu erwarten und zu hoffen. Dann wird er auch neue Töne gefunden haben. Von dieser Periode erwarten wir eine Liebeslyrik, aus der die gelassene, für sich kaum noch etwas begehrende Ruhe und Klarheit des Olympiers hervorleuchten wird.

Zu den Sittlichkeitspriestern kamen die Moralprediger. Sei der Dichter auch nicht unsittlich, so entbehre sein Schaffen doch das, worauf jeder Wert einer schriftstellerischen Thätigkeit in letzter Stelle beruhe — die moralische Grundlage.

Wollen diese Herren den Anspruch, wie es scheint, erheben, daß auch das litterarische Kunstschaffen den Haupt- oder Nebenzweck habe, auf eine moralische Besserung und Läuterung seiner Leser hinzuwirken, so ist es klug, kurzweg die Waffen zu strecken. Denn mit diesen Moralpriestern ist jede Verständigung ausgeschlossen. Wir reden eben verschiedene Sprachen und verstehen die unsers Gegners nicht. Nach unserer Überzeugung soll die Kunst und insbesondere die Dichtkunst nichts anderes als erfreuen. Alle anderen Zwecke sind ihr fremd und mit ihr, mit ihrem Wesen nicht einmal vereinbar. Sie soll nicht Moral predigen, sie soll und will nur eine Lustempfindung durch Schönheit wecken. Ob die von ihr dargestellten Menschen, die Menschenherzen, deren Schicksal sie uns näher führt, ihr Charakter und ihr Verhalten zur Nachahmung zu empfehlen sind, das berührt ihr Wesen nicht. Auch ist es nicht notwendig, daß die Freude durch die Wahrnehmung hervorgerufen wird, daß die dargestellte Natur eine schöne ist, daß es schöne Gestalten sind, die der Dichter schafft. O, nein! die Freude soll eine tiefere und innerlichere sein. Der Leser soll eine Genugthuung darüber empfinden, daß er die von ihm gewußte oder geahnte Idealgestaltung einer Idee als verwirklicht erkennt, er soll sich darüber freuen, daß die Natur dem Dichter ein so schönes, die Menschen erfreuendes Können, die himmlische Gabe der Kunst verlieh. Es beruht die Schönheit einer Kunstleistung in erster Linie nicht auf dem Gegenstand, sondern vor allem auf der Form des Gebotenen, wozu wir nicht allein den Stil und Vers, sondern auch die Komposition rechnen. Es ist aber (leider) so, daß die große Menge der Betrachter sich nicht von dem Bedürfnis lösen mag, zur Tugend angespornt zu werden. Diese schülerhafte Anschauung ist ein Haupthindernis für die Würdigung eines echten Kunstwerks. Denn einem wirklichen Künstler scheint es ohne Versündigung an der Kunst geradezu unmöglich, seiner Schöpfung ein Moralschwänzchen anzuhängen.

Das freilich kann und soll nicht verhindern, daß sich des Dichters ganze Persönlichkeit, seine Weltanschauung in seinen Dichtungen ausspricht. Eine moralisch widerliche und perverse Persönlichkeit kann keine Lustempfindung erwecken, da ihre Schöpfungen in allen denjenigen Fällen, wo sie ihr Wesen offenbart, nicht schön sein können. Und das ist das Körnchen Wahrheit, das in der Moralforderung enthalten ist.

Fragen wir nun: welche Persönlichkeit tritt dem Leser in den Dichtungen Liliencrons entgegen? so haben wir vor allen Dingen festzustellen, daß scheinbar in seinem Wesen die krassesten Widersprüche unvermittelt neben einander ruhen: Menschenhaß und eine unbegrenzte Liebe zu den Menschen, zähe Treue in der Freundschaft und Wandelbarkeit in der erotischen Zuneigung, die Freude am Krieg, an der Jagd und am Gelage und die Lust an den milden und weichen Stimmungen der Natur und des Menschenherzens, herrliche Kindlichkeit des Vertrauens und scharfes Mißtrauen, demokratisches Aufbäumen gegen die ewige Krankheit der Gesetze und die Abwendung des Aristokraten von der Herrschaft der Menge, das Mitfühlen mit den Geringen, den Armen an Geist und an Gut und die Abwendung des Junkers von der blöden Masse.

Und Liliencron selbst fühlt nicht einmal diese Widersprüche in seiner Brust. Er hat nicht das Bedürfnis, sie in einer höheren Einheit aufzulösen. In gleicher Weise verhält er sich den Widersprüchen gegenüber, die uns die Welt in ihrer Gesamterscheinung darbietet. Er bekämpft das, was ihm unrecht scheint, mit einem Groll, als ob es nur von den Angegriffenen abhinge, diese Zustände auf

einen Schlag zu ändern. Daß auch sie im Dienst einer Notwendigkeit stehen, — der Gedanke scheint ihm nicht zu kommen. Wie er kein Bedürfnis fühlt, in sich selbst eine höhere Einheit zu suchen, so hat er auch keine Neigung, die Widersprüche der Welt von einem höheren Standpunkt aus zu verstehen. Er ist kein Philosoph und Lehrmensch, er befaßt sich nicht mit Auseinandersetzungen. Wir wissen nicht, ob er sich der orthodoxen Anschauung vom Jenseits angeschlossen hat, oder wie er sich dazu stellt. Wenn er — und es ist im „Poggfred" in grandioser Weise geschehen — seine Ideen über die Gestaltung einer transcendentalen Welt darlegt, so werden daraus Bilder, keine Gedanken — Bilder, mit denen uns keine Leiter der Logik verbindet. Seine phänomenale Bildkraft macht ihn unfähig, sich auf sein Denken und Erkennen zu besinnen.

Und dessenungeachtet ist diese von ihm selbst nicht erkannte Einheit seines Wesens vorhanden. Das ist die kindliche Naivetät eines echten, eines großen Künstlers. Überall ist er der frische, fröhliche Dichter, dessen Freude an den Dingen dieser Welt durch keine Reflexion, die die Berechtigung dieser Freude erst vor sich selbst zu beweisen sucht, angekränkelt wird. So finden wir ihn, wenn er sich dem Zauber des freiherrlichen Rittertums ergiebt, so, wenn er den Geheimnissen der Natur und ihrer Lebewesen nachgeht. Seine Balladen, die Militärnovellen, die Jagdgeschichten, alle lyrischen Schöpfungen, worin er die Stunden des Umgangs mit schönen Frauen seines Standes heraufführt — sie sind derselben köstlichen Naivetät entsprossen, worauf die Offenbarungen seines grundgütigen Erbarmens beruhen, das die ganze Welt, mit Einschluß des homo sapiens und des unserer Bosheit überantworteten Tieres, und nicht weniger die stumme, leblose Natur umfaßt.

Die Leser der „Heimat" kennen die Schriften unsers Dichters und wissen, daß er die Sprache meistert wie irgend einer; sie wissen aber auch, daß dessenungeachtet, nicht zu selten, der klare Strom der Poesie von Sandbänken unterbrochen wird, wo er uns in salopper Sprache und in verbrauchten Wendungen nicht neue Gedanken vorträgt.

Darin tritt der von mir hervorgehobene Grundzug seines Wesens ganz besonders zu Tage. Zum Teil mögen diese Schwächen seinem Auge in der That verborgen geblieben sein, in der Regel sind sie aber erkannt. Dann will er entweder die Philister (die tötlich von ihm gehaßten, selbstverständlich nur in thesi und im allgemeinen gehaßten) wegen ihrer „skatledernen Dürftigkeit" ärgern, oder er scheut auch die Mühe des Feilens und bietet uns in der ganzen Naivetät eines Grandseigneurs eine Portion schlechter Verse in dem Vorgefühl, auf der folgenden Seite um so bessere zu geben. Und diese Zuversicht schlägt denn auch in der Regel nicht fehl: es folgen nach solchen Sandwüsten Schönheiten, die uns bis in das Mark erschüttern.

Aber diese Sorglosigkeit hat ihm schwere Steine in den Weg gewälzt. Gegner, die ihn unter allen Umständen ablehnen wollen, haben darin den Vorwand gefunden, ihn auch künstlerisch nicht gelten zu lassen. Die Ungerechtigkeit dieses Verfahrens liegt freilich auf der Hand. Denn ein Dichter hat das Recht, nach dem Besten seiner Schöpfungen, nicht nach dem Verfehlten beurteilt zu werden.

Aus seiner Naivetät leite ich auch alles das her, was er in der Polemik und in der Satire geleistet hat. Ich will vorweg sagen, daß ich diese Leistungen künstlerisch nicht gelten lassen kann, und daß ich sie zu den Sandbänken rechne, die den Strom des Genusses unterbrechen. In vielen Wiederholungen bringt Liliencron erzählend und dichtend seine Klagen über die „Verweibsung" der deutschen Litteratur vor, seinen Spott über die Familienblätter der Geheimratstöchter und so weiter. Sachlich berechtigt sind diese Beschwerden sicherlich, aber es wirkt ermüdend, sich immer wieder sagen zu lassen, wie Liliencron darüber

denkt, da wir es doch schon längst wissen. Und wenn nun gar die Komposition einer Dichtung unterbrochen wird, um diese Beschwerden zu erheben, so halte ich dafür, daß nur ein Naiver einen solchen Kunstfehler begehen kann.

Und die Satire, die unser Dichter bei solchen Angriffen anwendet, ist meines Dafürhaltens wirkungslos und verfehlt. Die Gründe haben wir schon angedeutet. Er trägt diesen Kampf aus in dem Gefühl des Grolls, eines ihm persönlich zugefügten Unrechts gegen eine ganze Richtung, deren Anhänger er am liebsten (jedenfalls dann, wenn er es schreibt), sämtlich als seine persönlichen Feinde ansehen möchte. Da er kein Philosoph ist, glaubt er etwas Wirksames geschrieben zu haben, wenn er seinen Philister in eine Form gezwängt hat, wofür das Leben eigentlich kein Vorbild bietet. Er erreicht auf diese Weise nicht, was er will, nämlich: ein Zerrbild, worin wir die wirklichen Wesenszüge des Verspotteten wiedererkennen. Der Satiriker soll aber auf den Höhen der Menschheit einherschreiten auf Grund einer Weltanschauung, die ihm gestattet, über alles zu lachen — vielleicht aus Ingrimm, daß die ganze Welt erbärmlich sei, daß es daher ungemein thöricht erscheine, sich über eine einzelne Erbärmlichkeit zu entrüsten, oder aber im Bewußtsein einer Überlegenheit, geschöpft aus der Überzeugung, es komme auf diese Welt überhaupt nicht viel an, da sie nur die Schatten der Dinge darstelle, nicht die Dinge selbst. Der Satiriker muß also ein Philosoph sein, dessen Pessimismus oder Optimismus transcendentalen Ursprungs ist. Wir sahen aber, daß unser Dichter nichts weniger als transcendente Neigungen hat.

Liliencron schlägt oft — und es stimmt zu seinem Wesen — den burschikosen Ton an, nicht selten mit gutem Erfolg. Wo dieser burschikose Humor sich aber zur Satire und zum Spott gegen den selbstzufriedenen, satten Philister zu erweitern trachtet, da kehren alle diejenigen Schwächen wieder, die ich soeben bei den eigentlich satirischen Versuchen andeutete.

Es mögen diese Mängel, die wir an der Liliencronschen Muse wahrnehmen, an und für sich nicht zu viel zu bedeuten haben, nichts zu bedeuten haben im Vergleich mit dem echten Gold, das er so reichlich ausstreut: unser Dichter würde aber seine Volkstümlichkeit sehr fördern, wenn er aufhören wollte, diese ihm nicht liegende Polemik zu verlassen und sich dafür dem eigentlichen echten Humor zuzuwenden. Ich meine den Humor, der sich des Ernstes des Lebens bewußt ist und doch über seine komischen, widerspruchsvollen Situationen zu lachen vermag. Liliencron hat uns gerade darin klassische Muster gegeben. Es ist ein ungemein ernster, geradezu abgrundtiefer Humor, der in dem Gedichte „Die neue Eisenbahn" einen vollendeten Ausdruck gefunden hat, es ist der köstlichste Humor des Stilllebens, mit dem er uns in „Auf der Kasse" erfreut.

Ich habe diesen Aufsatz aus dem Gesamteindruck geschrieben, den die Liliencronschen Werke auf mich gemacht haben. Das Bild ist vielleicht nicht in allen Punkten richtig, es ist jedenfalls kein erschöpfendes, es ist eigentlich nicht einmal ein Bild, sondern nur eine Skizze. Wenn ich aber nicht gerade durchweg das Verkehrte getroffen habe, so dürfen wir der Überzeugung sein, daß diejenigen Umstände, die bisher der Volkstümlichkeit unsers Dichters entgegengestanden haben, eine Annäherung des deutschen Volkes an diesen in seiner ganzen Eigenart echt deutschen Dichter nicht verhindern werden. Ja, ist es richtig, was wir behaupteten, daß nach dem natürlichen Verlauf der Dinge ein echter Künstler schließlich doch noch diejenige Anerkennung findet, die er verdient, so sind wir getrost, daß Liliencron dem Herzen des deutschen Volkes einstmals nahe stehen wird. Denn er ist — darüber sind wir einverstanden — ein echter Künstler.

Und es mehren sich die Anzeichen, daß er noch selbst — ausnahmsweise! — diese Anerkennung in Person erleben wird.

Eine Schlafstätte unserer Vögel.

Von **H. Eschenburg** in Holm.

Das Dorf Holm zwischen Wedel und Ütersen liegt an der Grenze zwischen Geest und Marsch. Zu dem Dorfe gehört die unmittelbar an der Marsch gelegene Häusergruppe Holmerberg mit einigen Wohngebäuden und zwei Ziegeleien. Bis hierher reicht der Elbdeich südwärts und scheidet die ausgedehnten Marschweiden dieser Gegend in ein Außendeichs- und Binnendeichsgebiet. In dem letzteren wird der Bedarf an Thon für die nördlich gelegene Ziegelei gewonnen. Die dadurch entstandene wasserreiche Niederung ist jetzt zum größten Teil mit Reet (Schilf, Phragmites communis L.) bewachsen, und in diesem Reet finden zur Herbstzeit Tausende von Vögeln eine sichere Schlafstätte. Am zahlreichsten sind die Stare vertreten, die ihr Quartier im westlichen Teil der Reetfläche haben. Zwar sind sie für den Eigentümer recht unliebsame Gäste; denn unter der Last der dichtgedrängten Vögel neigt sich das Reet zur Seite, und viele Halme knicken in der Mitte, sodaß der Wert der Ernte dadurch ziemlich beeinträchtigt wird. Da aber einige Versuche gezeigt haben, daß es nicht leicht ist, die Gesellschaft zu vertreiben, so hat man die Vögel bisher gewähren lassen. Und sie suchen hier auch nach ihrer Heimkehr ihre Zufluchtsstätte, wenn die Ernte noch nicht vollendet ist.

Der Naturfreund beobachtet mit unermüdetem Interesse, wie die gefiederten Gäste sich mit Sonnenuntergang in ihrem Quartier sammeln.

Wir sind am 18. September etwa ¾ Stunden vor Sonnenuntergang zur Stelle. Dem wundervollen Herbsttage ist ein ebenso schöner Abend gefolgt. Dort in der Ferne zeigt sich bereits die erste Schar der Stare. Nach mehrfachem Hin- und Herschwenken kommt sie näher und trifft bei ihrem Ziele ein. Aber noch ist es zu früh, der Ruhe zu pflegen. Noch locken die warmen Strahlen der sinkenden Sonne zu munterem Flug und lustigem Sang. Oder täuschen wir uns? Gilt das alles vielleicht schon für die bevorstehende Reise? Die hohen Bäume bei Holmerberg bieten einen willkommenen Sammelplatz. Da kommt eine neue Schar, auch sie streicht übers Reet hin und schließt sich der Versammlung in den Bäumen an. Immer größer wird die Gesellschaft, wiederholt fliegt sie ab, mit munterem Flügelschlage schnelle Wendungen ausführend. Aber bald müssen wir unsere volle Aufmerksamkeit aufbieten, um alle neuen Ankömmlinge ins Auge zu fassen. Von allen Seiten kommen sie jetzt in teils sehr großen, teils kleineren Flügen herbeigeeilt. Schnell folgt eine Schar der andern, bis endlich die Sonne unter dem Horizont verschwunden ist. Sie steuern direkt ihrem Ziel zu und lassen sich dann mit schneller, geräuschvoller Wendung ins Reet hinab. Doch wiederholt erheben sich einzelne Schwärme wieder und streifen noch ein Weilchen umher. Allmählich kommen auch die Genossen von den Bäumen hergezogen.

Bald nach Sonnenuntergang schließt die Wanderung mit einigen Nachzüglern ab. Aber die Gesellschaft überläßt sich noch nicht dem Schlafe. Horch! Welch ein Lärmen von dem unaufhörlichen Plaudern und Schwatzen in dieser großen Versammlung. Es tönt uns in einiger Entfernung ins Ohr, als sei es das Geräusch von dem Dampfe, den man aus der Dampfmaschine entweichen läßt. Wie viele mögen die Ruhestätte aufgesucht haben? Ob es 5—6000 sind, wie mein Begleiter annimmt? Ich glaube, er hat nicht zu hoch geschätzt.

Da kommt ein Neugieriger und macht sich das Vergnügen, die Gesellschaft aufzuscheuchen. Erst nach einigem Bemühen gelingt es ihm. Eine schwarze Vogelwolke erhebt sich mit einem Lärmen, als ob aus der Wolkenbank am fernen Horizont der Donner herüberschalle. Doch die Stare achten der Störung nicht und suchen gleich ihren Platz wieder auf, der ihnen sicheren Schutz gewährt vor allem

vierfüßigen Raubgesindel. Aber ihr schlimmster Feind, der „Klemmer" (Sperber, Astur nisus L.) bedroht sie auch hier. Fast geräuschlos streicht er bald am Reet entlang, bald darüber hin. Längere Zeit hat er schon gejagt. Noch hat er keinen Fang gemacht. Ob es ihm gelingen wird, die begehrte Beute zu erhaschen? Da er sich auch an den folgenden Abenden regelmäßig einstellt, so müssen wir annehmen, daß sein Bemühen nicht vergeblich ist.

Inzwischen haben sich beim andern Ende des Reetfeldes, unmittelbar bei Holmerberg, neue Gäste gesammelt, die zierlichen munteren Schwalben[1]). Zunächst treffen kleine lockere Flüge ein, die bald wieder verschwinden und neue Genossen mitbringen. Dies wiederholt sich mehrfach, und die Gesellschaft wächst immer mehr an. Bisher haben sie noch eifrig in den unteren Luftschichten gejagt. Jetzt ist die Sonne untergegangen. Nun steigen die Schwalben höher empor und sammeln sich mehr. Immer mehr treffen von der Geest ein. Sie schwingen sich weiter empor und schließen sich enger zusammen, um gleich danach wieder auseinander zu weichen. Wieder sammeln sie sich, und nun wird der Schwarm ebenso dicht wie bei den Staren. Immer hastiger wird jetzt der Flug, immer schneller und geschickter die Wendung, immer lebhafter der Ruf. Hei! wie das durcheinander wirbelt, als wenn zur Winterzeit die Schneeflocken fliegen! Nun zerstreuen sie sich wieder und entschwinden unserm Gesichtskreis. So geht das muntere Treiben noch eine Zeit lang fort.

Da sind sie wieder zu neuer Sammlung zurückgekehrt. Pfeilschnell schießen jetzt einzelne ins Reet hinab, ihnen folgen bald mehr. Noch einmal entfernt der Schwarm sich, doch schneller als vorhin ist er wieder da. Immer mehr fahren jetzt pfeilschnell hinunter, und nach einigem Hin- und Herfliegen fallen die letzten in ziemlich dichten Schwärmen ein. Eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang sind etwa 1000 Schwalben im östlichen Teil der Reetfläche geborgen. Wir treten nahe an das Reet; hier und da fliegen einzelne Vögel auf, und mit leichtem Schwung hebt sich der freigewordene Reethalm. Dort sehen wird deutlich einige Schwalben auf dem oberen Teile des geneigten Halmes sitzen. — Bei unserer Annäherung haben wir auch einige Bachstelzen („Ackermann"- Motacilla alba L.) aufgescheucht, deren Ankunft wir nicht wahrgenommen haben. Ob die dort auch in größerer Anzahl ihre Nachtherberge finden? Weitere Beobachtung an einem der nächsten Abende wird uns Aufklärung verschaffen. Da wir sie hauptsächlich von der Geest her zu erwarten haben, nehmen wir unsere Stellung unmittelbar bei Holmerberg. Die ersten Stare sind schon eingetroffen, aber es dauert noch eine geraume Weile, bis die ersten zwei Bachstelzen eintreffen. Ihnen folgen andere zu dreien und vieren, auch wohl einzeln, einmal kommen sogar sieben. Die Sonne ist bereits untergegangen; nun beeilen sie sich. Auf den nahen Ziegeleigebäuden haben sie sich schon gesammelt; jetzt kommen elf und gleich danach zwölf. Damit hat die Wanderung ihren Höhepunkt erreicht; eine Viertelstunde nach Sonnenuntergang haben sie alle ihr Quartier gefunden. Wir zählten 155; es mögen aber auch von drüben her einige eingetroffen sein, und wir schätzen daher, daß etwa 200 Bachstelzen die Herberge mit den Schwalben teilen. —

Ein ganz anderes Bild zeigt sich dem Beobachter acht Tage später, nachdem schon die ersten Nachtfröste den Bohnen und Gurken verderblich gewesen sind. Die Stare sammeln sich mehr zu einem gewaltig großen Schwarm auf den Weiden. Die übrigen zahlreichen kleinen Flüge kommen in der Dämmerung so nahe über der Erde herangestrichen, daß sie sich vor dem Reet wieder aufwärts schwingen müssen.

[1]) Ich habe nur Rauchschwalben erkannt; in der Dämmerung war es mir bei dem höheren Fluge der Vögel nicht möglich, zu unterscheiden, ob sich später auch andere Schwalben eingefunden hatten.

Die Schwalben, deren Reihen schon gelichtet sind, zeigen wohl noch die gleiche Ausdauer; aber wie still geht alles ab! Die früher hereinbrechende Dämmerung erschwert uns unsere Beobachtung. Wohl sehen wir den Schwarm wiederholt zurückkehren, aber vergebens warten wir, daß die Schwalben ihr altes Quartier aufsuchen sollen. Hoch in den Lüften sind sie im Abenddunkel verschwunden und wahrscheinlich den vorausgeeilten Schwestern nach Süden gefolgt. —

Der September scheidet mit dem freundlichsten Gesichte. Noch einmal kehren wir zu unserm Beobachtungsposten zurück. Wie schön, aber wie herbstlich still ist es in der Natur. Die ersten Flüge der Stare treffen ein, sie fliegen wiederholt übers Reet hin und her, ohne sich niederzulassen, dann schwenken sie südwärts, sie haben Abschied genommen. Andere Schwärme kehren garnicht erst zurück. Da kommt der gewaltig große Hauptschwarm; aber nur ein kleiner Teil schwenkt nach dem Reet ab, um Quartier zu nehmen, alle andern ziehen südwärts. Sie werden freilich kein fernes Ziel mehr erreichen können, und diese Nacht in einer andern Reetfläche des Elbgebiets verträumen. Mit Sonnenuntergang kommen noch zahlreiche kleine Flüge, die sich wieder im Reet niederlassen. Und in der Dämmerung kommt endlich noch ein recht starker Schwarm der alten Schlafstätte zugeeilt. Danach erschallt erst das lebhafte Geschwätz aus dem Reet, aber viel schwächer als sonst, denn der größte Teil der früheren Gesellschaft hat die gastliche Stätte verlassen.

Sprichwörter, volkstümliche Ausdrücke und Redensarten, Volksreime, alter Volksglaube.

Zusammengestellt von **H. Eschenburg** in Holm bei Uetersen.

(Fortsetzung.)

Nötigung zum Essen.

158. Nu langt man to — mi bloß nich na de Haar (na'n Kopp. K.) Pb. B. Hf.
159. So, Lüd, nu langt to! Langt œvert Brot hin un lat de Botter stahn. Carst.
160. Nęhm di to un smęr di op! Aver schon mi de Botter. (?)
161. Et se, Naversch, un wenn se ok bet an't Gęle kommt. (Sie hatte nämlich nur ein Ei erhalten. Carst.) K. Hf. Carst.
162. Eßt, meine lieben Gäst', Aber eins thut mir leid,
Und laßt euch's schmecken wohl. Daß ihr so große Stücke abschneid't. K. Hf. B.
163. Eßt, meine lieben Gäst',
Und wenn ihr nicht eßt,
Seid ihr auch meine lieben Gäst'. K.
164. Jung, lang to un itt! sä de Moder, sunst löppt de Hund mit dinen Magen weg. Holst. n. Ek. 238. (?)
165. Hau in 'e Botter un stipp in 'n Kees. Eiderst. n. Schütze.
(Zu den Heißhungrigen, die über's Essen herfahren?)
166. Bejet et dem Munde un wenn de et nich mag, so ętet et sölvst up. Hbg. n. Schütze.
167. „Wat ęten!" (Ruf zum Essen). Antw.: Schölt wi uns denn nich satt ęten? Holm. Hf. B.
168. Nödigt ward ni! Muß don, as wenn du in din eegen Hus büst. verbr.
169. Et! dat du grot warst. verbr.
170. a) Ęt man düchdig to — dat ward di doch vær 'n Mahltid rękent. B. H. Pb. Hf. DW.
b) .... dat ward di morgen noch nich weller baden. K. Pb. Hf. B. DW.
171. Putz man weg! morgen is 't suer. K. Pb. Hf. B.
172. Dat stick man noch bi di. H. Pb. Hf.
173. Duppelt ritt ni. D. N.-Dithm.
174. Dat geit'r noch baben satt 'rin (oder: baben Hunger weg. DW.) verbr.

Entgegnung des Genötigten.

175. Wenn 't Nödigen gar keen End hett — (auch scherzhafter Weise, wenn man garnicht genötigt ist, worauf man mit zu essen anfängt). K. P. Hf. B. DW.

176. Mut 'n ęten, wenn een wat baden ward. K. Pb. Hf. B.
177. Mut 'n nix versmadn. (Schütze mit dem Zusatz: As Stock un Släg.) Pb. K. Hf. B.
178. Ik will mi dat Tüg dar nich üm tweirieten laten. K.
(Bei diesen Worten setzt man sich mit zu Tische.)
179. De Vörbaden wölt de Nabaden nich inlaten. Schütze. (?)
(Entschuldigung derer, die von den nachfolgenden Gerichten nicht mehr essen können. S.)

Begrüßung bei Tische.

180. Prost Mahltid. (In übertragener Bedeutung: Ja wull! Prost Mahltid, d. h. du hast dir vergebliche Hoffnung gemacht, wie derjenige, der bei diesem Gruße vergeblich auf eine Einladung zum Essen hoffte. Man vergl. 181 u. 187—192.) verbr.
181. Prost Mahltid! sä de Heistmer Bagt, do harr he wat ęten. Vergl. Eck. 417.
182. Prost üm 'e Hälst, — all krieg ik 't ja doch nich mehr. K.
183. Will 't smecken? Antw.: Baden de Näs nich, aver ünner de Näs. Verbr. i. westl. Holst.
(Bei K. mit dem Zusatz: Dar is so 'n lütt Lock, dar geit 't höllisch 'rin.)
184. Het 't smeckt? Antw.: Ja! bloß mi is de Aptit darbi vergahn. Wedel.
185. Schall ik ok wat af? — Sünst smiet ik 'n Kram unner 'n Disch. K. Hf. B.
186. So sliedig? Antw.: Ja! sünd bi 't Inföhrn. Pb.

Verschiedenes.

187. He kann sik um 'n Bart wischen. K. Pb.
(In N.-Dithm. mit dem Zusatz: As Koopmann sin Müs.)
188. He kann an 'n Proppen rüken. verbr.
189. a) He blivt æver as ol Lucksche, — weer sæbenmal to Hochtid un kreeg ni eenmal 'n Teller af. N.-Dithm.
b) . . . as 't föst Rad an 'n Wagen. verbr.
c) . . . as de drütt Fahl an 'n Titt. K.
190. Dat geit sin Näs værbi. K. Pb.
191. He mag sik wat hosten. Hbg. u. Eck.
192. Wenn du 'n bittn ehr kamen weerst, harrs wat mitęten kunt. verbr.
193. De nich kummt to rechter Tid,
Den geit de Mahltid quit. verbr.
194. Ęt nich ehr, ehr du wat hest. K. Hf.
195. De Kæksch mut vun 't Pröven satt warn. Pb. K.
196. a) De Kæksch un de Katt — De Knech (auch: de Lüttmeik. Hf. B.) un de Hund
Hebbt ümmer wat, — Mæt töven, bet wat kummt.
(Kriegt lich satt. Stapelh.), Hf. B. Stapelh.
b) Kæksch un Katt, — Hund un Knecht
De kriegt wull wat, — Is man wat slecht. Wilstermarsch.
197. Dar is noch keen Kæksch bi 'n Füerherd verhungert. Carst., ähnlich N. VII, 955.
198. a) Warst klok? seggt Reher, schöllt in 'e Kæk wat ęten. Pb. Hf.
b) Büst ni kläuker? Bi 'n Krämer ward in 'e Kæk wat ęten.
K., aber aus anderer Gegend stammend.
c) Bis ni klöker? seggt Hans Kröger, denn muß wat in 'e Kæk ęten. Stapelholm.
199. Wat de Buer ni kennt, dat fritt he ni. verbr.
200. Wat weet de Buer vun Gurkensalat? Den itt he mit de Mistfork. verbr.
201. Dat Messer snitt in dree Dag mehr as in eenen. verbr.
202. Dat Nest snitt ok keen smölt'n Botter. Carst. DW.
203. Dar kann man 'n Swin mit locken. Wilstermarsch.
(Wenn die Klinge im Messer lose geworden ist.)
204. De de Gabel fallen let, mut de Zech betaln. B.
205. Is god. wat keen Jud büs (zu dem, der das Eßgerät fallen läßt, weil nach Volksmeinung ein Jude dann nicht wieder anfangen darf zu essen). verbr.
206. Sni di man nich in 'e Tung (auch: Schuller) (wenn das Messer beim Brotschneiden falsch gehandhabt wird).
207. Selbst ęten makt fett. (?)
208. Wat 'n sülben itt, smeckt ümmer am besten. B.
209. Wer 't Krüz het, segnt sik sülbn toerst (vergl. „Heimat" 1897, S. 86). verbr.
210. Dat is keen Mod, dat de Krüff na 't Pęrd geit. K.
(Sinn: Es widerspricht der Sitte, — auch in übertragener Bedeutung.)
211. Wat ik ni mag, gęv ik minen Mops. K.
212. He kann ęten, wo et bi kalt is. (Sinn?) (?) Holst. u. Eck. 104.
213. 't is Middag, man noch keen Mahltid. K. Pb.
214. Wenn 't lang duert, töwt wi noch 'n bęt'n verbr.

215. Du makst din Mag (Liv) to 'n Dranktunn. verbr.
216. He makt sin Mund to 'n Rünnsteen. FLb.
217. Dat kummt ja doch all in een Liv. H. Pb.
218. Dat süht hier ut, as wenn dar de Swin west sünd. K. Hf.
(Reckend zum Tischnachbar, wenn man selber Speisen verschüttet hat.)
219. Jk hess wat in 'n sünndagschen (auch: verkehrten) Hals krẹgen. verbr.
220. „Jk kann nich antamen!" — Dat sä de Düvel ok, as he sin Großmutter beweenen schull. DW. (Carst. mit dem Zusatz: Un seet babn op ẹr.)
221. „Dat is mi to vẹl! Antw.: Vẹl ward up 'n Wagen fahrt. FLb. Preetz. DW. K.
222. Du büst god to 'n Deernsmedn (settiger Mund nach der Mahlzeit). DW.
Vergl. „Heimat" 1897, S. 47.
223. Morgn seht wi mit 'n fett Mul um de Eck (vor einem Festtag). FLb.
224. Krüppnbieter = hat ein schlechtes Gebiß (entlehnt vom Pferde). Pb. K. Hf. B.
225. Rachenputzer = Schnaps nach der Mahlzeit. K. Hf.
226. 'n Proppn upsetn = die Mahlzeit mit einem Stück Käse oder Brot abschließen.
K. Pb. Hf. B.
227. Arm Kœksch het 'n Platen verbrennt! K. Hf.
(Mit diesen Worten hielt die Köchin auf großen Hochzeiten usw. eine Tellersammlung ab.)

Alter Volksglaube.

228. Wenn die Mahlzeit vollständig aufgezehrt wird, giebt's am andern Tage gutes Wetter.
229. Wer den Hühnersteiß ißt, kann nicht gut schweigen. K. Holm. Hf.
230. Wer Gänse-Eier ißt, kann nicht gut schweigen. B.
231. Wer gut heiße Speisen genießen kann, der kann auch gut schweigen. K. Hf. B.
232. Wer den Hühnermagen verzehrt, der kann alle Speisen vertragen. K. Hf.
233. Dat Botterbrot smeckt so söt, et ward rẹgen. K. Hf. B.
234. Wenn 't Botterbrot up de Bottersied fallt, ward 't rẹgen. K. Hf. B.
235. Wenn Pannkoken Blasen smiet, gift 't 'n Brut in 't Hus. K. Hf. B.
236. Wi lẹvt noch 'n Jahr tosamen. K. Hf. B.
(Wenn bei Tische zwei Personen nach demselben Stück langen).
237. „Dat büst mi nich günnt west!" sagt man zur nächsten Person, wenn einem etwas von der Speise entfällt.
238. De up 'e scharp Dischęck sitt, mut sæven Jahr ümsünst frien. K. Hf. Stapelh.
239. De æver 'n Pannsteert itt, mut sæven Jahr ümsünst frien. K. Hf.
240. Wenn bei Tische das Salzfaß umgestoßen wird, giebt's Streit. K. Hf. B. Stapelh.
241. Wenn bei einer Hochzeit die Zahl der Tischgäste ungerade ist, so muß einer von ihnen im selben Jahr sterben. Hf. B.
242. Im durchschnittenen Hechtskopf findet man Christi Leiden abgebildet. Hf. B.
243. Sparknaken, das Gabelbein eines genossenen Vogels, wird von zwei Personen auseinandergerissen, und wer dabei das größte Stück erhält, der kann am besten sparen. K.
244. Wenn die Mädchen einen Apfel (eine Kartoffel. Carst.) in einem Stück abschälen können, so werden sie ein neues Kleid erhalten. K.
245. Die Mädchen werfen die Apfelschale über ihren Kopf nach hinten, um aus ihrer Lage die Anfangsbuchstaben von dem Namen ihres Zukünftigen zu erforschen. K. Carst.
246. Wenn das Brot auf die Oberseite gelegt wird, giebt's Unglück im Hause. K. B.
247. Trockenes Brot giebt rote Backen. verbr.
248. a) Brotknust (auch: Brotrinde) gift Knæs. H. B. Carst.
Ein alter Mann, der nicht gut mehr beißen konnte, pflegte den Kindern die Rinde zu reichen mit den Worten: „Dar hest du den Havern, ick nimm dat Hackels." K.
b) De Köst bringt Glück un makt rode Backen. („Heimat.") (?)
c) Wenn Mädchen tüchtig „Knust" essen, bekommen sie starke Brüste. B.
249. Wenn weibliche Personen Zwillingsfrüchte essen, werden sie als Mutter auch Zwillinge zur Welt bringen. K.
250. Bevor man das Brot anschneidet, muß man mit dem Messer ein Kreuz darunter machen, sonst muß die Tochter im Hause noch ein Jahr umsonst freien. („Heimat.") (?)
251. a) Wenn dat Brot is rẹten æver 'n Knust, gift dat 'n Brut in 't Hus. („Heimat.") (?)
b) Wenn dat Brot in 'e Läng rẹten is, gift 'n Doden in 't Hus. K. Hf. Carst.
252. a) Wenn dat Brot is rẹten mit 'n Knust, gift 'n Doden in 't Hus. („Heimat.") (?)
b) Wenn dat Brot verdwer rẹten is, gift et Kinddöp oder 'n Brut in 't Hus. K. Hf.
253. Wenn dat Brot is baben rẹten, gift wat Nies to weten. („Heimat.") (?)
Wenn et æverher rẹterig is' .... K. Hf.
254. a) Wer ein ganzes Korn im Brote findet, hat Glück. K. — wenn er es in der Tasche bei sich trägt. Carst.

b) Ein ganzes Roggenkorn beim Broteſſen im Munde bedeutet großes Glück. Drage in Stapelholm.

c) Wer ein ganzes Korn im Brot findet, legt es über die Stubenthür und muß den, der zuerſt eintritt, heiraten; oder die Perſon trägt den Vornamen des (der) Zukünftigen. Carſt.

255. Na Thee krigſt Lüs in 'n Liv. K. Hſ. Carſt.

256. Na kolt'n Kaffee ward'n ſchön (auch: Na Rok von kolt'n Kaffee). verbr.

257. Krigſt de Neg un tokam Jahr de Weg. K. Hſ. Pb. B.
(Derjenige, dem man das letzte einſchenkt, erhält zuerſt die Wiege. Carſt.)

258. Wenn eine unverheiratete Perſon ſich beim Trinken zum Reſt etwas zuſchenken läßt, ſo wird ſie eine böſe Schwiegermutter bekommen. K.

259. Dar ſwimmt noch Gäſt up 'n Thee (Theeſtengel). verbr.

a) Harte Stengelteile deuten auf männlichen, weiche Stengelteile auf weiblichen Beſuch. K. DW. Kellingh.

b) Iſt der Theeſtengel hart, ſo taugt es nichts, iſt er weich, ſo iſt es gut. Carſt.

260. a) Blaſen auf dem Kaffee deuten Beſuch an. verbr.

b) Wenn die Blaſen in der Mitte kreiſen und dort verſchwinden, wird der Gaſt nicht verweilen, wenn ſie an den Rand ziehen und dort ſtehen bleiben, wird der Gaſt länger verweilen. K. Hſ.

c) Nähern die Blaſen auf dem Kaffee ſich dem Trinker, ſo wird er Geld empfangen, entfernen ſie ſich von ihm, ſo muß er Geld ausgeben. Hſ. B. Carſt.

(Fortſetzung folgt.)

Mitteilungen.

1. **Grüttbüdel und Tambour.** (Vergl. „Heimat" Nr. 10, S. 203: Wiedergänger.) Eine Leſerin unſeres Blattes ſendet über dieſe beiden Wiedergänger nach den Erzählungen ihrer Großmutter (geb. 1772) aus deren Jugend folgende Mitteilungen: Zwei Diebe, alſo Grüttbüdel und Tambour, wollen bei alten Leuten, die beim Fiſchteich (Bergenhuſen) wohnen, ſtehlen. Als ſie eingebrochen ſind, hören ſie, daß die Frau das Vaterunſer betet, und einer ſagt zum andern: „Hier können wir nicht ſtehlen; die alten Leute ſchlafen ja noch nicht." Darauf gehen ſie nach der Ziegelei, nahe am Gehölz, die nicht mehr in Betrieb iſt, wo eine Frau, deren Mann in Eiderſtedt arbeitet, mit ihren Kindern wohnt und eine Bleicherei hat. Sie wollen durchs Fenſter; die Frau aber, welche erwacht iſt, ſteht auf, holt ein Beil und wehrt ſich durch Hiebe gegen die Eindringlinge, ruft auch: „Hans Tambour, lat mi tofręd'n!" „Ja, wenn du uns kennſt, mußt du dran glöw'n" (glauben), ſagt dieſer. Da läuft einer von ihnen nach dem Dorfe und holt aus einer Scheune einen Heuhaken. Nun haken ſie ins Zeug der Frau, ziehen ſie ans Fenſter und töten ſie. Von den Kindern iſt eins unters Bett gekrochen, eins aus dem Haus geflüchtet und hat ſich unter einen Stachelbeerſtrauch verſteckt, eins von dieſen oder ein drittes (?) wird noch durch einen Schnitt in die Kehle, aber nicht tödlich, verwundet (Hartwig hieß dieſes). Am andern Morgen, als der Mord bekannt wird und viele Leute ſich am Ort der That verſammelt haben, kommen auch die beiden Mörder. Ihre Namen ſind durch die Kinder, die ſie von der Mutter haben ausrufen hören, bekannt geworden. „Wat is hier denn paſſeert?" fragen ſie. Die befragten Leute nennen einfach die That und laſſen ſich noch weiter nichts merken. Dann möchten ſie doch die ermordete Frau mal ſehen. Sie werden zur Leiche geführt, welche, als die Decke gelüftet wird, wieder anfängt zu bluten. (Das war nach dem Volksglauben damals ein ſicheres Zeichen der Thäterſchaft.) Nun werden die beiden Mörder verhaftet und ins Gefängnis nach Süderſtapel gebracht. Hier gelingt es Grüttbüdel, einem Scherenſchleifer, zu entfliehen. Da kommt die Polizei auf den Gedanken, den Scherenſchleifer durch ſeinen treuen Hund zu ſuchen. Leute werden beauftragt, dieſen zu holen; ſie bringen ihn ins Gefängnis, und nachdem er dort Spuren berochen, führen ſie ihn am Stricke hinaus. Er ſchlägt ſpürend den Weg nach Erfde ein und geht in ein alleinliegendes Haus am Erfderdamm, wo eine Frau beim Pfannkuchenbacken ſteht. Dieſe wird gefragt, ob ſie Beſuch habe. „Nein," ſagt ſie verwundert. „Ja, es iſt doch wohl ein Fremder im Hauſe?" „Nein, ganz gewiß nicht." „Na, wir wollen denn doch mal nachſehen." „Meinetwegen gerne." Sie laſſen nun den Hund locker; er läuft durch den Kuhſtall, ſpringt auf einen Torfhaufen, und hinten in einer Ecke wird der Schleifer gefunden. Die Frau weiß natürlich nichts von dem Eindringling und iſt ganz erſchrocken. Bald werden die Mörder in Süderſtapel vom Landvogt zum Tode verurteilt und dann auf dem Galgenberg zwiſchen Süderſtapel und Seeth (nicht Seth) hingerichtet. M. Plett in Nortorf.

2. **Aus dem Leben des Storches.** Zu dem gleichnamigen Artikel von J. Rohweder in Nr. 7 der „Heimat" ſind noch zwei Darſtellungen eingegangen, aus denen die nachfolgenden perſönlichen Beobachtungen der Einſender hier mitgeteilt werden ſollen.

a) Die Mitteilungen aus dem Leben des Storches in Nr. 7 und 9 der „Heimat" riefen auch in mir eine Erinnerung aus meiner Kindheit zurück. Ich hatte als Knabe öfters Gelegenheit, das Treiben unseres alten Bekannten zu beobachten, da auf dem Wohnhause meiner Eltern, einem alten sächsischen Bauernhause in Padenstedt (bei Neumünster) seit Menschengedenken sich ein Storchnest befand und damals 6 Storchfamilien im Dorfe ihr Heim gegründet hatten. Es war vor nunmehr 60 Jahren — ich war ein Knabe von 11 Jahren —, als in den letzten Tagen des Augustmonats eine Schar Störche vom Norden her in geschlossener Kolonne, wohl etwa 200 an der Zahl, ihren Flug über mein Heimatsdorf nahm und hier auf eine kurze Zeit Halt machte. Alle Wanderer ließen sich nieder, sodaß fast alle Firsten der Gebäude des Dorfes, auf Häusern und Scheunen, mit langen Storchreihen besetzt waren. Die einige Augenblicke rastenden gefiederten Reisenden begrüßten ihre Genossen im Dorfe mit lebhaftem Klappern, und nach diesem kurzen Konzert erhob sich die ganze Gesellschaft; auch sämtliche Padenstedter Störche nahmen Abschied von ihrer nordischen Heimat und schlossen sich dem Zuge an. — Es wird aus diesem Fall zu entnehmen sein, daß unsere Hausstörche auf ihrer Reise unterwegs andere aufnehmen und so ihre Züge mehr und mehr verstärken, wenn es südwärts geht.

In meiner Heimat heißt unser Hausstorch im Plattdeutschen „Abbar," und nur in dem bekannten Kinderreim redet man ihn mit „Adebar" an.

J. Butenschön in Hahnenkamp.

b) In meiner Jugend hatte ich folgendes Erlebnis: Mein Vater hatte einen Hühnerhof von 100 Hennen und 6 Hähnen, nebst vielen Küchlein. Auf dem Hofe des Nachbarn war ein Storchnest mit Jungen. Eines Tages steht der Storch in der Nähe unseres Hühnerhofes, sich scheinbar die Fütterung der Küken ansehend. Nachdem unser Mädchen sich entfernt hatte, erhebt sich urplötzlich ein mächtiger Lärm auf dem Hühnerhofe. Die Magd eilt zurück und erblickt den Storch mitten unter den Küchlein; die Glucke schlägt, fortwährend aufbrausend, wütend auf den Storch, während dieser die Flügel hebend in aller Ruhe nach rechts und links auslangend bereits 3 Küchlein getötet und eins davon verschluckt hat.

Seit 20 Jahren war kein Storchnest in unserm Dorfe gewesen. Jetzt ist hier wieder eins auf einem Hof. Mitte August, nachdem die jungen Störche dieses Nestes flügge waren, kamen eines Tages 2 andere junge Störche und begehrten Einlaß; er wurde ihnen aber verweigert, worauf ein kurzer Kampf mit dem Abzuge der Neulinge endete. Des andern Tages kamen in hoher Luft unzählige Scharen Störche; sie schwebten über dem Hofe, kamen herab und besetzten unter Geklapper die ganze First des Hauses und der Nachbargebäude; es wurden 180 gezählt. Das Nest blieb unangetastet, es herrschte voller Friede auf etwa eine halbe Stunde. Auf das Geklapper eines Storches erfolgte ein allgemeines Tutti, und die ganze Gesellschaft erhob sich, um sich auf die hiesige Mühle zu setzen. Ein wundervoller Anblick! Die wagerechten Mühlenflügel wurden zunächst besetzt, Mann an Mann, soviel hinauf konnten, dann das Müllerhaus und die Scheunenfirst; schließlich wurde der oberste Flügel der Mühle vom zuletzt herbeigeflogenen Paar aus dem Neste besetzt. Der eine Storch dort in schwindelnder Höhe hatte offenbar seine Rede noch nicht einstudiert; denn er trampelte fortwährend auf dem Heck herum, — oder ob ihn die Füße schmerzten, wer weiß es? — genug, die ganze Gesellschaft beschäftigte sich teils mit dem Ordnen des Gefieders, teils mit Flügel- und Beinübungen. Das dauerte wohl 20 Minuten, sodaß viele Leute herbeikamen, um zu staunen oder von den Störchen angestaunt zu werden. Allmählich wurden diese unruhig. Da — oben „in himmlischen Höhn" ging eine Rede von Stapel, und das Ende nicht abwartend, fiel urplötzlich die ganze Gesellschaft der Störche in ein mächtiges Geklapper mit ein; dann breiteten alle die Flügel aus, und: „Ade, du mein Heimatland!" ging's nach Süden in die Ferne. — Einen so schönen Anblick aus der Tierwelt wird man wohl kaum wieder haben. St. in W.

3. Beim Schlittenfahren. Wenn im Winter die Kinder auf abschüssiger Bahn mit ihrem Schlitten hinabfuhren, dann riefen sie hier in Flensburg noch vor einigen Jahren bei der Abfahrt, um freie Bahn zu haben: „Seira!" Dies Wort wird verschiedentlich erklärt. Einige meinen, es solle heißen: „Seil ad!" = „Segel los!" (dänisch). Andere meinen, es heiße eigentlich: „Jeg seier an!" = „Ich sage an!" (plattdänisch). Wieder andere halten es für ein (korrumpiertes) französisches Wort. Mitunter hörte man zur Abwechselung auch rufen: „Udepalüs!" — d. h. „Ud ad Lys!" = „Aus dem Licht!" (dänisch). Heutigestags rufen sie: „Heiß, heiß!" — wohl vom Kellner gelernt?

J. J. Callsen in Flensburg.

Bemerkung. In Kiel rufen die Knaben beim Schlittenfahren, besonders aber beim Gleiten (Glitschen) auf den Straßen „Hacker!" meistens mit lang ausgezogener Endsilbe. Das Glitschen wird auch stets Hackern genannt. Über die Bedeutung und das Alter des Wortes habe ich nichts erfahren können. Lund.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Digitized by Google